F. X. Himmelstein

# Jugendschriften.

20. Bändchen.

# Weckstimmen.

## Lehrreiche Erzählungen

gesammelt

von

Dr. F. X. Himmelstein.

Würzburg.
Druck und Verlagseigenthum von F. X. Bucher.
1888.
In Amerika bei Mühlbauer & Behrle, Chicago.

Sacd. Pr. Himmelstein

~~179 mp~~

1559

F. X. Himmelstein

# Jugendschriften.

20. Bändchen.

(Schluß.)

# Weckstimmen.

Würzburg.

Druck und Verlagseigenthum von F. X. Bucher.

1888.

# Weckstimmen.

## Lehrreiche Erzählungen

gesammelt

von

Dr. F. X. Himmelstein.

Würzburg.
Druck und Verlagseigentum von F. X. Bucher.
1888.

# Inhalt.

1.

## Kindliche Liebe.

Das dichte Gedränge
Des gesegneten Volkes entwirrt sich nun,
Es verliert sich die Menge;
Nur Wenige ruh'n
Noch knieend in stillem Gebete.
Von allen Lampen nur Eine
Bleibt vor dem goldnen Schreine
Des Tabernakels hangen.
Die darf des Messners Hand nicht erlangen,
Die darf sie verlöschen nicht,
Denn sie ist das ewige Licht.

Ed. v. Schenk.

Das Hochamt am Feste Allerheiligen war beendigt. Die letzten Orgeltöne waren verklungen, und in dem hochgewölbten Gotteshause herrschte eine wahre Sabbathruhe. Der Kerzenschimmer war verloschen, nur vor dem Tabernakel flackerte noch das Flämmchen der Lampe, die als das Sinnbild des lebendigen Glaubens, der glühenden Liebe und der immerleuchtenden Hoffnung bei Tag und bei Nacht brennt. Die Weihrauchwolken, das schöne Symbol des gläubigen die Wolken durchdringenden Gebetes, durchzogen in langen Streifen das Schiff der Kirche, und die Sonnenstrahlen, welche durch die bemalten Scheiben der hohen Chorfenster einfielen, übergossen den reich vergoldeten Hochaltar mit dem siebenfarbigen

Scheine des Regenbogens, jenes bedeutungsvollen Denkzeichens des alten Bundes, dessen Vollendung und Erfüllung hier in dem immerwährenden Opfer des neuen Bundes gefeiert wird.

Das Gotteshaus war bereits von Betern entleert, nur droben im Chorstuhle nächst dem Hochaltare kniete noch der Priester im stillen Gebete; und drunten im Langhause, im Winkel des hintersten Kirchenstuhles kauerte ein altes Mütterchen. Sie mußte in tiefe, süße Andacht versunken sein, denn ihr faltenreiches Angesicht leuchtete in wahrhaft himmlischer Freude, aus ihren unbeweglich nach dem Tabernakel gerichteten Augen fielen Thränen nieder auf den Rosenkranz, den sie zwischen den gefalteten Händen verschlungen hielt. Zu ihren Füßen saß ein kleines Mädchen mit roth glühenden Wangen und blickte mit Ehrfurcht und stiller Wehmuth zu der verklärten Beterin auf. Als aber die Thränen aus den Augen der lieben Großmutter immer reichlicher niederperlten, da schien die Kleine ängstlich zu werden, denn sie erhob sich behutsam und sprach, indem sie die gefalteten Hände der Weinenden sanft rüttelte, mit halblauter, schmeichelnder Stimme: „Komm, Großmütterchen, laß uns heim gehen! Du weinst Dir ja die Augen ganz roth und könntest leicht wieder krank werden. Hast mir doch schon oft gesagt, beim lieben Gott werde nicht mehr geklagt und geweint, da sei lauter Freud und Seligkeit, und Du hast vorhin den lieben Gott empfangen, und weinst doch! Komm, komm, die Mutter zu Hause wird sonst bange um Dich, und die Kirchenthüre wird auch zugeschlossen werden."

„Hab' ich geweint, Kind?" sprach die Alte, wie aus einem süßen Traume erwachend und sich die Augen wischend. „O dann ist's nicht aus Leid geschehen; ist mir ja gar so wohl um's Herz. — O du liebes, schönes Gotteshaus, wie vielen Trost hab' ich schon in dir gefunden, wo aller Menschentrost nichts mehr helfen wollte! Wie viele und große Gnaden, von meiner Taufe angefangen, hab' ich in dir empfangen, wofür ich Gott in alle Ewigkeit nicht genug danken kann, — und erst heute wieder! — — Aber ich fühle es, ich muß Abschied von dir nehmen, ich werde dich wohl nicht mehr betreten; aber ich darf doch meine müden Gebeine draußen im Schatten deiner Mauern zur Ruhe legen, bis der Herr Jesus sie wieder lebendig macht zur frohen Auferstehung. — Komm denn, Mariechen, wir wollen jetzt heim gehen. Reich mir meinen Stecken und hilf mir aufstehen.

Aus der Kirche getreten, hielt sie vor dem Portale inne und sprach, indem sie mit ihrem Stocke nach der Kirchhofmauer hindeutete: „Sieh, Marie, dort neben dem Kreuze, merke Dir fein das Plätzchen, wo sie die Großmutter in's Grab legen werden. — Aber Kind, wirst Du dann auch jedesmal, so oft Du an meinem Grabe vorüber zur Kirche gehest, für mich beten? Wirst Du Dein verstorbenes Großmütterchen auch immer in der heiligen Messe mit einschließen — besonders wenn Du den Priester in einem der Meßgewänder erblickest, die sie der Kirche geschenkt hat — das blutrothe und das himmelblaue und das weiße mit den goldenen Lilien? Vergiß das ja nicht!"

„O liebe Großmutter,“ entgegnete das Kind mit schluchzender Stimme, „wie sollt' ich deiner vergessen! Aber sprich doch nicht so, sonst muß ich weinen. Nicht wahr, Großmütterchen, du stirbst noch lange nicht? Ach wenn du stirbst, wein' ich mich zu todt!“

„Doch, doch,“ sagte diese, „du mußt dich schon darauf gefaßt machen, daß ich bald Abschied von dir nehme, um hinüber zu gehen in die Ewigkeit; aber trostlos brauchst du deshalb nicht zu werden. Sieh, lieb' Mariechen, wenn du fromm und gut bleibst, dann werden wir uns ja droben im Himmel wiedersehen. O wie freue ich mich darauf, wenn ich dich dann dem göttlichen Heiland und seiner lieben Mutter Maria vorstellen darf, und wenn wir dann zusammen mit den Engeln und Heiligen das „Großer Gott, wir loben Dich,“ singen, so froh, so laut, daß es im weiten Himmel widerhallt, und die heilige Cäcilia spielt die Orgel dazu. O wird das eine Freude sein!“

Eben trat der Pfarrer aus der Kirche und redete die Alte mit freundlichem Gruße an:

„Ihr tragt halt schwer, gute Lisbeth!“

„Jawohl trag ich schwer, hochwürdiger Herr; achtzig Jahre liegen auf meinem Rücken und darunter gar manches zentnerschwere Jahr. Bald, bald werden die morschen Knöchlein vollends zusammen brechen.“

„Ei ei, Lisbeth,“ entgegnete der Pfarrer, indem er lächelnd mit dem Finger drohte, „die morschen Knochen könnten immer noch ein paar Jährchen halten, wenn Ihr sie mehr schonen wolltet.

Jetzt solltet Ihr noch zu Hause im warmen Bette stecken."

„Hochwürden haben schon recht, aber sehen Sie, ich konnte nicht anders, ich hatte gar zu großen Hunger nach der Engelspeise."

„Ei, Lisbeth, Ihr hättet mirs ja durch Euer Mariechen da nur sagen lassen dürfen, und ich hätte Euch die heilige Communion in's Haus gebracht. Die kalte Morgenluft und die feuchte Kirche tauchen nichts für Euch. Ihr habt Euch gewiß wieder einen schlimmen Tag geholt."

„Ich glaube nicht," erwiderte Lisbeth ganz zuversichtlich.

„Mir ist's, als seien die schlimmen Tage für mich vorüber. Und wär's auch, wie Euer Hochwürden sagen, so meine ich, ein so seliger Morgen, wie ich ihn heute genossen, wäre auch um acht schlimme Tage nicht zu theuer erkauft. — Jetzt bin ich wieder erfrischt und gestärkt, denn ich habe meinen göttlichen Heiland im Herzen. Komme, was da will, ich bin bereit. — Nun, Mariechen, sage noch geschwind dem hochwürdigen Herrn Pfarrer den schönen Spruch her, den du mir alle Morgen vorbetest, dann wollen wir in Gottes Namen heimwärts stolpern."

Die Kleine recitirte nun mit glockenhellem Stimmchen:

„Zu Gott blick auf<br>
In deinem Lauf<br>
Und himmelwärts<br>
Erheb dein Herz,<br>
Du Wandersmann hienieden!

Durch Kampf und Streit
Durch Sorg und Leid
Am Kreuzesstab
Fahrt über's Grab
Dein Heiland dich zum Frieden."

„Gelobt sei Jesus Christus!" fügte es mit zierlicher Verneigung bei, und die Großmutter gab ihr „In Ewigkeit. Amen!" dazu, und dann machten sich Beide auf den Heimweg.

Der Pfarrer sah den langsam dahin Wandelnden lange nach, und sprach mit einem Blick zum Himmel: „O möchte mir Gott recht viele solche Pfarrkinder schenken!"

Nun aber müssen wir uns doch mit der alten Lisbeth näher bekannt machen. Sie genießt in der Gemeinde eine gewisse Berühmtheit, und Alt und Jung weiß von ihr zu erzählen. Wie das gekommen, werden wir nun hören.

---

## 2.

Eltern, Kinder — Namen der Liebe,
Worte der Pflicht, Bande der Natur,
Zweites Band nach Gott!

St. Hieronymus.

Es trug sich zu um die Zeit der Leipziger Völkerschlacht. Lisbeth war damals ein schmuckes Mädchen von sechzehn Jahren und allgemein beliebt. Ihr Vater verwaltete das Amt des Ortsvorstehers — ein schweres und sorgenvolles Amt bei den Durchmärschen der Kriegstruppen, wo die Gemeinden durch Einquartirungen und Liefer-

ungen hart mitgenommen und oft mit unerfüllbaren Anforderungen gepeinigt wurden.

Im Dorfe war eine Abtheilung Soldaten unter einem Commandant einquartirt. Der Vorsteher war sonst ein herzensguter Mann, wenn es aber galt, seine Leute gegen ungerechte Anmaßungen der Soldaten in Schutz zu nehmen, dann trat er mit aller Entschiedenheit dazwischen. Da geschah es dann eines Tages, daß er, wie schon öfter, mit Soldaten wieder in einen Wortwechsel gerieth, welcher diesmal so heftig wurde, daß einer derselben ihn an der Gurgel faßte, er aber in aufbrausendem Zorne den Angreifer mit der Faust so gewaltig auf die Brust stieß, daß derselbe zurücktaumelnd rücklings zu Boden fiel und aus Mund und Nase das Blut quoll. Das versetzte natürlich die anwesenden Soldaten in Wuth, und der Feldwebel schrie: „Schurke, das soll dich theuer zu stehen kommen, das kostet dich dein Leben! Packt den Halunken! Fort mit ihm zum Commandanten, und wenn er sich wehren will, haut ihn ohne Erbarmen nieder!"

Doch der Vorsteher dachte nicht daran, sich zu wehren; sein Zorn war im Augenblicke verraucht und hatte dem Schrecken Platz gemacht. Leichenbleich und wie gelähmt stand er da und ließ sich ohne den geringsten Widerstand von zwei Soldaten abführen.

Kaum hatten sie das Haus verlassen, so kehrte Lisbeth von einem Geschäftsgange zurück. Erschrocken blieb sie unter der Stubenthüre stehen. Die Mutter lief händeringend in der Stube umher, die Geschwister weinten und jammerten laut.

Es war ein herzzerreißender Anblick. „Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“ rief Lisbeth in schrecklicher Angst. „Die Soldaten haben den Vater fortgeschleppt und wollen ihn todt schießen!“ schrieen die Kinder. Wie ein Donnerschlag traf Lisbeth diese Nachricht. Sie erbebte und zitterte an allen Gliedern, so daß der Korb, den sie am Arme trug, ihr entfiel und seinen Inhalt auf den Boden ausstreute.

Im nächsten Augenblicke war Lisbeth verschwunden. Ohne sich recht klar zu sein, was sie wolle, stürmte sie aus dem Hause und rannte durch das Dorf. Vor der Kirche holte sie die Soldaten ein, deren Einer den Vater am Arme festhielt und vorwärts zerrte. Ohne langes Besinnen rannte sie diesen an und biß ihn mit solcher Kraft in den Arm, daß er mit einem lauten Wehschrei den Gefangenen los ließ. Kaum fühlte sich der Vorsteher frei, so ergriff er die Flucht und verschwand nach wenigen Augenblicken hinter der Kirche. Die Soldaten standen anfangs verblüfft und sahen einander beschämt an; dann aber ließen sie ihren Zorn an dem Mädchen aus, welches sie unter wildem Fluchen mit Faustschlägen mißhandelten und dann als Gefangene fortschleppten.

Lisbeth wurde alsbald dem Commandanten vorgeführt, welchem die Soldaten den Hergang berichteten. Der Commandant, welcher nicht zu den gefühllosen Soldaten gehörte, wie das Kriegsleben sie gar oft erzeugt, und selbst Familienvater war, betrachtete das Mädchen mit sehr gemischten Gefühlen.

„Unglückskind,“ redete er dasselbe an, „was

hast du gethan? Hast du nicht bedacht, welche Folgen solches Wagniß für dich haben werde, welch schwerer Strafe du entgegengehst?"

„Herr Commandant," entgegnete Lisbeth unerschrocken, „ich habe an Nichts gedacht als an die Noth meines Vaters und an seine Befreiung. Gott sei Dank, sie ist gelungen, mag nun über mich kommen, was da will."

„Nimm die Sache nicht leicht; nach dem Kriegsgesetze hast du das Leben verwirkt, weil du einen Gefangenen mit Gewalt befreit und an einem kaiserlichen Soldaten dich vergriffen hast."

„O ich will gern sterben, ist doch das Leben meines Vaters gerettet, dessen schrecklicher Tod meine gute Mutter und meine armen Geschwister unaussprechlich unglücklich gemacht hätte."

Der Commandant fühlte sich zu tief ergriffen, als daß er das Verhör noch weiter hätte fortsetzen wollen; er ließ darum das Mädchen einstweilen in Arrest führen und sandte eine reitende Ordonanz an den eine Stunde entfernt stationirten General, um Verhaltungsbefehle zu erholen. Die Antwort lautete dahin, daß es dem Commandanten überlassen werde, in der Sache nach Gutdünken zu handeln, indessen möge derselbe jedenfalls nicht außer Acht lassen, daß sie sich nicht in Feindes- sondern in Freundesland befänden.

Doch ehe derselbe noch einen festen Entschluß über das nun einzuhaltende Verfahren gefaßt hatte, nahm die Sache eine andere Wendung. Es wurde ihm nämlich gemeldet, der entflohene Vorsteher sei erschienen und bitte um gnädige Audienz.

„Dem Himmel sei Dank!" sagte der Com-

mandant für sich und befahl, den Ortsvorsteher augenblicklich vorzuführen. — „Was wollt Ihr?“ herrschte er den Eintretenden an.

Dieser sprach, den Hut verlegen in den Händen drehend, mit demüthigster Verbeugung:

„Euer Gnaden, Herr Commandant, ich bin der Vorsteher, der den beiden Soldaten, die ihn gefangen führten, entsprungen ist. Ich weiß nicht, ob man Ihnen den Hergang ganz wahrheitsgetreu berichtet hat, erlauben darum Euer Gnaden, daß ich es thue.“

Der Commandant, welcher ihm mit über der Brust verschlungenen Armen anhörte, nickte zustimmend, und der Vorsteher fuhr fort:

„Euer Gnaden werden sich überzeugt haben, und haben es ja schon etlichemale belobend anerkannt, daß unsere Gemeinde Alles aufbietet und keine Opfer scheut, um die Bedürfnisse Ihrer Leute zu befriedigen (der Commandant nickte bejahend), aber die Soldaten stellen mitunter Forderungen, die wir mit dem besten Willen nicht erfüllen können. Da kam es nun, wie schon öfter, auch heute wieder zu einem Wortwechsel, der aber diesmal so heftig wurde, daß mich einer der Soldaten bei der Gurgel faßte, und ich stieß ihn so gewaltig zurück, daß er zu Boden stürzte und Blut brach. Das war freilich gefehlt, ich weiß es und hab es auch gleich bereut; aber man hat es eben an mich gebracht, und ich bin halt auch ein Mensch und kein Engel. Da haben sie mich als Gefangenen fortgeschleppt, und ich hab mich nicht gewehrt, aber meine größere Tochter, die Lisbeth, hat mir die Flucht möglich gemacht,

und ich war drüben im Gehölze in Sicherheit. Nun aber hab ich gehört, daß man das arme Mädchen statt meiner festgenommen hat und es strenge bestrafen will; darum komme ich, mich dem Kriegsgerichte zu stellen und sein Strafurtheil über mich ergehen zu lassen. Aber darum," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „darum bitte ich flehendlich, daß das Kind frei gelassen werde. Wenn Lisbeth gefehlt hat, so ist die Liebe zu ihrem Vater schuld daran, und — und — nein es ist nicht möglich, daß Euer Gnaden dem guten Kinde die Liebe zu seinem Vater als Verbrechen anrechnen. Ich bitte, o ich bitte! und dabei fiel er auf die Kniee nieder, und seine Augen hafteten fragend auf das tief gesenkte Angesicht des Commandanten.

Dieser stand eine Weile schweigend und nachdenkend. Endlich richtete er sich auf und sprach: „Nun gut, was euere Tochter betrifft, so soll euere Bitte gewährt werden, sie soll frei und straflos sein; Ihr aber als der eigentliche Schuldige — —" Mit weit geöffneten Augen, mit verhaltenem Odem und bang zitternden Herzens erwartete der Vorsteher den Ausspruch. Der Commandant aber fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Nun denn, in Gottes Namen will ich für diesmal Gnade für Recht ergehen lassen: Um Euerer wackeren Tochter willen ertheile ich Euch Pardon. Führt sie getrost heim. Ich hoffe aber, daß Ihr Euch künftig vor solchen Streichen hüten und bemühen werdet, dieses Euer Vergehen nach Kräften gut zu machen!"

Auf's Höchste überrascht und ganz trunken

vor Freude sprang der Vorsteher von seinen Knieen auf und rief:

„Ja, das soll geschehen! O, wie soll ich Ihnen für diese Gnade danken! So lange ich lebe, werde ich diesen Edelmuth nicht vergessen, aller Welt will ich's erzählen und alle Tage werde ich mit Weib und Kindern Gott bitten, daß er Euer Gnaden in den Kriegsgefahren in seinen allmächtigen Schutz nehme und Ihnen in diesem Leben und in der anderen Welt vergelte, was Sie an uns gethan haben!"

„Thuet das!" sagte gerührt der Commandant, „und nun behüt' Euch Gott, Vorsteher!"

Die Abführung des Vorstehers und die Gefangennahme seiner Tochter hatten im Dorfe große Aufregung hervorgerufen, und unter der auf dem Kirchplatze sich drängenden Einwohnerschaft jeden Alters und Geschlechtes ging es stürmisch her. Da plötzlich rief eine Nachbarin: „Da kommen sie ja!" Und Aller Augen wendeten sich nach der Seite, von welcher der Vorsteher mit seiner Tochter eilenden Schrittes daher kam. Jetzt aber erschallte ein hundertstimmiges, nicht enden wollendes Jubelgeschrei.

Der Vorsteher schwang seinen Hut und rief ihnen entgegen: „Wir haben Pardon erhalten, lohn's Gott dem edlen Commandanten!" — Und „Hoch lebe der Commandant!" war die weitschallende Antwort, und im Triumphe begleitete die Menge Lisbeth an der Hand ihres vor Freude weinenden Vaters zu ihrer Wohnung.

Lisbeth war von nun an der Stolz der Dorfgemeinde, und noch Jahre lang feierten die

Burschen Lisbeths Heldenthat durch ein vom alten Schulmeister gedichtetes Lied, in welchem es hieß:

Der Schulz ist gefangen,
Sie wollen ihn hangen;
Da kommt sie gesprungen
Und beißet den Jungen,
Daß laut er aufschreiet,
Der Schulz ist befreiet.
Der Großthat zum Lohn
Wird Beiden Pardon. H.

---

3.

## Das Brod der lieben Mutter Gottes.

Der Vater des kleinen armen Jakob war vor Elend gestorben. Sechs Monate später erlag auch seine Mutter der großen Noth und dem schweren Kummer um den geliebten Gatten und auch sie entschlief zu einem besseren Leben. Als sie bereits mit dem Tode rang, fiel ihr sterbender Blick auf ihr Söhnlein, das an ihrem Lager stand. „Lebe wohl," sagte sie, „mein theueres Kind; das Einzige, was mich in diesem Augenblicke ängstigt und mir das Scheiden aus dieser Welt schwer macht, ist der Gedanke an deine Zukunft. Was soll aus dir werden? O du armes, armes verlassenes Kind! Ach, daß ich doch dich mitnehmen dürfte! Bleibe brav, und wir werden uns im Himmel wiederfinden!"

So war Jaköbchen allein in der Welt geblieben. Er war erst sieben Jahre alt. Eine barmherzige Nachbarin erbarmte sich des verlassenen

Kleinen, nahm ihn in ihr Haus auf und gedachte Mutterstelle an ihn zu vertreten. Sie pflegte ihn mit aller Liebe und Sorgfalt. Indeß der Knabe wollte nicht froh werden. Seine Gedanken weilten bei den hingeschiedenen lieben Eltern, sein Herz sehnte sich nach Vater und Mutter, und nichts auf Erden konnten ihn dieselben ersetzen.

„Im Himmel," sprach das Kind zu sich selbst, „im Himmel muß es schön sein, denn Vater und Mutter haben mich, den sie doch so lieb hatten, verlassen, um in den Himmel zu gehen. Dort hat man gewiß alle Tage zu essen, im Himmel friert man sicher nicht und zittert nicht vor Kälte. Warum haben sie mich nicht mitgenommen! O könnte ich doch wieder bei ihnen sein!" So jammerte der Kleine fortwährend. Eines Tages nun, als er wieder so heißes Verlangen nach den lieben Eltern hatte, beschloß er, sie im Himmel aufzusuchen. Er machte sich also auf den Weg. Wohin? Das wußte er selbst nicht. Er schlug den ersten besten Weg ein und gelangte nach mehrstündigem Marsche in einem Dorfe an, wo er ganz erschöpft an der Thürschwelle des ersten Hauses ohnmächtig niedersank. Ueber der Thüre des Hauses stand eine schöne Muttergottes-Statue, es war das Pfarrhaus.

Als Jakob wieder zu sich kam, begann er so laut zu schluchzen und zu weinen, daß es der Pfarrer in seinem Zimmer hörte. Er trat aus der Thüre und fand den ganz erschöpften kleinen Wanderer.

„Wer bist du, armes Kind? Wo kommst

du her, wo willst du hin?" fragte theilnehmend der Seelsorger.

„Ich bin der kleine Jakob," antwortete er mit matter Stimme. „Mein guter Vater und meine liebe Mutter haben mich allein gelassen. Sie sind in den Himmel gegangen, und die Mutter sagte mir, als sie weg ging, im Himmel fänden wir uns wieder. Nun will ich sie suchen. Sag' mir nur, wo ich den Himmel finde. O ich bin so müde; ich bin schon gar weit gegangen." — „Komm' mit mir, lieber Kleiner, wir wollen zusammen den Weg dorthin aufsuchen," sprach tiefbewegt der Pfarrer und führte ihn mit sich in's Haus.

Mit väterlicher Liebe nahm der gute Seelsorger sich des verlassenen Kindes an und freute sich recht oft über dessen Einfalt und Liebenswürdigkeit. O wie glücklich fühlte sich Jakob im Hause des guten Pfarrherrn, allein der Gedanke an seine lieben Eltern im Himmel verließ ihn auch da nicht. „Herr Pfarrer," sprach er eines Tages, „wo ist denn der Himmel? Du wolltest mich ja dahin führen, du hast es mir versprochen."

„Bete recht inständig zum lieben Gott, mein gutes Kind," sprach der Pfarrer, „und Er wird dich den Himmel finden lassen, wenn du recht fromm und brav bist." Jakob ließ sich's gesagt sein. Er betete gar fleißig, einen großen Theil des Tages brachte er in der stillen Dorfkirche zu. Besonders gerne weilte er vor dem Bilde der lieben Mutter Gottes mit dem Jesukindlein auf dem Arme; das erinnerte ihn so lebhaft an seine Mutter. Das Bild war schon sehr alt und

kein Meisterstück, die Gesichter sahen blaß und abgemagert aus, und Jakob empfand inniges Mitleid mit Maria und ihrem lieben Kinde, die beide so ausgehungert aussahen. In seiner kindlichen Einfalt fiel ihm einmal ein, die heilige Jungfrau sei so blaß und mager, weil sie nichts zu essen habe. Bei diesem Gedanken traten ihm die Thränen in die Augen, denn er dachte an die Armuth und Noth seiner eigenen Mutter. Er eilte nach Hause; sein Entschluß war gefaßt: am andern Morgen aß er nur die Hälfte seines gewöhnlichen Frühstücks; dann eilte er mit der andern Hälfte zur Kirche und legte sein Butterbrod zu den Füßen der Gottesmutter nieder, indem er sprach: „Nimm es nur, liebe Mutter Gottes, und iß und gib auch dem Jesukindlein davon. Ich habe es nicht gestohlen, nein ich hab mir selbst es abgebrochen, es ist die Hälfte von meinem Frühstück; ich will dir jetzt jeden Tag soviel bringen." Darauf entfernte er sich.

Als er des Nachmittags wieder in die Kirche kam, war das Brod verschwunden, und er war voller Freude, daß die liebe Mutter Gottes seine Gabe nicht verschmäht hatte. Von der Zeit an brachte Jakob jeden Morgen die Hälfte seines Frühstücks, und richtig war am Nachmittage das Butterbrod verschwunden. — Aber trotzdem sahen Maria und das Jesukind immer noch so bleich und elend aus. Das ging dem Knaben doch sehr zu Herzen und er beklagte sich darüber bei seinem Wohlthäter.

„Herr Pfarrer," sagte er betrübt, „schon viele Tage theile ich mein Frühstück mit der

lieben Mutter Gottes in der Kirche, weil sie so mager ist und gewiß Hunger leidet, aber immer will sie nicht besser aussehen. Wie mag doch das sein? Sie wird wohl vor Hunger krank sein."

„Aber das todte Bild kann dein Brod nicht essen."

„Ja, ja, sie ißt Alles, was ich ihr bringe."

Der Pfarrer, welcher sich Gewißheit über den sonderbaren Vorgang verschaffen wollte, sagte seinem Schützling, er möge nur fortfahren seine Gabe zu den Füßen der Himmelskönigin nieder zu legen; es werde sie gewiß freuen. Am nächsten Morgen stellte sich der Pfarrer in den Beichtstuhl, von wo aus er das Bild gerade vor Augen hatte. Es währte nicht lange, nachdem Jakob sich aus der Kirche entfernt hatte, da öffnete ein kleiner Knabe schüchtern die Kirchthüre und näherte sich leisen Schrittes dem Bilde, kniete dort nieder und nachdem er kurze Zeit still und andächtig gebetet hatte, erhob er sich, nahm mit einem Dankesblick auf das Bild das Butterbrod, küßte es, verbarg es unter seinen Kleidern und wollte sich eilig entfernen. Da trat plötzlich der Pfarrer aus dem Beichtstuhle und hielt den Kleinen an. Dieser blieb stehen und rief mit zitternder Stimme: „O ich bin kein Dieb; ich bin blos gekommen, das Brod zu holen, das die liebe Mutter Gottes mir alle Tage gibt."

„Aber wie weißt du denn, daß die liebe Mutter Gottes dir das Brod gibt?" fragte der Pfarrer.

Mit weinerlicher Stimme antwortete der Knabe:

„Ach, ich ging von Thür zu Thür, mir Brod zu betteln, denn ich bin gar sehr arm und habe Niemand, der sich meiner annimmt. Die Leute wiesen mich unbarmherzig ab, und fast wäre ich vor Hunger gestorben; da trat ich hier in die Kirche und bat die liebe Mutter Gottes, mir doch zu helfen, daß ich nicht verhungern müsse; und als ich aufblickte, lag zu den Füßen der Mutter Gottes da ein Butterbrod. Seit der Zeit komme ich täglich hieher, und jeden Tag schenkt sie mir wieder das Brod."

Jakob hatte also wirklich in diesem Bilde den Heiland genährt und auf diese Weise den Weg zum Himmel gefunden.

Der gute Pfarrherr aber nahm sich auch dieses armen Kostgängers der lieben Mutter Gottes mit väterlicher Liebe an und trug Sorge, daß derselbe in eine Erziehungsanstalt für verlassene Waisenkinder aufgenommen wurde.

O gütigste Jungfrau Maria, es ist noch nie gehört worden, daß Einer, der seine Zuflucht zu dir nahm und dich um Hilfe anflehte, von dir verlassen worden sei!

---

## 4.

## Das letzte Wort der Mutter.

In einem kleinen Häuschen an der Berghald liegt ein armes Mütterchen vom Fieber gequält auf dem Sterbebette. Eben hat der Pfarrer sie

verlassen, welcher ihr die heiligen Sakramente gespendet, die wundersame Wegzehrung für die ernste Reise in die Ewigkeit ihr gereicht. — Rechts vom Bette knieen weinend zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von neun und zehn Jahren. Auf der anderen Seite sitzt eine ärmlich, doch reinlich gekleidete Frau, welche der Kranken liebevoll den kalten Schweiß von der Stirne wischt, und der man es ansieht, daß ihr nur das leid thut, daß sie nicht Linderung im Leiden schaffen kann. Ein Mann ist nicht zu sehen; — ach, der Vater ist schon vor Jahren heimgegangen in's große himmlische Vaterhaus. Unter schwerer Arbeit hatte er sich und seiner Familie das tägliche Brod verdient, im Sommer als Taglöhner, im Winter als Holzhacker; auf einem gefährlichen Berggange verunglückte er, fiel in eine Schlucht, wo man ihn als Leiche auffand. Seine Stelle im Häuschen vertrat bisher seine Schwester, eben die Frau, die jetzt so sorgenvoll am Bette der kranken Mutter sitzt. — Soll diese nun auch sterben, wer sorgt dann für die zwei armen Kleinen? Wer sorgt für ihr tägliches Brod, für Kleidung, wer für ihr späteres Fortkommen?

Solche Gedanken müssen dem armen Mütterlein das Sterben recht schwer machen. — Und doch ist es nicht so; ruhig sieht es der Auflösung entgegen, ruhig blickt es nochmals auf die weinenden Kinder und sagt mit gebrochener Stimme: Ihr sollt nicht weinen, Kinder; Gott sorgt für Alle, er wird auch für euch sorgen, wann ihr brav und gut bleibt. Und setzte den Spruch bei, den sie den Kindern so oft wiederholt hatte:

„Müßt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen;
Guten Kindern steht das Glück stets offen."

Das waren des Mütterleins letzte Worte; ein neuer heftiger Fieberanfall löschte ihr flackerndes Lebenslicht aus.

Daß die armen Waisen am offenen Grabe der Mutter recht bitterlich geweint und ihr versprachen immer recht gut und brav zu bleiben, kann man sich denken. Wohl erkannten sie im Grunde nicht, was sie verloren und welches ihre traurige Lage sei; aber gerade deshalb waren ihre Thränen um so aufrichtiger, ihre Trauer um so tiefer; sie trauerten und weinten nicht aus Eigennutz, nicht weil sie mit der Mutter Vieles verloren, sondern einzig und allein deshalb, weil sie ihr Mütterlein geliebt, innig und kindlich geliebt.

Ach, wie einsam war es jetzt im kleinen Häuschen, weil die Mutter überall fehlte, im Hause und außer dem Hause. Aber die Zeit macht Alles wieder gut; und nach und nach ward es im kleinen Häuschen an der Bergeshalde auch wieder lebendiger. Die alte Tante Lisbeth vertrat Vater- und Mutterstelle, so gut als sie es nur immer konnte, und hielt vor Allem am alten Spruch fest.

„Müßt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen;
Guten Kindern steht das Glück stets offen."

Die Kinder, Fritz und Marie, fingen nach und nach an, nicht das liebe Mütterlein zu vergessen, aber doch an ihre Abwesenheit sich zu gewöhnen, und die vorige Munterkeit kehrte zurück.

Zuweilen kam auch Vetter Anton, um Lisbeth zu rathen und zu helfen, und er kam nie, ohne den Kindern etwas mitzubringen.

Aber auf die Länge konnte es im kleinen Häuschen doch so nicht fortgehen. Die Lisbeth war alt und schwach, Häuschen und Gärtchen waren an Verwandte verschuldet; am Tische aßen drei, verdienen konnte nur Lisbeth, und diese sehr wenig; so mußte nothwendig mit dem Frühjahre eine Aenderung eintreten, so unlieb das den Kindern und der guten Base war.

Das Häuschen wurde verkauft, der geringe Erlös reichte nicht einmal hin, die Schulden zu bezahlen. Die kleine Marie mit der alten Lisbeth nahm Vetter Anton in sein Haus auf, Fritz wurde einem entfernten Verwandten, einen reichen Gutsbesitzer übergeben.

Den beiden Geschwistern ging die Trennung von einander und vom kleinen Häuschen sehr zu Herzen. Am Härtesten fiel dem kleinen Fritz die Trennung von Lisbeth, die er wie eine zweite Mutter liebte. Das letzte Wort der Tante beim Abschied war:

„Müßt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen;
Guten Kindern steht das Glück stets offen."

Bisher hatte Fritz über diesen hundertmal gehörten Spruch nicht nachgedacht; jetzt zum erstenmal beim Abschied vom Häuschen, vom Schwesterchen und von der Tante fiel er ihm auf und er sagte sich selbst: brav bin ich bisher gewesen; auf Gott hab' ich auch vertraut, aber wo ist das Glück, wenn ich um Alles komme, was mir so

recht lieb ist? Doch er dachte über die Sache nicht weiter nach, und so ganz unlieb war es ihm auch nicht, zu seinem Vetter in das große Haus an der Landstraße zu ziehen. Herr Müller hatte keine Kinder, aber, da er große Besitzungen hatte, eine Menge Knechte und Mägde, über welche er wie ein König herrschte. Von Charakter war er schroff und auffahrend, zu Zeiten auch wieder gutmüthig. Den Knaben hatte er mit Widerwillen aufgenommen; das fühlte Fritz gar bald, und das schöne große Haus, die belebte Landstraße, selbst die schönen Kleider und reichliche gute Nahrung ersetzten ihm nicht das freundliche Lächeln des verstorbenen Mütterleins oder der Tante Lisbeth.

In einer Beziehung jedoch handelte Herr Müller weise an seinem jungen Verwandten, er ließ ihm eine tüchtige Schulbildung geben. Vor und nach den Unterrichtsstunden hatte Fritz nicht Rast oder Ruhe; strenge Arbeit gehörte zu seinem täglichen Brode; dabei gab es Zurechtweisungen und harte Worte in Menge. O wie oft dachte Fritz an das kleine Häuschen auf der Berghalde, an die sorgenfreie heitere Jugend in der Nähe des Mütterchens und der Tante; wie oft, besonders am Abend, dachte er an der Mutter letztes Wort:

„Mußt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen;
Guten Kindern steht das Glück stets offen.“

Die Unschuld des Herzens hatte der bereits zum Jüngling heranreifende Knabe sich bewahrt; ja nach harter Arbeit, nach harten oft unver-

dienten Zurechtweisungen fand er den besten Trost im stillen Gebete; — aber das Glück, das die sterbende Mutter dem guten Kinde verheißen, dieses Glück, wie er es sich dachte, wollte ihm noch immer nicht zu Theil werden, im Gegentheile fühlte er sich oft recht unglücklich.

Vier Jahre hatte Fritz bereits im Hause seines Vetters verlebt, den Schulunterricht, den er zu besuchen Gelegenheit hatte, durchgemacht. Herr Müller wünschte jetzt dem jungen talentvollen Vetter einen Platz zu verschaffen, wo er in Zukunft sein Brod selbst verdienen könne. Dabei fand der knausrige Herr seine eigene Rechnung, indem er des unangenehmen Kostgängers los ward. Zu diesem Zwecke ward Fritz zu einem reichen Fabrikherrn in die Stadt L. geschickt. Herr Mark, so hieß der neue Herr, hatte ein ausgedehntes Geschäft in Kurzwaaren, er hatte große Handelsbeziehungen, beschäftigte eine große Zahl von Arbeitern in den Fabriken, den Waarenlagern und den Verkaufslokalen der Stadt selbst. In den letzteren war Fritz verwendet. In welcher Eigenschaft er eigentlich da war, worin seine Aufgabe bestand, ist schwer zu sagen: er war Alles und war Nichts. Er packte Waaren ein und Waaren aus; wer im ganzen Hause etwas zu bestellen oder auszurichten hatte, rief nach Fritz. Wo er war, da brauchte man ihn nicht; wo er nicht war, da schrie man nach ihm; Fritz! tönte es von rechts und von links. Den ganzen Tag ging es Treppe auf, Treppe ab, hinaus und hinein, mit einem Worte, Fritz war Packbursche, wie man in gewissen Kaufläden diese

Allerweltsdiener nennt. Dieses neue Leben kam Fritz recht peinlich vor. Wenn er spät Abends todt müde zu Bette ging, da war er immer gar traurig und dachte eben wieder an das kleine Häuschen an der Halde, an das Mütterlein und ihr letztes Wort zurück. Brav war er immer noch, aber das Glück des braven Kindes zeigte sich noch immer nicht. Und wenn dann am Morgen die Glocke des nahen Lorenzithurmes ihn wieder zur Arbeit rief, war es ihm allemal, als wenn er in den Krieg ziehen müsse. Und er zog in der That in den Krieg, denn er war nicht der einzige Packbursche im Magazine, es waren deren mehrere, lauter gewiegte und gewichste Stadtherrchen, flink und behende, wie Wasserstelzen. Sie machten sieben Schritte, während der arme, etwas untersetzte „Bauernbursche" kaum einen machte. Dabei kam sich Fritz diesen Stadtjunkerchen gegenüber entsetzlich einfältig und dumm vor; zwar besaß er mehr Kenntnisse und Schulbildung als diese, aber sie schienen voll Witz und Verstand, schwatzten wie Rohrtrommeln, wußten auf Alles Bescheid und die Stadtneuigkeiten wußten und verhandelten sie zu allererst. Daß da manches Stichwort auf den „langsamen Hinterländer" fiel, läßt sich denken. In Folge dessen bildete sich in ihm eine etwas unmuthvolle und verbissene Gemüthsstimmung. Wenn er wieder einmal so recht die Zielscheibe der schlechten Witze seiner Kameraden gewesen, da war er über diese, über sich, über seine Lage, über die ganze Welt aufgebracht. Das Beten ging denn auch nicht mehr recht von Statten, an das kleine Häuslein dachte er immer

seltener und kamen ihm die letzten Worte der Mutter in den Sinn, so drängte sich in ihm immer mehr der böse Gedanke auf, es sei im Grunde nicht wahr, sonst müßte er auch einmal die Thüre zum Glück finden; ja, um zum Glücke zu kommen, sollte man eigentlich nicht allzu brav sein, ein etwas weites Gewissen haben und da und dort etwas wegschnappen, wie seine Kameraden es machten, um es dann im Glase flüssig zu machen oder sonst durchzubringen.

Doch so weit war Fritz noch nicht gekommen. Dieser Versuchung hatte er noch nie nachgegeben. Diese Redlichkeit war Ursache, daß in seiner Lage eine vortheilhafte Aenderung eintrat. Herrn Mark waren seine vielen lobwürdigen Eigenschaften nicht entgangen und er zog ihn zur Besorgung der Buchhaltung herbei, machte ihn später zum vierten, dann zum dritten Buchhalter und übergab ihm zuletzt die Kasse der Kurzwaarenhandlung.

In dieser neuen Stellung kam Fritz wieder mit ganz anderen Leuten in Berührung. Es waren darunter ältere Herren und junge Leute von seinem Alter, und unter diesen wieder sehr achtbare und liebenswürdige, aber auch solche, die in Gesinnung und Leben, in Glauben und Religion zu den sogenannten Freisinnigen gehörten. Leider schloß sich Fritz mit Vorliebe den Letzteren an. Durch diese ward er in allerlei gefährliche Gesellschaften eingeführt, ward mit Dingen: mit Vergnügungen und Genüssen bekannt, wovon er bisher keine Ahnung gehabt. Anfangs freilich fühlte er sich im Kreise seiner zweideutigen Gesellen recht unbehaglich und unwohl. Mitten in

den rauschenden Vergnügungen kam ihm seine Jugendzeit, das kleine Häuschen, kam ihm das Mütterlein und sein letztes Wort in den Sinn, und diese Erinnerung störte die Freude. Aber es erging ihm wie Einem, der zum Baden in das Wasser steigt. Anfangs fröstelt ihn, das Blut drängt zum Herzen zurück, und er athmet in langen tiefen Zügen auf; aber je länger und je tiefer er in's Wasser taucht, desto mehr empfindet er ein wohlthuendes Behagen. — So erging es auch unserem Fritz. Je mehr und je länger er die Gesellschaften besuchte, je mehr er Antheil daran nahm, desto größeres Behagen empfand er, desto mehr verlangte er, dieses vermeintliche Glück zu genießen, obwohl er über eine gewisse Unzufriedenheit und innere Unruhe nie ganz Meister werden konnte. Kurz, Fritz stand jetzt auf dem Punkte, wo er die größte Gefahr lief, auf den Weg des Bösen zu gerathen und auf diesem Wege das ersehnte Glück zu suchen.

Strebsame mit Talent reich begabte junge Leute stehen gewöhnlich in ihrem Leben einmal vor einer so unendlich wichtigen und folgenreichen Entscheidung; wohl ihnen, wenn dann Schutz und Beistand von Oben kommt! Wie gefährlich es um Fritz stand, geht daraus hervor, daß schon öfters, wenn er an der Kasse stand, ihm der Gedanke kam, daß er mit dem Gelde sein Glück erkaufen — oder besser erstehlen könnte.

Es war ein Herbstabend, ähnlich wie damals, wo im kleinen Häuschen an der Berghalde sein Mütterlein verschied. Daran aber denkt Fritz heute nicht. Im Gegentheile, auf neun Uhr

Abends ist eine Abendgesellschaft im „Braunen Bären" angesagt, wo er in einem verdächtigen Vereine als Mitglied aufgenommen werden soll; noch zwei Stunden, und Fritz ist dabei.

Während er in seinem Bureau neben der Kasse sitzt und an die Genüsse des Abends denkt, und eine böse Versuchung wieder in ihm aufsteigt, öffnet sich die Thüre und der Briefträger übergibt ihm einen Brief, der seine Adresse trägt. Fritz schließt die Kasse, öffnet den Brief und liest:

Lieber Bruder!

Es sind heute gerade zwölf Jahre, seitdem du und ich am Sterbebette unserer lieben Mutter standen. Ein halbes Jahr darauf wurden wir auseinander gerissen, doch waren wir noch nahe genug bei einander, um uns öfter zu sehen. Dann aber kamst du in die Stadt, und seitdem habe ich dich, lieber Fritz, ein einzigesmal gesehen. Es sind jetzt auch schon vier Jahre, es war am Begräbnißtage unserer guten Tante Lisbeth. Nun wünsche ich doch, dich wieder einmal zu sehen und ich werde dich sehen, du kannst es mir nicht abschlagen. Du wirst gleich sehen, warum. Ich bin verlobt, verlobt mit Karl, dem einzigen Sohne unseres Vetters Anton, bei dem ich seit unserer Trennung bin. In acht Tagen feiern wir die Hochzeit, da wirst und darfst du doch nicht fehlen. Ich zähle also auf dich. — Wie gut, Fritz, meint es doch der liebe Gott mit uns! Du bist gut versorgt in der Stadt, du hast eine einträgliche Stelle; von meinem Glück sage ich gar kein Wort, aber beide wollen wir Gott danken. Es ist also wahr, was unser Mütterlein uns sterbend gesagt:

„Müßt auf Gott vertrauen, auf Ihn hoffen;
Guten Kindern steht das Glück stets offen.“

Guter Fritz, komme bald zu mir, daß wir wieder einmal recht gemüthlich miteinander reden.

Deine dich herzlich liebende
Marie.

Fritz faltete langsam den Brief zusammen, er schien bewegt und ergriffen, in seinen großen Augen standen helle Thränen; dann stand er plötzlich auf mit den Worten: Ich gehe nicht hin! Ich müßte mich vor mir selber schämen! Nein, ich gehe nicht in den „Braunen Bären!“ Und er ging nicht hin. Zum erstenmale wieder seit langer Zeit machte er voll Innigkeit sein Nachtgebet, dachte noch lange an seine Schwester, an ihr Glück, an das Mütterlein und seine letzten Worte und legte sich zur Ruhe.

Fritz schlief nicht ruhig; in seinem Kopfe war ein voller Aufruhr, tausend Bilder und Gestalten jagten darin umher. Plötzlich kam ihm die Kasse in dem Bureau in den Sinn. Eine alte Versuchung drängte sich wieder auf; der Gedanke an den Besitz von so viel Geld ist so verlockend, so verführerisch! Jedes Geldstück ist ein Verführer, jede Banknote eine Kupplerin. Die Sünde ist groß, aber wie groß ist der Gewinn, das Glück! Jetzt ist es um den armen Kassier geschehen. Er steht auf, kleidet sich an, stiehlt sich langsam, leise, vorsichtig in das Bureau, da rauscht etwas! Nein, es ist der — Nachtwächter draußen, der die Stunde ausruft; es ist eilf Uhr. Jetzt steckt er den Schlüssel an — da liegen die Goldstücke und die Werthpapiere, welche hundert arme Familien reich

machen könnten. Das Alles ist sein! Er steckt die Werthpapiere in seine Brieftasche, füllt die Säcke mit Gold, schließt die Kasse zu, dann das Bureau, jetzt ist er im Freien, — ein reicher, glücklicher Mann! Ach ja, wenn Glück und Zufriedenheit um Gold feil wären!

Wie ist er auf einmal ganz anders geworden! Wie ängstlich, wie furchtsam, wie beklommen! Ihm ist, als wenn Jedermann, der ihm in der späten Nacht begegnet, beim matten Lampenschein das begangene Verbrechen auf seinem Angesicht lesen könnte, und wo er einen Schritt hinter sich hört — gewiß ist es ein Häscher, der ihm nachstellt und kommt, ihn in's Gefängniß abzuführen. Wo noch ein Licht brennt, da lauern Verräther und das Geld in den Taschen zieht wie ein Zentnerstein, als wolle es seine Schritte hemmen, um ihn desto sicherer der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern. Geht er schnell, so fürchtet er, gerade dadurch sich zu verrathen, geht er langsam, so holt man ihn um so bälder ein. Unter dieser angstvollen Qual gelangt der Verbrecher außer die Umfassungsmauern der Stadt zum Bahnhof und läßt sich ein Billet nach Hamburg geben. Er steigt ein, ein schriller Pfiff — jetzt ist er gerettet. Doch kaum hat Fritz im Herzen dies Wort gesprochen, so kommt der Gedanke, wie dem Kassier im Bahnhof der Name Hamburg, ein Billet nach Hamburg aufgefallen. Kaum wird man bei Herrn Mark seine Abwesenheit und seinen Diebstahl inne werden, so ist sein Aufenthalt auch schon entdeckt. So erfaßt den Verbrecher neue Angst. Bei der nächsten Station steigt er aus,

verfehlt absichtlich den Zug, läßt sich ein anderes Fahrbillet geben. Das wiederholte er mehrmals. — Endlich ertönt der Ruf: Paris! Bahnhof Straßburg! Aussteigen!

So ist Fritz in der Weltstadt; aber kaum erblickt er die Lederkappe eines Pariser Polizeimannes, da fährt ihm der furchtbare Gedanke durch den Kopf: sie warten auf mich, der Telegraph hat ihnen mein Verbrechen, meine Flucht, mein Aussehen längst verrathen. Doch nein, man läßt ihn diesmal ungehindert durchgehen. — Da ertönt die Glocke vom nahen Lorenzithurme. — Fritz wacht auf — er hat geträumt. Kalter Schweiß tropft von seiner Stirne. Er wacht auf, blickt einige Zeit regungslos vor sich hin, dann aus tiefer Brust aufathmend, ruft er: O es ist wahr, ich habe die Schandthat nicht begangen! Um alles Gold in der Welt wollte ich nicht in Wirklichkeit eine solche Nacht und einen solchen Tag durchmachen. — O dieser bange Traum ist ein Segen der Mutter, eine Gnade, die sie mir am zwölften Jahrtag ihres Todes von Gott erbeten hat. Heute noch muß ich ihr Grab sehen und ihr das Versprechen erneuern, das ich ihr bei ihrer Beerdigung in das Grab gesendet.

Schnell kleidete er sich an, ging in sein Bureau, öffnete die Kasse — es fehlte kein Heller. Dann trat er zu seinem Prinzipal, Herrn Mark, und hielt um einen vierzehntägigen Urlaub an, der ihm gerne gewährt wurde.

Noch am Abend desselben Tages kniete Fritz am Grabe seiner Mutter und erneuerte sein Versprechen. Einige Minuten nachher saß er mit

seiner Schwester, ihrem Bräutigam und dem guten alten Vetter Anton beim Abendessen. Da war ein gegenseitiges Fragen und Erzählen, daß man vor lauter Fragen die Antworten überhörte.

Am anderen Tage, es war Sonntag, ging Fritz mit seiner Schwester Marie allein spazieren; der Weg, den sie einschlugen, ist leicht zu errathen; es war der Weg zum kleinen Häuschen an der Halde. Da erzählte Fritz seiner Marie Manches, was er am Abend nicht zu sagen gewagt hätte; von seinen Verirrungen, von seinem Traume, von seinen guten, neu und fest gefaßten Vorsätzen. Ueber diesen Erzählungen waren sie beim kleinen Häuschen angekommen. Noch schaute es, wie vor zwölf Jahren so traulich und friedlich in das Thal hinunter; jedes Plätzchen rings um das Häuschen weckte süße, liebe Erinnerungen, weckte vor Allem die Erinnerung an das Mütterlein und ihr letztes Wort. In die Hand der Schwester legte Fritz neuerdings das Versprechen ab, an der Mutter letztes Wort zu glauben, die bösen Gelegenheiten zu meiden und das Glück nur in der Tugend, in der Rechtschaffenheit, im guten Gewissen zu suchen.

---

## 5.

## Ein sonderbarer Engel.

Roth vor Zorn kommt eine Frau in's Pfarrhaus gestürmt: „Herr Pfarrer," beginnt sie, „es ist abscheulich, unerhört: Ihr Kaplan hat eben meine Tochter, die Clara aus dem Communion-

Unterricht fortgejagt. Sie ist jetzt schon in ihrem vierzehnten Jahre und soll noch nicht zur heiligen Communion gehen ..... ein so braves Kind, wie meine Klara ist! Wären nur alle Kinder wie sie."

„Und warum hat sie denn der Herr Kaplan fortgeschickt?" fragte ruhig der Pfarrer.

„Unter dem Vorwande, daß sie mit vierzehn Jahren das heilige Kreuzzeichen nicht ordentlich machen kann."

Pfarrer: „Das wäre schön ....."

„Was wollen Sie! Das arme unschuldige Kind kann es freilich, aber — aber es sind eben Alle links in der Familie meines Mannes."

Pfarrer: „Merkwürdig! Indeß sagte mir mein Herr Kaplan noch mancherlei Anderes von Eurer Clara, z. B. daß sie das Fastengebot nicht achtet."

„Es ist wahr, am letzten Freitag hat sie in der Schule noch ein Stück von einer Wurst gegessen, aber sonst, sage ich Ihnen, ist meine Clara ein Engel, ein wahrer Engel."

Pfarrer: „Aber das Fastengebot?"

„Mein Gott, man sollte meinen, das Kind hätte ein halbes Schwein gegessen! Es war ja nur eine kleine Wurst, die vom Donnerstag her noch übrig geblieben war, und meine Clara ißt die Würste so gern."

Pfarrer: „Außerdem sagte mir der Herr Kaplan, daß Euere Clara am Sonntag nicht in der heiligen Messe war."

„Sie haben recht, mein braves Töchterchen war am vorigen Sonntag nicht in der Kirche;

aber das war wirklich gar nicht ihre Schuld, ich war schuld daran. Ich hatte sie eben eingesperrt, weil sie mir einiges Geld wegstipitzt hatte."

Pfarrer: „So so!"

„Ja, und da sie ein großes Naschkätzchen ist, wollte ich nicht, daß sie das Geld gleich zum Zuckerbäcker trage, und sperrte sie ein. Wie sie da geweint hat, und getobt und sich gewehrt. Das gute Kind hat eben gar großes Ehrgefühl. Da können Sie an meinen Händen noch die Spuren ihrer Nägel sehen. Zuletzt hat sie sich aber doch gefügt, das gute, unschuldige Kind. — Und hatte sie am Sonntag eine zugebundene Hand. Sie hat sich dieselbe verbrannt, denn während ich die Betten machte, nahm sie in ihrer kindlichen Unschuld ein Stück Fleisch aus dem Kochhafen."

Pfarrer: „So, so!"

„Ja, arg hat sie sich in der kochenden Brühe die Hand verbrannt, das arme Ding, und ihre Schmerzen waren so groß, daß sie, als ich dazu kam, fluchte und sacramentirte, daß es ihr Vater nicht besser könnte; Sie hätten's nur hören sollen."

Pfarrer: „Ei, ei, das ist mir denn doch ein sonderbarer Engel."

„Das ist die ganze Sache, Herr Pfarrer, deretwegen man ein solches Spektakel macht, genau so, wie ich Ihnen sagte, und weiter nichts. Ich werde nun trotz der Ungerechtigkeit des Kaplans gegen mein unschuldiges, braves Kind dasselbe weiter in den Communion-Unterricht schicken. Sie können es dann Beicht hören, und wenn es irgend eine schwere Sünde begangen haben sollte, — ich

glaub es aber nicht — so sagen Sie mir's nur, ich will dann schon Ordnung schaffen. — Aber mitcommuniciren muß es, ich thu's nicht anders. Sein Brautkleid ist schon zugerichtet, und es kann's gar nicht erwarten, bis es dasselbe anziehen darf. Die Freude laß ich ihm nicht nehmen." —

Ein schönes Exemplar von einer Mutter! Kein Wunder, daß deren Tochter ein solcher Engel wurde.

Wo noch die alte Sitte gilt,
Die frisch aus heil'gem Glauben quillt,
Da warnt der Mutter weiser Rath
Ihr liebes Kind vor böser That
Und sagt ihm: „Das ist Sünde."

Doch in der glaubenskühlen Welt,
Wo man auf feine Bildung hält,
Gar zart die Gouvernante spricht:
„Mein Herzenskind, das schickt sich nicht,
Mein Lieb, das ist nicht artig."

Wo Glaub' und Sitte ganz erschlafft,
Nur Furcht besteht vor Leumunds Kraft,
Da wird die eine Warnung noch
Mitunter laut: „Was mögen doch
Die Leute dazu sagen!"

Noch eine Art kommt da hinzu,
Sie läßt das liebe Kind in Ruh;
Von solcher ist der Spruch bekannt:
„Der Fehler ist ja Unverstand,
Das wird es wohl noch lernen."

Willst du erfüllen deine Pflicht,
O Mutter, und im Alter nicht
Vom eignen Kind verachtet sein,
So präge früh dem Herzen ein
Den Abscheu vor der Sünde.

6.

## Bestrafter Verrath.

Es war im Jahre 1815, während des Feldzuges Deutschlands gegen Frankreich, als ein berühmter deutscher Feldherr bei einem reichen Gutsbesitzer des französischen Departements der Youne einquartirt wurde. Der Besitzer, dem es wohl nicht unbekannt war, wie die Franzosen, seine Landsleute, in früheren Jahren Deutschland ausgeplündert hatten, und der befürchtete, daß nun die Deutschen Gleiches mit Gleichem vergelten würden, hatte, als er von den Siegen der Deutschen in den Niederlanden und von ihrem Vordringen in die inneren Provinzen des französischen Reiches hörte, den Entschluß gefaßt, seine besten Schätze zu vergraben, um sie den Räubern zu entziehen. Er ließ alsbald eine große hölzerne, mit Eisen beschlagene Kiste verfertigen, legte in dieselbe alles für den Augenblick entbehrliche Geld, seine silberne Geschirre und sonstige Kostbarkeiten, ließ an seiner Gartenmauer eine tiefe Grube graben und in diese die Kiste mit ihrem werthvollen Inhalte versenken.

Er verwendete zu dieser Arbeit Niemanden als zwei seiner Bedienten, deren Treue er vollkommen trauen zu dürfen überzeugt war. Der eine hieß Fleury, der andere Benjamin. Fleury war schon viele Jahre in diesem Hause, hatte den jetzigen Besitzer schon als Knaben gekannt und wußte sich durch Wohldienereien bei der Frau des Hauses zu empfehlen; er galt übrigens für

einen ehrlichen und getreuen Diener und genoß in hohem Grade die Gunst und das Vertrauen seines Herrn. Benjamin war erst wenige Monate in diesem Dienste, hatte sich aber bereits auch das Zutrauen seines Herrn erworben, da er die ihm übertragenen Geschäfte mit Fleiß und Willigkeit besorgte und seine Ergebenheit an seine Herrschaft bei jeder Gelegenheit bewies.

Die Eingrabung der werthvollen Kiste geschah bei Nacht. Nachdem die Grube wieder vorsichtig mit Erde zugedeckt war, nahm der Gutsherr beide Bediente auf sein Zimmer und prägte ihnen, in Gegenwart seiner Gemahlin, die strengste Verschwiegenheit über das ihnen anvertraute Geheimniß ein. „Sind die Feinde einmal wieder aus dem Lande," sagte er zuletzt, „so werdet ihr beide mir beim hellen Tage dann helfen, wieder hervorzuheben, was wir bei Nachtszeit verbergen mußten; dann werde ich euch aber auch meinen Dank beweisen. Ihr kennt mich und wisset, daß ich gewohnt bin, Wort zu halten."

Die verbündeten Heere rückten mit jedem Tage weiter vor. Die Streitkräfte, die ihnen noch einigen Widerstand hätten leisten können, waren vernichtet, und so geschah es denn eines Morgens, daß jene Gegend mit Truppen aus allen Waffengattungen überschwemmt und das Schloß, dessen Garten den vergrabenen Schatz barg, dem General zum Aufenthalt angewiesen wurde.

In dieser Zeit war es, als Fleury, der alte, für treu gehaltene Diener des Hauses den schändlichen Verrätherplan faßte. Er nährte sich dem

General auf einem Spaziergang und machte ihm den Vorschlag, er sei bereit, ihm einen bedeutenden Schatz zu entdecken, wenn er ihm eine Summe von hundert Stück Doppellouisdor's verabfolgen ließe und das tiefste Geheimniß zu halten verspräche.

Der edle Krieger war natürlich über ein solches Anerbieten entrüstet, hielt jedoch den Ausbruch derselben zurück und versprach dem verächtlichen Verräther hundert Stücke auszahlen zu lassen, so bald er sich im Besitze des ihm versprochenen Schatzes befände, worauf ihm der Verräther das Geheimniß offenbarte und den Ort genau anzeigte, wo die Kiste vergraben war.

Bei der nächsten Mittagstafel fragte der General den Hausherrn, ob es denn in den reichen Häusern Frankreichs nicht auch wie anderwärts Sitte wäre, auf Silber zu speisen, und ob er nicht auch Silberservicen besäße?

Dieser bejahte es, fügte jedoch bei, daß er vor der Hand nicht hätte wissen können, wie ihm das Glück zu Theil werden würde, einen so edlen und menschenfreundlichen General in seinem Hause zu beherbergen; er hätte gefürchtet, ausgeplündert zu werden und darum alles Werthvolle geflüchtet.

„Geflüchtet?" wiederholte der General mit bedeutungsvoller Miene, denn es verdroß ihn in der That, daß sein Hausherr ein Geheimniß dieser Art vor ihm bewahren wolle.

„Ja," antwortete dieser nicht ohne Verlegenheit, „ich schickte meine Schätze alle nach Paris."

„Also nach Paris? Da thaten Sie sehr

wohl daran," versetzte der General lächelnd und brach das Gespräch ab.

Die Gemahlin des Gutsherrn aber witterte von diesem Gespräche nichts Gutes. Sie hatte während der Mittagstafel den General aufmerksam beobachtet und in seinen Gesichtszügen bemerkt, daß er sich beleidigt fand. Nicht mit Unrecht schloß sie daraus, daß ihr Geheimniß wegen der vergrabenen Kiste verrathen sein möchte. Auf den alten Fleury hatte sie so wenig Verdacht, daß sie ihn selbst von ihrer Besorgniß in Kenntniß setzte und ihn fragte, ob er ihr denn nicht vielleicht eine Auskunft geben könne.

„Die wäre leicht zu errathen," antwortete dieser. „Da ist der Benjamin, von dessen Treiben ich Ihnen schon so oft erzählte und vor welchem ich Sie selbst, gnädige Frau, schon öfter gewarnt habe; der steckt, wenn er eine Minute erübrigen kann, bei dem Adjutanten des Generals, trinkt mit dessen Bedienten, und ich wollte meinen Kopf wetten, dieser hat unser Geheimniß verrathen."

Noch denselben Abend machte die Dame ihrem Gatten den Vorschlag, den Ortsrichter zu beauftragen, den Benjamin aufs Strengste zu verhören, und dann nach Gutdünken ihn entweder ferner im Dienste beizubehalten oder augenblicklich aus dem Schlosse und dem dazu gehörigen Dorfe fortzuschicken. — Dies geschah. Fleury erhielt den Auftrag, den Ortsrichter heimlich in das Schloß zu berufen.

Der Ortsrichter war ein charakterloser Mann. Er wußte, daß Fleury alles bei der Herrschaft galt, und ließ sich von diesem bestechen mit der

Bedingung, daß es ihm gelänge, den Benjamin aus dem Schlosse zu vertreiben, und so geschah es nun, daß er nach abgehaltenem Verhöre der Herrschaft berichtete: „Der junge Mensch hat sich, während ich ihn zu Protokoll vernommen, sehr frech benommen und Alles weggeleugnet; da aber Frechheit kein Beweis für Unschuld ist, er auch während des Verhörs öfters die Gesichtsfarbe gewechselt hat und nicht leugnen konnte, daß er sich zu verschiedenen Malen in dem Zimmer des Adjutanten befunden, wohin ihn, da dieser seinen eigenen Bedienten hat, keine Geschäfte hatten rufen können, so halte ich ihn für gefährlich und möchte den unmaßgeblichen Rath ertheilen, diesen Menschen bei den jetzigen ohnehin unglückschwangeren Zeiten sobald als möglich aus dem Schlosse und Dorfe zu entfernen."

Die Herrin und ihr Gatte stimmten dem zu, doch sagte dieser: Machen wir den Benjamin plötzlich brodlos, so könnte er uns — wenn er wirklich so boshaft ist, wie man ihn schildert — einen anderen vielleicht noch größeren Schaden zufügen. Ich will ihm einen Brief an meinen Bruder in Troye geben, ein gutes Pferd aus meinem Stalle anvertrauen, dafür sorgen, daß er in Troye eine zeitlang, wenigstens auf so lange, als diese Einquartirung im Schlosse ist, aufgehalten wird, und ist dann der Friede abgeschlossen, und Ruhe und Ordnung wieder überall eingetreten, dann können wir noch immer thun, was Vorsicht mit Menschenliebe gepaart verlangt." — So geschah es denn auch. Schon am nächsten Morgen mußte Benjamin ein Pferd satteln und

mit dem Briefe sich nach Troye auf den Weg machen.

Es folgten nun einige ruhige Tage. Weder der General noch dessen Adjutant bemerkten die Abwesenheit des Bedienten, so schien es wenigstens. — Eines Tages nach aufgehobener Tafel machte der General mit dem Hausherrn und seiner Gemahlin einen Spaziergang in den an das Haus stoßenden Garten. Die Beiden wurden nicht müde, die unerwartete menschenfreundliche Art zu loben, mit welcher sich die siegreichen Deutschen in Frankreich betrügen; da sprach der General, als ob ihm so von ungefähr dieser Einfall käme: „Nun, so möchte ich Ihnen auch ein bleibendes Andenken an mich und meine Leute zurücklassen. Wie wäre es, wenn ich Ihnen hier in ihrem Garten einen Baum pflanzte, der Sie später immer an diesen wichtigen Zeitpunkt erinnerte?"

„Ach ja," begann erfreut die Dame des Hauses, „dieser Gedanke ist allerliebst, Herr General! — einen Rosenstock! — ich werde sogleich die Befehle geben, daß einer herbei gebracht wird, und ich versichere Sie, so lange ich lebe, werde ich besorgt sein, diesen Blumenstrauch zu schützen und zu pflegen."

„Meine Gnädige," entgegnete der edle Mann, „die jetzige Zeit ist nicht für Rosen geeignet, ich will Ihnen lieber eine Eiche pflanzen; wir Deutsche lieben diese Bäume; ihre belaubten Aeste sollen Ihnen als Vergißmeinnicht dienen."

Noch an demselben Abend brachten einige Soldaten einen kurzen Eichstamm mit Wurzeln

aus dem Forste in den Garten. — „Wir werden ohnehin nicht mehr lange in Frankreich verweilen," begann der General, „und darum wünsche ich, daß alle Glieder des Hauses anwesend seien, wenn ich meinen Gedächtnißbaum pflanze."

Sein Begehren wurde erfüllt, alle Hausgenossen, die gesammte Dienerschaft wurden in den Garten gerufen, und als der General den Hausherrn fragte, an welcher Stelle er die Eiche einsetzen solle, so überließ es dieser ganz dem Gutdünken des hochgeschätzten Mannes.

„Nun denn," sprach dieser, „damit Sie der Baum nicht hindere, so wollen wir ihn dort an die Mauer setzen;" und bei diesen Worten gab er seinen Leuten den Befehl, an dem bezeichneten Platze ein Loch zu graben; es war die Stelle, an welcher die Kiste unter der Erde lag.

Der Gutsherr und seine Gattin erblaßten. Er machte allerhand Einwendungen, er versicherte, er habe vor gehabt hier ein Gartenhaus bauen zu lassen, in diesen Winkel falle nie ein Sonnenstrahl, der Boden sei ganz ungeeignet für das Wachsthum des Baumes, er würde sich an einem freien, mehr begangenen Platze besser ausnehmen u. s. w. — Alles umsonst! — Der General bestand auf seinen Willen und befahl den Soldaten, die Erde auszuheben, und alsbald kam die vergrabene Kiste zum Vorschein, und nun gab der General einem anwesenden Unterofficiere die Weisung, den Bedienten Fleury herbei zu führen. Dieser hielt sich, weil ihm das Ausreißen durch zwei am Gartenthore aufgestellte Schildwachen unmöglich gemacht war, in einem Gartensalon auf.

Nur mit Mühe gelang es den Soldaten, die schwere Kiste aus der Grube zu heben. Nun gestand der Gutsherr, daß er es gewesen, der die Kiste hier habe vergraben lassen und versicherte, daß diese Vorsicht gewiß nicht angewendet worden wäre, hätte er vorausgewußt, einen so edlen Mann in's Quartier zu bekommen. — Als nun der zitternde Fleury herbei geführt war, entdeckte der General der anwesenden zahlreichen Gesellschaft offen, daß dieser Schurke es gewesen sei, welcher ihm das Geheimniß verrathen habe: und befahl alsbald zweien zu dieser Strafvollziehung eigens bestellten Unterofficieren, auf derselben Kiste dem Verräther statt der ausbedungenen hundert Doppellouidors hundert kräftige Stockprügel auf zu zählen.

Der Gutsbesitzer und seine Gattin baten den General, ihm diese harte Strafe zu erlassen. „Nein," entgegnete dieser in strengem Tone, „dieser schlechte Mensch muß ein Andenken an den heutigen Tag und die anderen Dienstleute ein warnendes Beispiel haben. Doch ertheilte er den Beiden die Erlaubniß, sich aus dem Garten zu entfernen, alle anderen mußten bleiben, und alsbald wurde die Execution vollzogen. Nachdem dies geschehen, pflanzte der General wirklich die Eiche, welche vielleicht noch jetzt als ein Denkmal deutschen Edelsinnes in jenem französischen Garten prangt.

Fleury wurde in das Spital der nächsten Stadt gebracht, um von den deutschen Armee-Chirurgen geheilt zu werden. Daß er den Dienst

in jenem Hause nicht wieder antreten durfte, läßt sich denken. Benjamin aber wurde zurück berufen und erfreute sich für die Zukunft des vollen Vertrauens' seiner Herrschaft.

---

## 7.

## Die Glockensprache.

> Mir scheint der Umstand sehr wunderbar und bemerkenswerth, daß die Kunst erfunden ward, durch einen Klöpfelschlag in einer und derselben Minute in tausend verschiedenen Herzen eine und dieselbe Empfindung zu erwecken; daß man Wind und Wolken zwang, sich gleichsam mit den Gedanken der Menschen zu beladen.
> Chateaubriaud.

Pfarrer Werner hatte sich eben zum Tische gesetzt, auf dem die Abendsuppe aufgetragen war, da klopfte Jemand ganz schüchtern an die Thüre. Auf sein lautes „Ave" öffnete sich dieselbe ein wenig und ließ einen etwas älteren Kopf hereinblicken, dessen bartumränderter Mund mit verstellter Stimme sprach: „Gelobt sei Jesus Christus, Euer Hochwürden." Befremdet wendete sich der Pfarrer nach der Thüre, kaum aber hatte er das Gesicht erblickt, da vergaß er den üblichen Gegengruß; mit einer Hast, daß Teller und Gläser auf dem Tische klirrten, sprang er von seinem Sitze auf, mit dem freudigen Rufe: Ah, Streber! eilte er zur Thüre, zog den Ankömmling herein und schloß ihn in seine Arme: „Endlich hab ich

dich wieder! sei mir herzlich willkommen, alter treuer Freund!"

Der so freudig Begrüßte war Niemand anders als der Rath Streber — ein Mann von altem Schrot und Korn, ein wahrer Ehrenmann, der allzeit fest an dem obersten Grundsatz ächter Staatswissenschaft hielt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Er war deshalb auch allgemein geachtet. — Das Muster eines Beamten, fühlte er sich glücklich in seinem Berufe, und unermüdlich in seinen Berufsarbeiten, dachte er während des ganzen Jahres nicht an Ferien, wenn es aber auf das Schutzengelfest zuging, da wurde ihm die Amtsstube immer enger und schwüler, der Arbeitsstuhl immer härter und der Aktenstaub immer unerträglicher, und dann wurde er nicht eher wieder froh, als bis die nachgesuchte Urlaubsbewilligung auf seinem Tische lag und er konnte es nicht erwarten, bis der Kutscher vor der Thüre mit der Peitsche knallte, der ihn hinaus auf das Land fahren sollte zu seinem ehemaligen Studiengenossen und lieben Freunde, dem Pfarrer Werner, von dem er dann vor vierzehn Tagen nicht wieder entlassen wurde.

Der laute Freudenruf des Pfarrers bei der Ankunft des lieben Freundes war wie ein elektrischer Schlag durchs ganze Haus von der Küche bis zum Keller gezuckt und brachte alles Lebendige in Bewegung. Kaum war der liebe Gast den Armen des Freundes entkommen, so fiel er in die Hände der Jungfer Christine, der Pfarrersschwester und dienstbeflissenen Haushälterin, welche

ihm ohne viele Umstände Stock und Hut und Rock und Stiefel abnahm, ihn in den neuen Schlafrock des geistlichen Herrn und seine Füße in die gemächlichen Pantoffeln steckte. Selbst der alte speckhalsige Hauswächter Asor konnte sich der Freude nicht erwehren und machte, sei es aus alter Bekanntschaft oder aus Respekt vor dem Schlafrock seines Herrn, schnarchend und mit dem Schwanze wedelnd, sein schwerfälliges Compliment.

Die Abendmahlzeit war bald beendet, und nun ging es an's Fragen und Erzählen. Nachdem die Neuigkeiten des vergangenen Jahres abgemacht waren, kamen die alten Zeiten wieder an die Reihe. — Selige Erinnerungen! — wie sie beide als arme schüchterne Jungen in die Stadt gekommen zum Studieren, und das Glück sie in ein und dasselbe Quartier zusammengeführt, wie sie da Freud und Leid, Ueberfluß und Mangel miteinander getheilt, zuweilen sich auch gezankt, manchen Rosenkranz miteinander gebetet, auch manchen losen Studentenstreich ausgeführt, wobei natürlich ihre damaligen Präceptoren und Professoren und deren mancherlei Eigenheiten nicht vergessen wurden; überhaupt, wie sie in wahrer Bruderliebe und gemeinsamem Eifer die Schulen durchlaufen hatten, bis ihre verschiedene Berufswahl sie von einander getrennt, ohne ihre herzliche Freundschaft zu trennen.

„Ja es bleibt ewig wahr," sprach der Rath, indem er dem Freund über den Tisch hinüber die Hand reichte:

„Glücklich, wer auf seiner Reise
Durch das düst're Erdenland
Einen ächten Freund gefunden,
Der ihm reicht die treue Hand,
Der, in Lieb' mit ihm vereint,
Mit ihm lacht und mit ihm weint.

Unter diesen mit fröhlichem Lachen vermischten Gesprächen verschlich der Abend und zuletzt machte Rath Streber den Vorschlag, morgen in aller Frühe den nahe gelegenen Berg zu ersteigen, um von dort aus das bezaubernde Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen.

„Ei sieh," entgegnete der Pfarrer, „du kommst mir mit diesem Vorschlag zuvor; ich wollte dich eben einladen, mich morgen früh auf den Berg zu begleiten, denn ich habe morgen in der Kreuzkapelle droben eine heilige Messe zu lesen.

So wurde denn beim ersten Morgengrauen der beschlossene Berggang angetreten. Mäßigen Schrittes und nicht ohne öfteren Stillstand stiegen beide Freunde zur Höhe und waren nach Verlauf einer guten Viertelstunde oben bei der Kreuzkapelle angekommen.

Die weite Ebene lag vor ihnen, aber verschleiert von einem weißgrauen Flor, welcher die einzelnen Parthien der schönen Gegend nur in ungewissen Umrissen erkennen ließ und in welchen die hin- und herwogenden Nebelgebilde wie künstliche Muster eingewebt schienen. Der östliche Himmel war umwölkt, und da die Dämmerung sich schon merklich verlor, waren sie daran, für heute die Hoffnung aufzugeben, den Sonnenaufgang in seiner vollen Pracht schauen zu dürfen.

Da zerriß mit einem Male, wie von einer unsichtbaren gewaltigen Hand gespalten, der Wolkenschleier und wurde von den weit ausgreifenden Sonnenstrahlen weiter und weiter zurück gedrängt. — Da stand sie nun, die Königin des Tages, in ihrer ganzen Majestät, ruhend auf dem äußersten Rande der Landschaft, welche sie weithin mit einem wundervollen Lichte übergoß. — Wie weggeblasen schwanden die Schatten, die Nebelstreifen flohen wie scheue Gespenster und schienen sich in den Wäldern und hinter den Hügeln zu verkriechen.

Streber war ganz Auge. Zu seinen Füßen breitete sich der Marktflecken aus mit seiner schönen Kirche, von deren Thurmspitze das vergoldete Kreuz in der Morgensonne glitzerte. Vor ihm dehnte sich malerisch die herrliche Landschaft hin, aus welcher da und dort schlanke Kirchthürme auftauchten, die wie ebensoviele Finger zum Himmel hinauf deuteten, zum Throne des allmächtigen Schöpfers dieser Herrlichkeiten.

Ganz trunken von diesem entzückenden Anblicke stand Rath Streber eine Weile laut- und bewegungslos da, bald aber gewann sein munterer Humor die Oberhand über die natürliche Rührung und in affektirtem Entzücken und mit weitausgebreiteten Armen deklamirte er das bekannte Gedicht:

„Du schöne, wunderschöne Welt,
Sind all' die Freuden für mich bestellt?
Kann ich sie pflücken, darf ich sie naschen?
Soll ich mir füllen damit die Taschen?

O Himmel blau, o Erde grün,
O Lüfte in frischem Vorüberzieh'n;
Ihr Bächlein klar, ihr Hügel weit!
Zu viel, zu viel der Seligkeit!"

Und wie von Wonne überwältigt sank er, komisch seufzend, auf den Rasensitz nieder.

Der Pfarrer aber hatte das Haupt entblöst und fiel jetzt mit gedämpfter Stimme ein:

„Jam lucis orto sidere
Deum precemur supplices,
Ut in diurnis actibus
Nos servet a nocentibus. —

Deo Patri sit gloria
Ejusque soli Filio
Cum Spiritu Paraclito
Nunc et per omne sæculum. Amen."*)

Als wollte sie mit einstimmen in den priesterlichen Morgenhymnus, so erhob jetzt auch die Glocke der Kirche des Marktfleckens ihre weittönende Stimme, und nach kurzer Pause ließen

---

*) Es ist dies die erste und die letzte Strophe des schönen Morgenhymnus aus den priesterlichen Tagzeiten; verdeutscht:

Erwachet ist der Sonnenstrahl,
Drum fleh'n zu Gott wir allzumal,
Daß Er vor Schaden und Gefahr
An diesem Tage uns bewahr. —

Dem Vater auf dem Himmelsthron
Und seinen eingebornen Sohn,
Dem Tröster Geist in Ewigkeit
Sei Lob und Ruhm und Herrlichkeit.

sich, bald leiser, bald heller, auch die Glockenklänge aus den umliegenden Dörfern hören, die wie liebliche Engelstimmen sich vereinten, um in wundersamer Harmonie dem Herrn der Schöpfung, dem dreieinigen Gott ihr Morgenlied zu weihen.

Welches Christenherz kann da kalt und ungerührt bleiben und muß sich nicht gedrungen fühlen, in frommer Andacht mit einzustimmen in solch wundersames Morgenlied!

Auch Rath Streber fühlte sein Herz von einer heiligen Rührung bewegt. Er erhob sich von seinem Sitze, entblöste sein Haupt, seine Hände falteten sich wie von selbst und so betete er ein stilles Morgengebet, so warm, so innig, wie er je eines gebetet zu haben sich nicht erinnerte.

Die Glocken waren nach und nach verstummt, und eine heilige Stille eingetreten und noch immer standen die Beiden mit gefalteten Händen da. Jetzt ertönte das gellende Glöcklein der Kreuzkapelle, welche das erste Zeichen zur heiligen Messe gab und den Priester in die Sakristei rief.

Nachdem Rath Streber noch eine kleine Weile Umschau gehalten, trat auch er in die Kirche, um beim heiligen Opfer der Messe die überströmenden Gefühle seines gerührten Herzens vor Gott im Gebete auszugießen. — Er kniete sich in den hintersten Betstuhl nächst der Kirchenpforte, von wo aus er den ganzen Raum überschauen konnte. Es währte nicht lange, da trat ein Landmann ein, ein Greis mit schneeweißen Haaren, welcher sich in den vordersten Kirchenstuhl niederkniete und während der heiligen Messe mit so kindlicher Andacht betete, daß der Rath davon

tief gerührt und erbaut wurde. Nach dem Schlusse der heiligen Messe erwartete Streber die Rückkehr des Pfarrers, mit dem er die Kirche verließ. — Kaum waren sie in's Freie getreten, so fragte er, wer der Greis sei, welcher so gar andächtig gebetet habe.

„Ja," antwortete der Pfarrer, „das ist der alte Hofbauer, — dort drüben kannst du sein Hofgut sehen — er ist es eben, welcher diese heilige Messe bestellt hat, wie er es jedes Jahr an diesem Tage thut; denn der heutige Tag spielt eine große Rolle in seinem Leben."

„Du machst mich neugierig; erzähle doch!"

„Recht gern, — aber warte, da kommt er eben, er mag selber das merkwürdige Ereigniß dir erzählen!"

Der Greis nahte mit dem christlichen Gruße dem Pfarrer und küßte ihm die Hand. „Hofbauer," redete dieser ihn an, „ich wollte eben meinem lieben Freunde da, dem Herrn Rath Streber, Ihr kennt ihn ja schon — die Begebenheit erzählen, welche den heutigen Tag so bedeutungsvoll für Euch gemacht hat; thut Ihr es nun selbst, Ihr könnt es ja doch besser als ich erzählen."

„Warum nicht," entgegnete der Greis lächelnd und begann mit bedeutungsvollen Mienen: „Ja lieber Herr Rath, das ist eine gar seltsame Geschichte, man muß sie eine Wundergeschichte heißen."*)

„Es sind heute gerade zweiundzwanzig Jahre.

---

*) Es ist dies eine wirkliche Begebenheit.

Ich hatte mich mit meiner Frau, Gott hab' sie selig, in unserer Schlafstube zur Ruhe begeben, konnte aber wegen einer seltsamen Unruhe und Bangigkeit lange den Schlaf nicht finden, erst gegen Mitternacht schlief ich ein. Aber ich hatte nicht lange geruht, da rüttelte mich meine Frau aus dem Schlafe auf und rief mir zu: „Ich höre läuten, es muß in einem benachbarten Dorfe brennen!" — Ich setze mich im Bette auf und horche — wirklich es läutet! Es war eine mondhelle Nacht, und die Wanduhr schlug eben Eins. Hastig spring ich aus dem Bett und eile in die Wohnstube und an's Fenster, um nach der Brandstätte umzuschauen. Meine Frau folgt mir eben so schnell nach. — Kaum haben wir die Fenster geöffnet und die Köpfe hinausgestreckt, da entsteht hinter uns in der Schlafstube ein so fürchterliches Gepolter und Gekrache, als wenn das ganze Haus über uns zusammenstürze, so daß meine Frau neben mir vor Schrecken ohnmächtig niederfällt. Mir selbst nimmt ein dichter Staub, der aus der Schlafstube dringt, fast den Odem, und wir wären beide sicherlich erstickt, wenn nicht beide Fenster offen gestanden wären! Ich hebe meine Frau in den Lehnstuhl, und nachdem ich wieder zu mir selbst gekommen — ich war anfangs ganz außer mir, — trete ich vorsichtig in die Thüre der Schlafstube, um zu forschen, was denn das eigentlich ist. Heiliger Gott! Was glaubt wohl der Herr Rath, daß ich da schaue? —"

„Nun, was denn?" fragte dieser in höchster Spannung.

„Ja," fuhr der Hofbauer fort, „das würden

Sie wohl nimmer errathen. — Denken Sie sich, die Stubendecke gerade über unserem Bette ist eingestürzt und hat das Bett selbst zertrümmert. — Wir schrieben unsere Rettung dem Schirme der heiligen Mutter Gottes zu, in deren Schutz wir uns vor dem Schlafenlegen, wie jeden Abend, empfohlen hatten.

Rath: „Das war in der That eine gnädige Fügung Gottes, daß der Brand gerade zu dieser Stunde ausbrach."

Hofbauer: „Gott bewahre, Herr Rath, es hat nirgends gebrannt."

Rath: „Wie? Aber wie kam denn das mitternächtliche Läuten? Habt Ihr darüber nichts erfahren?"

Hofbauer: „Freilich hab' ich's erfahren, und das ist ja eben das Wunderbare an der Geschichte."

Rath: „Da bin ich doch neugierig. Nun?"

Der Hofbauer erzählte nun weiter: „Da drüben im Dorfe S. war dazumal ein alter Schullehrer, dessen Schule durch einen Gehilfen besorgt wurde; den Kirchnerdienst aber versah er selbst noch. Er war ein kreuzbraver Mann und ein guter Christ, aber alterschwach und vergeßlich und machte Manches verkehrt. — Nun gut, da wacht er in jener Nacht auf, und von der Mondhelle getäuscht, glaubt er, es sei schon heller Tag und er habe das Gebetläuten verschlafen. Hastig macht er sich aus dem Bette, lauft zur Kirche und läutet in aller Eile zum Engel des Herrn — Nachts um 1 Uhr. —"

„Da ist doch kein Zweifel, daß die Mutter

Gottes den alten Schullehrer aufgeweckt hat, daß er durch sein Läuten uns das Leben rettete. — Zum Danke dafür lasse ich jedes Jahr am heutigen Tage eine heilige Messe lesen zu Ehren der heiligen Gottesmutter Maria und für den verstorbenen Schullehrer."

„Ein wahrhaftiges Wunder!" sagte der Rath der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Ich danke Euch, lieber Hofbauer, für diese Mittheilung; sie gibt viel Stoff zum Nachdenken. Euch aber wünsche ich, daß Ihr diese Dankesmesse noch recht oft lesen lassen dürfet."

„Wie Gott will!" versetzte der Greis. „Wenn ich *hier* nimmer danken kann, werde ich's *dort* desto eifriger thun. Aber Sie brauchen sich bei mir nicht zu bedanken; ich hab's ja gern erzählt, ich möcht's aller Welt erzählen."

Darauf küßte er dem Pfarrer nochmals die Hand und empfahl sich mit dem christlichen Gruße. Die Beiden aber kehrten in den Pfarrhof zurück in eifrigem Gespräche über die Macht der Glocken.

Sollte sich während des Ferienaufenthaltes des Herrn Rathes *Streber* noch sonst etwas Interessantes ereigen, so sollen es die Leser später erfahren. H.

## Glockensprache.

Die Stundenglocke zu St. Stephan in Hamburg trägt folgende Inschrift:

Ich ruf mit vollem Munde,
Wie viel die Zeit vermag,
Wie plötzlich eine Stunde
Der andren folget nach.

Wer dadurch wird beweget
Und sich zu jeder Zeit,
So oft der Hammer schläget,
Zum Scheiden hält bereit,
Den wird nicht sehr erschrecken
Der letzte Glockenschlag;
Der Herr wird ihn erwecken
Zum großen jüngsten Tag.

---

8.

## 's Possenhofer Lis'l.

Es war zu Weihnachten 1837; die Glocken der Schloßkapelle von Possenhofen hatten eben Mittag geläutet, als ein Herr, eine hohe ächt ritterliche Gestalt, den Park verließ und elastischen Schrittes dem nahen Starnbergersee zuschritt, um an dessen herrlichen Ufer eine Promenade zu machen. Die freundlichen Züge des Spaziergängers schienen in freudiger Aufregung zu leuchten, wie die eines Menschen, dessen Herz von einer langen Sorge urplötzlich erleichtert wurde. Von der entgegengesetzten Seite her kam, keuchend unter der Last eines großen Bündels gesammelten Reisigs, ein altes Mütterchen ihm entgegen und bot ihm ihr „Gelobt sei Jesus Christus!" — „In Ewigkeit Amen!" antwortete der Begrüßte. „Na, wohin denn, Frauchen? 's is wohl recht schwer, Euer Bündel?"

„Ja, ja — 's is freilich arg schwer für so a alt's Weib als wie ich. Aber du lieber Gott, 's hat halt a jeder sei Packerl zu tragen, der eine a groß, der andere a kleiners. — Wo i

hin will? Nüber nach der anderen Seite, nach Mairingen, zu meiner Tochter, zu meiner Toni."

„Nach Mairingen?" sagte der Herr, „da braucht Ihr Euch doch nur hier vom Fährmann übersetzen zu lassen."

„O du lieber Gott! — übersetzen lassen! Das kost't ja au'n ganzen Kreuzer — das is nur was für reiche Leut! — Nein, nein, i muß schon am Ufer lang rumgeh'n, werd' schon noch immer zurecht kommen mit meinen großen Weihnachts-Präsenter! Hi, hi, hi, hi" so lachte sie recht ironisch.

„Und was sind das für Präsenter, wenn man fragen darf?"

„Na, hier da Reisig für die Wirthschaft und hier in dem Sackerl a Kugelhupf und paar Eier, die mir der hochwürdige Herr Pfarrer für die fünf Kinder mitgeben hat. 's is gar große Armuth, Jammer und Noth in der Hütten drüben. Der Tochtermann is kurz erst aus 'm Spital g'kommen — die Toni selber is a nit recht g'sund, und die Kinder, die sind alle noch ganz jung. Ja, ja, gnä' Herr, bei Ihna wird sich's Christkindel wohl ganz anders einstellen."

„Da könnt Ihr recht haben. Das Christkindel hat sich sogar schon heute in aller Früh bei mir persönlich eingestellt, meine liebe Frau hat mir ein solches bescheert."

„Ah so! i begreif' schon; is denn a Bua oder a Madl?" fragte die Alte neugierig.

„Es is a Madl," erwiderte der Herr lächelnd, „und zwar a arg sauberes Madl, das Lis'l."

„Was?" rief die alte Bäuerin, „das Kind hat schon sein' Namen, und is noch kein Tag alt?"

„Ja," erwiderte der glückliche Vater, „in unserer Familie ist das 'halt schon so Mode — wär's a Bua geworden, so hätt' er Maxl geheißen."

„Na, da wünsche ich recht viel Glück Euer Gnaden — und wünsch, daß, wenn das Madl erst groß is, daß sie auch an recht guaten Mann kriegt, der 's auch ordentlich ernähren kann."

„Nun, das wollen wir hoffen," sagte der Herr lächelnd, „und nun gute Frau, nehmt wieder Euer Bündel auf; da habt Ihr einen Silbergulden und laßt Euch getrost vom Fährmann übersetzen, und wenn Ihr im Dorf bei Eurer Tochter angelangt seid, so sagt ihr, daß das Christkindel heute gar so viel zu thun und keine Zeit hat, 'nüber zu kommen über'n Starnbergsee, sie möchte sammt ihren fünf Kindern noch heute so schnell wie möglich herüberkommen nach dem Schloß — und soll nach dem Christkindel, dem Lis'l von Possenhofen fragen, da wird ihr schon Bescheid zu Theil werden."

„Mein Gott, mein Gott!" rief die Alte einüber das andermal, „a richtiger Silbergulden! Ist's denn möglich? Ja thut's Ihnen denn nit weh, soviel Geld zu verschenken? . . . ."

„Darüber macht Euch keine Sorge, Frauchen, und thut so, wie ich Euch gesagt habe. . . . Grüß Gott! guter Weg!"

„Vergelts Gott tausendmal," stammelte die Alte, und dem Weiterschreitenden ehrfurchtsvoll nachsehend, sagte sie bedenklich: „Ob's nit am End' der liebe Gott selber — im Civilg'wand war?"

Einige Stunden später stellte sich pünktlich die Gangelhuber Toni mit ihren fünf Kindern im Possenhofer Schloß ein, und in ihrer bäuerischen Einfalt fragte sie in der That nach dem Christkindel, dem Lis'l von Possenhofen. Ein Diener in reichem Livre, der von der Sache unterrichtet sein mußte, führte die Frau sammt den ängstlich sich an die Mutter klammernden Kindern nach einem im Parterre gelegenen glänzenden Saal, in welchem sich eine Dame und ein etwa sechsjähriges allerliebstes Mädchen befanden. Die Dame, anscheinend die Gouvernante des Mädchens, sagte nun, daß das Christkindel heute noch nicht zu sprechen sei, es habe aber dieses sein Schwesterchen hier beauftragt, die Frau und ihre Kinder zu bescheeren. Und so geschah es, und zwar im reichsten Maße, so daß die arme Frau und ihre Kinder sich vor Freude und Staunen kaum zu fassen wußten. Gleichzeitig wurde ihnen auch ein hübsches Sümmchen blanker bayerischer Doppelgulden eingehändigt.

„Ja, du mein Jesus, wem dürfen wir denn auf unseren Knien dafür danken, daß wir auf lange Zeit aus arger Noth errettet sind?" fragte die Bäuerin mit Thränen in den Augen.

„Auf den Knien danken dürft Ihr nur Jenem, dessen heiligen Namen Ihr soeben ausgesprochen," erwiderte ein stattlicher junger Herr, welcher unbemerkt in den Saal getreten war.

„Ja aber sonsten," erwiderte die arme Frau, „wer ist denn eigentlich das gute, liebe Possenhofer Lis'l und wer ist denn der Herr, der uns herbestellt, und wer ist denn da das schöne, engels-

gute Mädchen — und wer sind Sie, gnädiger Herr?"

„Ihr wollt zwar viel wissen, liebe Frau, aber trotzdem will ich Eure schließlich gerechtfertigte Neugierde befriedigen. Das Possenhofener Lis'l, das ist die heute am Tage des heiligen Abends geborene Prinzessin Elisabeth von Bayern, und der Euch herbestellt hat, ist ihr glücklicher Vater, Seine königliche Hoheit der Herzog Maximilian Joseph in Bayern; hier das Mädchen, welches Euch die Geschenke reichte, ist die Schwester des Christkindleins, die Prinzessin Amalie, und ich — nun, wenn Ihr's wissen müßt, ich bin der Herzog Luitpold von Bayern."

* *
*

Der 24. Dezember 1837 war für die Familie Gangelhuber in Mairingen ein wahrer Glücks- und Segenstag, denn von diesem Tage an war die Armuth für alle Zeit aus ihrer Hütte gewichen. Als das Possenhofer Lis'l älter geworden, unternahmen die beiden Prinzessinen gar oft einen kurzen Ausflug hinüber nach Mairingen und besuchten dort die Gangelhuber'sche Hütte. Ja sie veranlaßten sogar, daß die fünf Kinder auf den herzoglichen Gütern Anstellung und Unterkunft fanden.

Und auch noch später, als das schöne jugendliche Haupt des Possenhofer Lis'l schon längst die Krone als Kaiserin von Oesterreich und das ihrer Schwester Amalie die Krone des Königreichs Neapel zierte, unterließen es die beiden Schwestern niemals, in der Gangelhuber'schen

Hütte in Mairingen vorzusprechen, um ihren Gruß abzugeben und eine Erfrischung zu nehmen.

Das ist die wahre Geschichte vom Christkindel, vom „Possenhofer Lisl“, welches heute an der Seite ihres geliebten Gatten einen der mächtigsten Thron einnimmt.

---

## 9.

## Doppelter Segen einer guten That.

Maler Anselm lebte in einer großen Stadt, allein trotz seiner Kunstfertigkeit und seines Fleißes wollte es in seinen Verhältnissen nicht recht vorwärts gehen. Das Glück war ihm eben nicht hold. Er arbeitete vorzüglich in kirchlicher Malerei, welche in jener Stadt weniger beliebt war, und bewies sich jeder Zeit als gläubiger, frommer Christ, was ihn eben der Gunst der höheren Stände nicht empfahl. Indessen verlor er nie das Gottvertrauen und die Christenliebe und hatte stets ein warmes Herz und eine offene Hand für die Noth seiner Mitmenschen, so weit es seine beschränkten Mittel erlaubten. — Er war unverheirathet und fand sich häufig bei Versteigerungen ein, um manchen für seinen Junggesellen-Haushalt passenden Gegenstand billig zu bekommen.

Eines Tages wurde einer armen Familie ihr geringes Hab und Gut von Gerichtswegen versteigert. Auch Anselm war bei der Versteigerung erschienen. — Er sah die Eltern und Kinder, lauter bleiche, abgehärmte Gesichter, wie sie laut jammernd die Hände rangen, als ein unentbehr-

licher Hausrath nach dem andern an den Meistbietenden um einen Spottpreis abgegeben wurde. Der Jammer dieser unglücklichen Familie ging dem Maler tief zu Herzen. Gegen Ende der Versteigerung kam ein altes schadhaftes Crucifix an die Reihe. Ein Jude nahm dasselbe in die Hand, betrachtete es von allen Seiten und gab es zurück mit der spöttischen Bemerkung: „Keine zehn Pfennige werth!"

„O lassen Sie uns wenigstens das Crucifix, es ist ein Andenken an meinen verstorbenen Vater!" flehte die arme Mutter.

„Ich bedauere, Ihre Bitte nicht gewähren zu können, liebe Frau," sagte der Beamte, „ich muß meine Pflicht erfüllen!"

„Was wird darauf geboten?" rief der Ausrufer, indem er das Crucifix in die Höhe hielt.

„Fünf Pfennige!" sagte der Jude.

„Fünf Mark!" rief Anselm.

Alle Anwesenden schauten verwundert auf den Maler. Er wurde natürlich nicht überboten und er empfing das Crucifix, legte fünf Mark auf den Tisch. Alsbald ging er auf die weinende Mutter zu und reichte ihr das Crucifix hin mit den Worten: „Da, liebe Frau, habt Ihr das theuere Andenken an Eueren Vater wieder und behaltet es, der gekreuzigte Erlöser ist ja doch der einzige Trost in Eurem herben Leiden. Vertraut nur fest auf ihn, er wird Euch in eurer bitteren Noth nicht ganz verlassen. Nehmt auch diese Kleinigkeit dazu. Gerne würde ich mehr geben, wenn meine Verhältnisse es erlaubten." Damit drückte er der Frau einige Markstücke in

die vor Freude zitternde Hand und entfernte sich eilig.

Einige Tage nachher wurde Anselm zum reichen Grafen R. beschieden, welcher in der Stadt seinen Wohnsitz hatte. Der Graf, ein ehrwürdiger Greis von gewinnendem Aeußern, empfing den Maler sehr freundlich. „Mit inniger Freude," hub er an, „habe ich von Ihrer edlen Handlungsweise gehört. Auf einer Versteigerung haben Sie einer armen Familie ihr Crucifix, den einzigen Schatz in ihrem Elende erhalten. Fürwahr, wer ein so zartes, warmes Mitgefühl für seine unglücklichen Mitmenschen in sich trägt, der hat gewiß auch das richtige Verständniß für die Kunst, welcher er sein Leben weihet. In eine arme Dorfkirche will ich einen Altar stiften, und Sie sollen das Altarblatt malen: Die Himmelskönigin Maria mit dem Jesukinde. Fällt Ihr Gemälde, wie ich nicht bezweifle, zu meiner Zufriedenheit aus, so werden Sie von mir selbst und durch meine Empfehlungen von anderen Kunstfreunden noch weitere Aufträge erhalten. Sie sind, wie man mir sagt, ein strebsamer Künstler, stehen in voller Lebenskraft. Der Weg zum Ruhm und reichen Verdienst steht Ihnen dann offen."

Vor freudiger Ueberraschung konnte Anselm nur wenige Dankesworte hervorbringen. Sein thränenfeuchtes Auge blickte zum Himmel empor.

Nach wenigen Monaten war das Altarbild vollendet — gemalt mit einer frommen Begeisterung wie noch nie eines — der Graf und Alle, die es schauten, wurden von stiller Andacht durchweht. Nun war Anselms Glück begründet. Die

Bestellungen häuften sich und mit der Arbeit wuchs die Liebe und der Eifer zu künstlerischem Schaffen. Sichtbar ruhte Gottes Segen auf dem Maler. Er ward ein angesehener Maler, ein wohlhabender Mann, aber er blieb ein frommer Christ, belebt vom innigsten Gottvertrauen. Die Mildthätigkeit gegen Arme und Nothleidende, welche er früher nur selten und im bescheidenen Maße hatte üben können, war ihm jetzt eine liebe Gewohnheit geworden.

Mehrere Jahre verflossen, da empfing Anselm an einem Sonntage den Besuch einer Familie, welche aus Mann und Frau, zwei Knaben und einem Mädchen bestand. Alle waren bürgerlich einfach gekleidet. Der Mann stellte sich und seine Familie vor. Er war der Schreinermeister Müller, sein älterer Sohn befand sich bei ihm als Lehrling, sein jüngerer lernte die Uhrmacherkunst und seine Tochter genoß bei den ehrwürdigen Dominikanerinen Unterricht in den verschiedenen häuslichen Beschäftigungen.

„Sie kennen uns nicht," hub Müller an, „allein wir kennen und verehren Sie als unsren großen Wohlthäter. Gerne hätten wir Ihnen schon früher unseren Dank persönlich abgestattet, aber ungeachtet der emsigsten Nachforschungen erfuhren wir erst vor Kurzem Ihren Namen und Stand. Vor etlichen Jahren lebten wir in unverschuldeter tiefer Armuth. Wir waren vom Lande in die Stadt gezogen und hatten nur wenige Bekannte, die uns empfehlen konnten. Ich selbst konnte als Schreinergeselle keine Arbeit finden, meine Frau verdiente trotz ihrer Geschick-

lichkeit in weiblicher Handarbeiten wenig, unsere Kinder wurden der Reihe nach krank. Da waren die wenigen Ersparnisse bald aufgezehrt; Hunger und Elend kehrten bei uns ein. Ein hartherziger Gläubiger drängte, unsere geringe Habe kam zur Versteigerung. Ein altes schadhaftes Crucifix, ein Andenken meines verstorbenen Schwiegervaters, ward ausgerufen. Ein Jude nahm es in die Hand" — —

„Richtig, jetzt erinnere ich mich," unterbrach der Maler lebhaft den Erzähler, „ich ersteigerte das Crucifix und schenkte es Ihrer Frau. Und denkt Euch, Meister Müller, diese unbedeutende Handlung des Mitleids begründete mein Glück. Sie kam zu den Ohren des Grafen R. und bestimmte ihn, mich ein Altarbild für den Altar einer Dorfkirche malen zu lassen. Meine Arbeit gefiel ihm, er gab mir selbst und verschaffte mir bei andern Kunstfreunden weitere Aufträge, und mein Glück war gegründet."

„Und auch das unsrige," versetzte der Schreinermeister. „Wahrhaftig, Gottes Fügungen sind wunderbar, und der Herr vergilt häufig unsre guten Werke schon in diesem Leben. Tief schmerzte es meine Frau, das Crucifix verlieren zu sollen, und als sie dasselbe gar in den Händen des Juden sah, graute ihr vor dem Gedanken, daß dasselbe von seinem künftigen Besitzer unehrerbietig behandelt werden könne. Sie flehte den Beamten an, ihr doch das Crucifix zu lassen und veranlaßte so unwillkürlich Ihr wohlwollendes Herz zur Ausübung der Barmherzigkeit. Ihr edles Beispiel aber hat auch auf die Anwesenden

mächtig gewirkt. Einige reichten uns größere oder mindere Gaben, Andere bewogen durch Schilderung unserer Noth ihre Freunde, uns zu unterstützen. Bald waren wir vor der größten Noth geborgen. Unsere neuen Freunde verschafften mir Arbeit bei einem tüchtigen Meister, sowie meiner Frau hinreichenden Verdienst. Der Vater im Himmel segnete unsren redlichen Willen und unsren Fleiß. Seit einem halben Jahre bin ich ein selbstständiger Meister und finde unser genügendes Auskommen."

„Großes hat der Herr an uns gethan," versetzte der Maler Anselm sichtlich gerührt. „Ihm sei Preis und Dank unser ganzes Leben hindurch! Nun, lieber Meister Müller, nächster Tage werde ich Sie und Ihre Familie besuchen. Wir wollen gute Freunde werden und bleiben."

---

## 10.

## Ein edler Israelite.

(Aus den „Eichsfelder Volksblättern" 1887.)

Die im Nachfolgenden geschilderte Handlung verdient umsomehr Beachtung, als sie sich in jüngster Zeit wahrhaft und wirklich zugetragen hat.

Der Jude G. hat in M. ein großes Geschäft. Ein körperliches Leiden veranlaßte ihn kürzlich, den Hausarzt zu Rathe zu ziehen, welcher ihm unter Anderem viele Bewegung in freier Luft angerathen. Demzufolge ging G., Nützliches mit Angenehmem verbindend, vor einigen Monaten

im Sommer persönlich nach Gr. O., um zwei dort ansäßige Einwohner an alte Schulden zu erinnern, d. h. dieselben einzucassiren. Der Vorsatz war ganz hübsch. G. erwies sich jedoch als kein guter Cassirer, wie wir gleich sehen werden.

Zuvörderst klopfte er bei dem Nachbar H. an. Als er in die niedrige Stube trat, sah er sich einer ärmlich gekleideten Frau gegenüber, die ihm, flüchtig grüßend, einen alten Holzstuhl zuschob und dann weiter ziemlich erregt und weinerlichen Tones mit einem Gerichtsvollzieher verhandelte. Es betraf eine Schuld von 13 Mark, in deren Höhe Pfändung beantragt worden war. Drei kleine, dürftig gekleidete Kinder mit blassen Gesichtern hockten still in den Ecken herum und schauten mit ihren großen schönen Augen furchtsam auf den strengen Mann des Gesetzes.

„Gute Frau, das thut mir leid," sprach der bärtige Gerichtsvollzieher, „aber eine weitere Frist kann ich mit dem besten Willen aus eigener Macht nicht mehr geben. Können Sie denn nicht wenigstens die Hälfte des Betrages, wenigstens sechs Mark fünfzig Pfennige einstweilen abzahlen! In diesem Falle könnte ich es allenfalls noch verantworten und Ihnen die gewünschte Frist von vier Wochen gewähren."

Statt aller Antwort schüttelte das arme Weib traurig den Kopf und barg ihr Gesicht weinend in der Schürze.

Wider Willen war G. stiller Zeuge dieser erschütternden Scene und wußte nun, um was es sich handelte. Schon längst rückte er unruhig auf seinem Holzstuhle hin und her. Als er aber

vernahm, wie der Gerichtsvollzieher unter mitleidigem Achselzucken bedauerte, daß er von seiner Pflicht nicht ablassen dürfe und zur Pfändung schreiten müsse, da erhob er sich entschlossen von seinem Sitze, trat vor den Mann des Gesetzes hin und sprach:

„Sie werden entschuldigen, mein Herr! Wie ich habe gehört, soll die Frau bezahlen dreizehn Mark, die sie nicht hat. Ist es nun wahr und bleiben Sie dabei, daß Sie wollen sein vorläufig zufrieden und die Familie ungeschoren lassen werden, wenn Sie kriegen einstweilen die Hälfte von dem Geld?

„Gewiß will ich dann das Weitere verantworten," entgegnete der Gerichtsvollzieher, „aber — was kümmert Sie die ganze Angelegenheit? Wollen Sie etwa für die Frau bezahlen?"

Die spöttische Miene, mit welcher er dies sagte, verschwand schnell, als G. erwiderte: „Gewiß werde ich zahlen!"

„Aber — wenn ich fragen darf — wer sind Sie denn und — wie kommen Sie dazu?"

„Nu" lächelte G. und zog sein Portemonnaie aus der Tasche, „wer ich bin, das ist gleichgültig; und — wie ich kommen dazu is meine Sache! — Hier ist das Geld — sechs Mark fünfzig Pfennig! Werden Sie nun haben die Güte und geben der Frau den Fristschein, um den sie hat gebeten."

Eine Weile stand der Gerichtsvollzieher verblüfft da; dann aber strich er das Geld ein und sprach, indem er schnell den verlangten Fristschein ausstellte; „Sie haben Recht! Mir kann's ja

am Ende gleich sein, von wem das Geld kommt; aber — Sie werden wissen, ich bin Beamter und muß meiner Pflicht nachkommen. Ich konnte nicht anders handeln, als ich handelte. Adjeu!" Damit empfahl er sich.

Eine Weile noch standen G. und die Frau sich schweigend gegenüber. G. dachte längst nicht mehr daran, weshalb er eigentlich gekommen.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll, lieber Herr," sprach jetzt das Weib, „wie danke ich Ihnen dafür, daß Sie uns vor Schmach und Schande gerettet haben."

„Sprechen Sie nicht davon!" wehrte G. und fragte dann: „Wie sind Sie gekommen zu der Schuld? Was macht Ihr Mann?"

„Mein Mann war lange Zeit außer Stellung und konnte trotz allen Bemühungen eine Arbeit nicht finden. Jetzt arbeitet er seit acht Tagen bei einem Oeconomen für neun Mark Wochenlohn."

„Hm. — Freilich, da können Sie noch kein Kapital gespart haben."

Während er dies sagte, betrachtete G. mitleidigen Blickes die Kinder, die gierig einige kalte, abgekochte Kartoffeln verschlangen.

„Habt Ihr Hunger?" fragte er den Aeltesten, einen Knaben von eilf Jahren, und als dieser statt aller Antwort mit dem Kopfe nickte, da zog G. nochmals sein Portemonnaie, gab dem Knaben Geld und sprach: „Hier mein Kind, wirst du nun springen und kaufen gleich zwei Brode und ein Stück Butter!"

„Ach Herr!" sprach die Frau, „Sie sind ein Engel, lohne Gott Ihnen, was Sie an uns thun!"

„Nu," lächelte G., „will ich wohl zufrieden sein mit dem Lohn!" — Aber 'n Engel bin ich nicht! — Wissen Sie nicht, wer ich bin? Kennen Sie mich nicht?"

„Ja, es ist wahr," entgegnete verlegen die Frau, „ich hab ja noch gar nicht gefragt, mit wem ich die Ehre habe und was Sie hierhergeführt. — Nehmen Sie mirs doch ja nicht übel, lieber Herr! — Die Aufregung —"

„Is' schon gut, Frau! — Nu, ich bin G. aus M. — Sie wissen, Ihr Mann hat bei mir gekauft."

Die Frau prallte bestürzt zurück, als sie das hörte und jammerte: „O weh, o weh! Sie sind der Herr G. und wollen auch Geld haben! Ach, liebster Herr —"

Inzwischen war der Knabe mit den Broden und der Butter zurückgekommen. G. unterbrach die Frau und sprach: „Lassen Sie das sein und geben Sie jetzt den Kindern zu essen; sie sind hungrig. Ich seh', wie's steht, und werde warten, bis Sie zahlen können! — Adjeu!"

Ehe die Frau noch etwas erwidern konnte, war G. verschwunden.

Er schritt eiligst weiter in das Dorf hinein und erreichte bald die Wohnung eines zweiten Gläubigers, den er auch zu mahnen beabsichtigte. Wiederholt klopfte er an die niedere Thüre und erwartete vergeblich den Ruf: „Herein!" Statt dessen vernahm er ein trockenes Husten. G. öffnete die Thüre, trat ein und befand sich in der dumpfigen, mit dicker Luft geschwängerten Stube. Hier stand auf dem Tische eine große

leere Arzneiflasche; im Bette lag ein abgezehrter, kranker Mann. G. erfuhr bald, daß der Kranke allein zu Hause war, indeß das Weib der Feldarbeit nachging.

„Nu, wenn Sie sind allein zn Hause, wer wartet Sie dann ab?“ fragte G.

„Ich muß sehen, wie ich mich behelfe,“ entgegnete der Lungenleidende. „Sonst warte ich gewöhnlich bis meine Frau Abends vom Felde heimkommt.“

„Das ist traurig!“ murmelte G. und sprach dann laut: „Bin ich doch jetzt einmal da! Sagen Sie mir also, wenn ich soll 'ne Handreichung thun für Sie! — Kommen Sie, werd' ich gleich rücken Ihr Kissen höher, daß Sie liegen besser mit dem Kopfe.“ Er that dieses und reichte dann dem Bettlägerigen ein Glas Wasser, indem er weiter fragte:

„Wie ist's? — Nehmen Sie keine Arznei mehr? — Will's der Doktor nicht mehr haben? — Das Glas dort ist leer! —“

„Ja leider ist's leer!“ entgegnete keuchend der Kranke. „Wohl soll ich die Arznei noch fort nehmen, aber — 's geht jetzt nicht.“

G. hatte genug gehört; er nahm das Glas und eilte zur Apotheke, um die Arznei noch einmal bereiten zu lasseu. Der arme Kranke nahm die ihm von G. im Löffel gereichte Arznei mit vielem Behagen und meinte dann: „Sie sind wirklich sehr gütig, Herr G., aber — ich kann Ihnen das erborgte Geld erst wieder geben, wenn meine Frau ihren Arbeitslohn nach Hause bringt. Es thut mir das sehr leid; um Ihnen aber den

guten Willen zu zeigen, mit dem ich auch meine alte Schuld bei Ihnen gerne abtragen möchte, wenn ich jetzt könnte, so — bitte ich Sie, helfen Sie mir, ich will mich auf das Kanapee legen, damit Sie sich mit dem Unterbett einstweilen bezahlt machen können."

Der Kranke machte Miene, sich zu erheben. G. drückte denselben sanft in's Bett zurück und sprach dann aber ziemlich entrüstet: „Was wollen Sie machen für 'ne Dummheit? — Wollen Sie wohl gleich liegen bleiben! — Seh' ich denn aus wie 'n Räuber und Mörder, der hervorzieht 's letzte Bett unterm kranken, schwachen Menschen? — Werden Sie erst gesund, dann können Sie verdienen und mich bezahlen in späterer Zeit, wenn Sie 's ehrlich meinen."

Der Kranke schwieg gerührt. G. aber rückte den Tisch mit der Arznei noch dicht an's Bett, schob verstohlen noch drei Fünfzigpfennigstücke hinter das frisch gefüllte Wasserglas und empfahl sich freundlichst grüßend. — Auf dem Heimwege fühlte er sich so froh und so leicht, daß er seiner eigenen Versicherung nach mit dem reichsten Mann in der Welt nicht hätte tauschen mögen.

Erst später erfuhr Frau G. durch die abzahlenden Leute aus Gr. O., wie edel ihr Mann gehandelt hatte. Auch sie ist als Wohlthäterin der Armen bekannt.

„Wart' Alexander," schmollte Sie mit dem von einem Spaziergange heimkehrenden Gatten, „ist es doch nicht hübsch von dir, daß du dich freust allein, wenn du hast Gutes gethan. Soll sich deine Pauline nicht mit dir freun? Getheilte

Freude ist doppelte Freude und sage ich dir's doch auch, wenn ich gegeben habe armen Kindern 'was anzuziehen."

G. und seine Gattin sind daran, sich taufen und in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen zu lassen, und so lohnt ihnen der liebe Gott reichlich, was sie an den Armen thun.

---

## 11.

## Die gefundene Brieftasche.

Johann Reiner war in einer Fabrik als Katundrucker beschäftigt und sein Verdienst reichte hin zur Ernährung seiner braven Ehefrau Brigitta und zweier Töchterchen. Da fallirte der Fabrikherr und Reiner wurde brodlos. Wohl suchte er anderswo eine lohnende Beschäftigung zu finden, aber es gelang ihm nicht, denn auch in anderen Fabriken waren der schlimmen Zeiten wegen ein Theil der Arbeiter entlassen worden. Die Noth wurde immer drückender. — Da war Reiner plötzlich verschwunden mit Zurücklassung eines Zettels, worauf mit zitternder Hand geschrieben stand: „Ich kann Euer Elend nicht länger ansehen. Ich gehe fort in die weite Welt, um Hilfe zu suchen. Sobald ich ein ordentliches Unterkommen gefunden habe, werde ich Euch nachkommen lassen; bis dahin sucht Euch redlich durchzuhelfen. Habt Geduld und Vertrauen auf den lieben Vater im Himmel, er wird mich und Euch nicht ganz verlassen. — Lebt wohl bis zum glücklichen Wiedersehen."

Man kann sich den Jammer der armen Mutter mit ihren Kindern im Alter von 5 und 7 Jahren vorstellen, die nun ganz verlassen der bitteren Noth preisgegeben war. Zwar hatte sie einen Bruder gehabt, der war aber schon vor zwanzig Jahren als Schlossergeselle in die Fremde gegangen und hatte seitdem nichts von sich hören lassen. Nach einiger Zeit verließ sie ihre Heimath und siedelte in ein entferntes Dorf über, wo sie durch die Arbeit ihrer Hände ihr Brod verdienen zu können hoffte.

*
* *

An einem Nachmittage fuhren ein Herr und eine Dame in einer wackeligen Landkutsche diesem Dorfe zu. Schon sahen sie es vor sich liegen, da schlug auf dem schlechten Wege an einem Abhange die Kutsche um und warf ihre Ladung über Bord. Die Reisenden zogen es nun vor, den übrigen Weg zu Fuß zu gehen und die Kutsche nachfahren zu lassen. Es war ein Handelsherr aus Amerika mit Namen Müllersohn, und Magdalen, seine Gattin.

„Das ist doch ein entsetzlicher Weg," sagte Müllersohn verdrießlich, „man sollte meinen, er sei eigens zum Umwerfen angelegt."

„Ach, lieber Mann," unterbrach ihn Magdalen, „ich wollte, wir wären direkt nach dem Badeorte gefahren. Jetzt fahren wir bereits vierzehn Tage auf schlechten Wegen und noch schlechteren Wagen in der Gegend da herum, und — für Nichts. Was du suchtest, fanden wir nicht, und nun auch noch diesen Unfall!"

„Es thut mir leid um dich,“ tröstete sie Müllersohn. „Leider haben wir den Hauptzweck unseres Umweges nicht erreicht und müssen nunmehr die Hoffnung aufgeben, meine Schwester aufzufinden; aber war es nicht meine Bruderpflicht, sie zu suchen? Und der Unfall war immerhin ein glückliches Unglück. Wäre die Kutsche mit dem Pferde den Abhang hinuntergestürzt, so wäre es um unser Leben geschehen gewesen, so aber sind wir, Gott sei Dank für seinen Schutz, mit dem Schrecken davon gekommen.“

„Ja wohl, mit einem tüchtigen Schrecken. Ich fühle mich so angegriffen, daß ich unmöglich heute noch weiter reisen kann. Wir wollen in diesem Dorfe übernachten, wenn du es zufrieden bist.“

„O gewiß, liebe Magdalen, ich richte mich ganz nach deinen Wünschen; nur fürchte ich, daß wir kein anständiges Hotel hier finden werden. Doch sieh, da kommt ein Mädchen; das wird uns Auskunft geben können.“

Er winkte dem Mädchen und sprach: „Liebe Kleine, willst du mir wohl sagen, wo wir das Hotel finden?“

„Hotel?“ fragte das Mädchen, sich besinnend, „Hotel? — Nein, so heißt Niemand in unserem Dorfe. — Hotel? — Ach, Ihr meint wohl den Schuhmacher Rodel? — Der wohnt am anderen Ende des Dorfes.“

„Ach nein, mein Kind, einen Schuhmacher suchen wir nicht, wir wünschen ein Hotel, ein Haus, wo wir einkehren und zu Essen und zu

Trinken bekommen können. Ist kein solches da im Dorfe?"

„Ja so, ein Wirthshaus meint Ihr? Freilich ist ein solches da. Geht nur da gerade aus, so kommt Ihr hin. Seht, dort unten an der Ecke, wo der Bär heraushängt."

„Ist es denn aber auch ein gutes Wirthshaus?"

„Ei freilich! Die Fuhrleute und die Handwerksburschen kehren ja alle dort ein."

So gingen denn die beiden Reisenden nach dem Bären. Nach einer kleinen Weile kam ein anderes Mädchen, ein Körbchen tragend, des Weges, blieb stehen und rief, rückwärts schauend und ungeduldig winkend: „O Grethel, so geh doch zu, damit wir heimkommen. Wir haben jetzt Erdbeeren genug, und du weißt, daß die Mutter allemal in Angst ist, wenn wir zu lange ausbleiben."

Grethel kam, die Hände unter dem Schürzchen versteckend, nachgeeilt mit dem Rufe: „So warte doch, Christine, ich habe ja Etwas gefunden!"

„Ach, mit deinem Finden. Wird wieder was Rechtes sein. Wenn du nicht eilst, geh' ich allein nach Hause."

„Ja freilich ist's was Rechtes. So Etwas hast du deiner Lebtage nicht gefunden. Rathe einmal, was es ist?"

„Ein Schneckenhaus vielleicht?"

„O je, etwas ganz Anderes!"

„Dann wird es ein großer Tannenzapfen sein."

„Da darfst du hundert Jahre rathen und erräthst es doch nicht. Da schau her!" Sie zieht

eine Brieftasche unter der Schürze hervor. „Ein Buch hab ich gefunden und noch dazu ein ganz seltsames. So ein Buch hast du gewiß noch nicht gesehen. Dort neben am Wege hart am Abhange ist es gelegen; fast wäre ich hinunter gerutscht."

„Das ist wirklich ein seltsames Buch; es ist ein Schlößchen daran und zugeschlossen. Was wohl in diesem Buche stehen mag. Ich lege es einstweilen in mein Körbchen, zu Hause wollen wir's dann genauer betrachten. Eile nur jetzt, daß wir heim zur Mutter kommen."

„Nein, du gibst mir das Buch wieder. Es gehört mir, ich hab' es gefunden."

„Wie sagst du: es gehöre dir? — Nein, Grethel, es gehört nicht dir und gehört nicht mir. Es gehört dem, der es verloren hat, und dem müssen wir es zurückgeben, sonst wären wir Diebe."

„Geh, Christine, du weißt ja gar nicht, wer es verloren hat."

„Das weiß ich freilich nicht, aber die Mutter wird schon wissen, wie der Eigenthümer aufzufinden ist. Der wird eine große Freude haben, wenn er sein verlorenes Buch wieder bekommt, und wird sich schön bei dir bedanken. Nun aber schnell heim zur Mutter!"

* * *

Zu Hause saß Mutter Brigitta in tiefem Kummer. Die Augen voll Thränen, in der Hand ein Papierblatt. Ach, das zweite Jahr, seit ihr Mann sich entfernt hat, geht heute zu Ende, und

noch immer ist die sehnlichst erwartete Nachricht nicht eingetroffen.

„O dieses unglückselige Schreiben!" seufzte sie. „Es hat unser Lebensglück für immer vernichtet! Welch ein schrecklicher Augenblick war es, als ich es das Erstemal las, und wie viel hundertmal hab ich es unter Thränen wieder gelesen. — Zwei volle Jahre und noch immer keine Nachricht! — — Sollte Johann mich betrogen haben! Sollte er untreu geworden sein seinem Weib und seinen Kindern, die mit ganzer Liebe an ihm hingen? — O Gott, verzeihe mir diesen schändlichen Gedanken! — Fort von mir! — Es ist ja nicht möglich, nein, dessen ist mein Johann nicht fähig! Er war ja ein so gewissenhafter Christ, war allzeit so gut gegen mich und so voll Liebe zu den Kindern. Die Sorge um uns war es ja, welche ihn hinausgetrieben in die weite Welt! — Ach, ach, er ist gewiß nicht mehr am Leben, oder schmachtet in weiter Ferne im Elend, sonst hätte er gewiß uns Nachricht gegeben. — O wüßte ich doch wo er ist, daß ich ihm zu Hilfe eilen könnte! — Ich kann mich nicht in den Gedanken finden, daß ich ihn nie wieder sehen sollte, und doch ist so wenig Hoffnung! — Wie unglücklich bin ich! So allein und verlassen dastehen in der Jammerwelt mit den armen Kindern, und täglich ringen mit der bitteren Noth! — Ach, was wird noch aus uns werden! — Doch da steht ja geschrieben: „Habt Geduld und Vertrauen auf den lieben Vater im Himmel, er wird mich und euch nicht ganz verlassen!" — O Vater im Himmel, verlasse uns

nicht, du bist ja unsre einzige Hoffnung und Zuflucht!" —

Eben traten die beiden Kinder ein.

„Liebe, gute Mutter," sprach Christine, „du weinst schon wieder. O weine doch nicht immerfort; so oft ich dich weinen sehe, muß ich auch mitweinen."

„Ach, Kinder," entgegnete die Mutter, „soll ich nicht weinen über unser Unglück? Heute sind es zwei Jahre, daß der Vater uns verlassen hat."

Grethel fiel ihr in die Rede: „Ja, nun kommt er aber bald wieder. Wir haben ja alle Tage, Morgens und Abends zum lieben Gott gebetet, daß er den Vater beschützen und zu uns zurückführen soll. Weine nur nicht mehr, Mutter, er kommt bald, du wirst es sehen. Christine hat mir's für ganz gewiß gesagt. Nicht wahr, Christine? — Aber weißt du auch, Mütterchen, daß ich draußen am Tannensteig beim Erdbeersuchen Etwas gefunden habe?

„Gefunden hast du Etwas? Und was denn? Laß es mich einmal sehen!"

„Ja, ein Buch hab ich gefunden, ein gar schönes Buch; man kann aber nicht lesen, was darin steht, weil es zugeschlossen ist. Da im Körbchen liegt es. Christine, so zeig es doch der Mutter!"

Mutter Brigitta betrachtete das Buch erstaunt und fragte: „Wie, Grethel, das hast du gefunden? — Aber ein Lesebuch ist das nicht, sondern eine Brieftasche. Die muß ein fremder Reisender verloren haben, denn hier im Dorfe hat Niemand eine solche."

„Doch, Mutter, warf Christine ein, der Postbote hat auch eine Brieftasche umhangen, aber die ist viel größer und sieht ganz anders aus. Wozu braucht man dann diese da?"

„Um Briefe und dergleichen, wohl auch Geld darin zu verschließen," antwortete die Mutter.

„Ah," sagte die kleine Grethel, darum ist sie zugeschlossen; das ist klug."

„Aber Geld kann in dieser da doch nicht sein; sie ist ja ganz leicht," entgegnete Christine.

Die Mutter erklärte ihr: „Silbergeld oder Gold freilich nicht; aber es gibt auch Papiergeld, und von solchem kann man hundert, ja tausend Thaler in dieser Brieftasche aufbewahren."

„Wie, rief Grethel verwundert, „tausend Thaler darinnen? Mutter, gib sie mir schnell, ich will zum Schlosser laufen, daß er sie aufmacht."

„Nein, mein Kind, das ist durchaus nicht erlaubt; die Brieftasche ist ja nicht dein Eigenthum, du darfst sie also auch nicht öffnen."

„Ach, Mutter, ich will ja nichts davon nehmen, ich möchte nur wissen, wie viel Geld darinnen steckt und wie die papierenen Thaler aussehen."

„Wer wird so neugierig sein. Der Anblick des Geldes wird nur deine Begierde danach reizen. Hast du die Geschichte von der Eva im Paradiese vergessen? Hätte Eva die verbotene Frucht nicht neugierig angeschaut, so würde sie auch nicht von derselben gegessen haben und nicht aus dem Paradiese verjagt worden sein. Nein, nein, liebe Grethel, die Brieftasche muß verschlossen, wie du

sie gefunden hast, dem Eigenthümer zurückgegeben werden!"

„Aber, Mutter," sagte Christine, „wir wissen ja nicht, wer sie verloren hat?"

„Das zu erfahren wird nicht gar schwer sein. Wir tragen die Brieftasche zum Herrn Pfarrer; der wird dann morgen nach dem Gottesdienste den Fund verkündigen, und dann wird der Eigenthümer bald sich melden."

In diesem Augenblicke ertönte auf der Straße der Klang einer Schelle und der laute Ruf des Gemeindedieners:

„Ein fremder Herr hat vor einer Stunde draußen am Tannensteig eine Brieftasche verloren; wer sie zurückbringt, erhält zwanzig Thaler Belohnung."

„Da," riefen die beiden Kinder zu gleicher Zeit, „jetzt ist der Eigenthümer schon gefunden!"

Die Mutter aber eilte zum Fenster und rief hinaus: „Thomas, wo ist denn der fremde Herr zu finden?"

„Im Bären ist er einlogirt," antwortete dieser. „Habt Ihr die Brieftasche vielleicht gefunden?"

„Jawohl, meine Grethel hat sie gefunden."

„Um so besser, so brauch ich's nicht weiter auszuschellen. Gratuliere zu den zwanzig Thalern. Werden Euch wohlthun, gute Brigitta."

„Welch ein Glück!" rief diese aus. „Ja, guter Gott, du hast uns nicht verlassen, du sandest uns da unerwartete Hilfe. Freuet Euch, liebe Kinder, und danket dem gütigen Himmelsvater. Zwanzig Thaler sind dem Finder versprochen;

mit diesem Gelde ist uns für lange Zeit aus unserer Noth geholfen. Komm nun, Grethel, du Glückskind, komm, Christine, wir wollen augenblicklich dem fremden Herrn seine Brieftasche hintragen, denn er wird um dieselbe in großer Sorge sein."

Zuvor müssen wir uns im Bärenwirthshause umschauen.

„Es wäre doch recht fatal," sagte Müllersohn zu seiner Gattin, „wenn meine Brieftasche nicht wieder aufgefunden würde."

„Lieber Mann," entgegnete diese, „das ist die kostspieligste Reise, die wir je gemacht haben. Achthundert Dollars in Einem Tage verreisen, ist doch ein bischen zuviel."

„Ach, das Geld wäre am Ende noch zu verschmerzen, der Verlust wird uns nicht arm machen. Was mich mehr beunruhigt, ist der Verlust der Photographie meines seligen Vaters. Es war die einzige, welche ich noch besaß. Aber ich will doch fragen, ob die Leute noch nicht zurückgekommen, die auf die Suche hinausgegangen sind."

Er klingelte und alsbald trat die Wirthin ein und fragte: „Soll ich vielleicht eine frische Flasche Wein bringen?"

„Das nicht, ich wünsche nur zu wissen, ob die Leute vom Suchen noch nicht zurückgekommen sind."

„Ja, soeben sind sie zurückgekommen."

„Und haben sie die Brieftasche gefunden?"

„Leider nicht. Wahrscheinlich hat der Herr die Brieftasche schon früher verloren."

„Ach nein! Ich hatte sie ja kurz zuvor in

meinen Händen. Beim Herausspringen aus dem Wagen steckte ich sie schnell in meine Seitentasche, werde sie aber wahrscheinlich in der Hast daneben gesteckt haben."

„Nun, dann wird Jemand sie schon aufgelesen haben."

„Das ist mir ein schlechter Trost, und ich muß sie verloren geben."

„O deshalb brauchen Sie Ihre Brieftasche noch nicht verloren zu geben," entgegnete die Wirthin beleidigt. „Oder glauben Sie vielleicht, daß Sie hier unter Spitzbuben gerathen sind? O nein, Gott sei Dank, es sind lauter ehrliche Leute hier im Orte. Wenn Jemand aus den Ortsleuten die Brieftasche gefunden hat, so stehe ich gut dafür, daß er sie zurückbringt. Warten Sie's nur ab. Der Vorsteher hat es bereits durch den Gemeindediener ausschellen lassen." Damit entfernte sie sich, kehrte aber sogleich wieder zurück in Begleitung Brigitta's und ihrer beiden Kinder.

„Hab' ich nicht wahr gesagt!" rief sie in triumphirendem Tone. „Da kommt schon die Brieftasche. — Brigitta, das ist der Herr, der sie verloren hat."

Diese überreichte ihm die Brieftasche mit den Worten: „Hier ist sie, meine kleine Grethel da hat sie gefunden und heimgebracht."

„Liebe Frau," sagte Müllersohn, „ich bin Euch sehr dankbar, daß Ihr mir die Brieftasche wiedergebracht habt; denn wisset, sie enthält nicht weniger als achthundert Dollars in Banknoten. Ich werde Euch mit Freuden die versprochene

Belohnung auszahlen. — Aber sagt mir einmal aufrichtig, würdet Ihr diese Brieftasche auch dann zurückgebracht haben, wenn Ihr gewußt hättet, welchen Schatz sie enthält?"

„Herr, was denken Sie von mir? entgegnete Brigitta voll Unwillen. „Ich konnte wohl vermuthen, daß der Inhalt werthvoll ist, sonst hätten Sie gewiß keinen so großen Finderlohn versprochen: aber wenn ich auch gewußt hätte, daß in der Brieftasche tausend Thaler steckten, ich hätte sie Ihnen doch eben so bereitwillig und schnell zurückgebracht, auch wenn Sie nichts dafür versprochen hätten. Wir sind zwar arm und haben mit der Noth zu ringen, aber ehrlich sind wir und wollen es bleiben."

„Ich glaube es Euch," sagte Müllersohn begütigend. „Vergebt meine unüberlegte Frage, ich wollte Euch nicht wehe thun. Ihr seid arm, wie Ihr sagt, wahrscheinlich Wittwe?"

„Ach, wenn ich Wittwe wäre, würde mein Unglück vielleicht weniger schmerzlich sein. Nein, ich bin verheirathet, aber mein Mann hat mich vor zwei Jahren verlassen und bis jetzt nichts von sich hören lassen."

„O der schändliche Mensch! rief Magdalen aus.

„Sie urtheilen zu hart über meinen guten Mann. Er hat uns nicht böswillig verlassen! Nein, gerade die Sorge um uns hat ihn fortgetrieben, ein Unterkommen zu suchen. Man vermuthet, er sei nach Amerika gegangen."

„Und wie heißt denn Euer Mann?" fragte Müllersohn.

„Johann Rainer schreibt er sich."

„Johann Rainer?“ sprach Magdalen leise zu ihrem Manne. „Wie ist mir denn: ist das nicht der Name unsres zweiten Fabrikaufsehers?“

„Es ist so,“ antwortete dieser, und zu Brigitta gewendet: „Beschreibt mir ihn doch etwas näher. Ich reise weit herum in Amerika; vielleicht führt Gott mir ihn einmal in den Weg.“

„Ich zweifle sehr; denn gewiß ist er nicht mehr am Leben. — Mein Johann ist von mittlerer Größe und von kräftigem Körperbau. Er hat dunkle Haare und braune Augen; doch betrachten Sie nur das Gesichtchen der Kleinen da, sie ist sein leibhaftiges Ebenbild.“

„Dann bin ich so glücklich, Euch Nachricht von ihm geben zu können. Er lebt und zwar in sehr guten Verhältnissen. Ich kenne ihn sehr wohl.“

„Er lebt, Sie kennen ihn?“ rief Brigitta aus. „O barmherziger Gott, so hätte er Weib und Kinder vergessen?“

„Hört mich nur an. Er schiffte wirklich nach Amerika. Anfangs erging es ihm in der neuen Welt sehr schlecht, bis vor einem Jahre, wo er in meine Fabrik eintrat. Gute Frau, ihr braucht Euch Eures Mannes nicht zu schämen. Er hat sich als ein so fleißiger, verständiger und verlässiger Mann erwiesen, daß ich ihn kurz vor meiner Abreise als zweiten Fabrikaufseher bestellte. Auch kann ich Euch die tröstliche Versicherung geben, daß er Euch nicht vergessen hat, vielmehr sehr um Euch besorgt ist. Er lebt äußerst sparsam, um, wie er mir sagte, das nöthige Geld zusammen zu bringen, seine Familie baldmöglichst

aus Europa kommen zu lassen. Seid also ganz getrost; Ihr werdet sicherlich bald Nachricht und Reisegeld von ihm erhalten. Damit Ihr aber bis dahin nicht Noth leidet, werde ich den versprochenen Finderlohn verdoppeln."

„O bester Herr! Sie hat der liebe Gott mir zugeschickt. Wie soll ich Ihnen danken! Diese Trostesnachricht macht mich glücklicher als wenn Sie mir tausend Thaler geschenkt hätten. Kinder, liebe Kinder, freuet euch, der Vater lebt noch und wir werden bald zu ihm kommen!"

Müllersohn fuhr fort: „Es ist wirklich eine ganz besondere Fügung der göttlichen Vorsehung. Unsere Reise hieher hatte einen ganz anderen Zweck. Ich wollte nämlich mit meiner lieben Frau da in ein Bad reisen und bei dieser Gelegenheit meinen Geburtsort und das Grab meines Vaters, sowie meine Schwester besuchen. Dort hörte ich, daß dieselbe mit ihren Kindern weggezogen sei in die hiesige Gegend, den Ort selbst wußte man mir nicht genau anzugeben, und so durchreisten wir auf gut Glück die Gegend, freilich ohne unser Ziel zu erreichen; doch zum großen Troste für Euch, gute Frau. — Nun muß ich Euch nochmal danken, daß Ihr mir die verlorene Brieftasche zurückgebracht habt, denn sie enthält außer dem Gelde noch einen besonderen Schatz für mich, nämlich das Portrait meines seligen Vaters, das einzige Andenken, welches ich von ihm besitze; ich wäre über seinen Verlust untröstlich gewesen."

Brigitta, welche mit steigernder Aufregung zugehört hatte, stieß jetzt die Worte hervor: „Gott,

o Gott, wie schlägt mir das Herz! Ich bitte Euch, zeigt mir das Bild, ich bitte Euch!"

„Von Herzen gern, hier ist es," sprach Müllersohn, indem er die Photographie aus der Brieftasche nahm und sie Brigitta hinreichte. Kaum hatte diese das Bild angeschaut, so drückte sie dasselbe an ihre Lippen unter dem Rufe: „O Gott, mein Vater, es ist mein lieber Vater!"

„Wie?" fragte Müllersohn, auf's Höchste überrascht, „Euer Vater? Wie nannte sich denn der?"

„Jakob Müller, und war Schmiedmeister in Birnwalden."

Die folgende Scene läßt sich nicht mit Worten schildern. Die beiden Geschwistern lagen sich lange in den Armen. „Brigitta, meine liebe Schwester," sprach endlich Müllersohn mit vor freudiger Rührung zitternder Stimme, „so haben wir dich doch noch gefunden. O welches Glück, welche Freude!"

„So lange ich lebe, will ich Gott dafür danken," sagte Brigitta; „der Tag, welcher vor zwei Jahren der schrecklichste meines Lebens war, ist heute zum glücklichsten geworden, den ich je erlebt. Dort verlor ich meinen Mann, und heute finde ich Mann und Bruder wieder."

Nun ging es an's Fragen und an's Erzählen. Endlich sagte Müllersohn: „Nun aber laßt uns an die Zukunft denken. Es versteht sich von selbst, daß du „herzliebe Brigitta" nebst deinen beiden Kindern uns nach Amerika begleitest." Natürlich willigte diese mit aller Freude ein. „Gut denn," fuhr der Bruder fort, „ich werde

mit Magdalen nun das Bad besuchen und nach vier Wochen hieher zurückkommen. Bis dahin treffe die nöthigen Zubereitungen zur Reise. Das Geld zu den erforderlichen Einkäufen werde ich dir sogleich einhändigen." — Noch an demselben Tage schrieb er an den Fabrikaufseher Rainer und theilte ihm unter Anderem mit, er möge sich auf eine große Ueberraschung gefaßt machen, indem nach sechs Wochen Ehefrau und Schwager ihn begrüßen würden. H.

---

12.

## Das Tischgebet.

Wer früh Morgens oder am späten Abend durch eine kleine Straße Wiens ging, hörte oft aus einem Häuschen den eifrigen Hammerschlag und das heitere Liedchen eines fleißigen Schuhmachers, der mit seiner Arbeit eine brave Frau und fünf kleine Kinder ernährte. Jeder, der den biederen Meister kannte, hatte ihn gerne, und seine Geschicklichkeit und Redlichkeit zog ihm stets Kunden in Menge zu. — Aber das Sprüchwort sagt: „Glück und Glas, wie leicht zerbricht das!" — Und das bewährte sich auch hier. Der Meister wurde krank, bekam die Auszehrung, siechte immer mehr hin und starb. Unter herzzerreißendem Weinen stand die Mutter mit ihren fünf kleinen Kindern am Sarge dessen, der ihnen Allen das Brod verdient hatte.

Die unglückliche Wittwe suchte nun nach Kräften

mit der Arbeit ihrer Hände das Allernothwendigste zu verdienen, aber die Zeiten waren schlecht, das Leben in Wien so theuer und die Armuth drückte immer stärker. Ein Hausgeräthe um das andere mußte verkauft werden, um für den geringen Erlös Brod zu bekommen; und als man am Ende des Jahres die Hausmiethe nicht bezahlen konnte, vertrieb der hartherzige Eigenthümer die unglückliche Familie mitten im Winter aus dem Hause. Diese dankte noch dem Himmel, daß ein mitleidiger Handwerker ihr ein Dachstübchen zum nothdürftigen Unterkommen überließ.

Hier lebte nun die arme Wittwe mit ihren Kindern in Armuth, Hunger und Kälte; nur Wenige reichten ihr zuweilen eine kleine Gabe. Menschliche Hilfe war nicht zu erwarten, Gott mußte helfen, und auf den wies immer und immer die arme Mutter ihre hungernden Kinder hin, und mahnte sie, recht andächtig das Vater unser zu beten, und wenn sie dann aus dem hungernden Munde der Kleinen die Worte hörte: „Unser tägliches Brod gib uns heute!“ dann drangen oft bittere Thränen aus ihren Augen. — Das Unglück sollte aber noch größer werden.

Kummer, Sorge und Noth warfen die Mutter auf das Krankenbett, und die Familie schien nun, ganz hilflos, dem Hungertode preisgegeben zu sein. — Doch „wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am ‚nächsten“.

Eines Morgens umstanden wieder die Kinder das Bett der kranken Mutter und weinten um Brod. Da sagte diese zu Franz, ihrem ältesten Sohne: „Geh hin, mein Kind, und sieh, ob du

in der Stadt nicht irgend ein Haus findest, wo man dir ein wenig Brod für uns gibt."

Franz entfernte sich schweren Herzens und eilte durch die Straßen der Stadt; noch nie hatte er gebettelt. Endlich kam er vor einen großen Kaufmannsladen. Er faßte Muth, trat ein und bat mit thränenvollen Augen um ein Stück Brod. Der Ladendiener aber wies ihn barsch zurück mit den Worten: „Bettelkinder bekommen hier nichts!"

Als der Knabe laut schluchzend zur Thüre hinausging, sah ihn zufällig der Hausherr, rief ihn zurück und fragte nach seinem Begehren. Franz klagte ihm nun die ganze Noth seiner kranken Mutter und seiner hungernden Geschwister. Der Kaufmann wurde durch diese Erzählung gerührt und gab dem Knaben einen Gulden, indem er sagte: „Geh zum nächsten Bäcker und hole dir für die Hälfte dieses Geldes Brod, das übrige bringe mir dann zurück."

Hocherfreut eilte Franz zum nächsten Bäckerladen, während der Ladendiener zu seinem Herrn sagte: „Nun, der Junge wird das Zurückbringen des halben Guldens wohl vergessen." Doch schon nach wenigen Minuten kam dieser zurück, in der einen Hand das gekaufte Brod haltend und in der anderen den Rest des Geldes, welches er dem Kaufmanne mit herzlichem Danke darreichte, und sich dann eilig entfernte.

Der Kaufmann, welcher ihn beobachtete, sah nun etwas, was ihn tief ergriff und rührte. Der Knabe nämlich in seinem Hunger blieb gleich vor der Hausthüre stehen und brach von dem Brode sich ein Stückchen ab. Hastig wollte er

es zum Munde führen, da zog er es aber wieder zurück, er hatte etwas vergessen; zuvor faltete er die Hände und verrichtete sein Tischgebet, dann erst aß er mit großem Appetit sein Stückchen Brod.

Augenblicklich rief der Kaufmann den Knaben zurück und erkundigte sich genau nach der Wohnung seiner Mutter. Dann entließ er den Knaben, der nun schnell mit dem Brode nach Hause eilte und nicht genug zu erzählen wußte von der Güte und Freundlichkeit des Kaufmanns. Im Dachstübchen aber war große Freude.

Gegen Abend klopfte es an der Thüre und herein trat der Kaufmann. Er sah bald die ganze Noth und Hilfsbedürftigkeit dieser verlassenen Armen und empfand das innigste Mitleid; selbst mit Reichthum gesegnet, hatte er solche Armuth in Wien noch nicht gesehen, ja nicht einmal für möglich gehalten. Sein Entschluß war bald gefaßt: hier mußte geholfen werden. Er nahm sich nun der unglücklichen Familie mit regster Theilnahme an; gleich gab er ein reichliches Almosen, sandte dann noch Lebensmittel und Kleidungsstücke und einen Arzt für die kranke Wittwe. Nach dieser glücklichen Wendung ihres Geschickes besserte sich auch bald ihr Gesundheitszustand.

Damit nicht zufrieden, bewog der edle Wohlthäter wohlhabende brave Familien, die Kinder bei sich aufzunehmen und er selbst nahm den ältesten Knaben, Franz, zu sich, trug für dessen Unterricht und Erziehung väterliche Sorge, und als derselbe später viel Talent und Lust zum

Kaufmannsstande zeigte, nahm er ihn als Lehrling in sein großes Handelsgeschäft.

Franz behielt sein braves und bescheidenes Wesen, voll Liebe und Dankbarkeit gegen diesen seinen Wohlthäter that er mit Freuden Alles, was er ihm nur an den Augen ansah, darum liebte und schätzte ihn auch der Kaufmann immer mehr und hielt ihn fast wie sein eigenes Kind.

Als Franz die Lehre durchgemacht hatte und sich in seinem Fache sehr gewandt erwies, vertraute ihm der Kaufmann nach und nach die wichtigsten Arbeiten im Geschäfte an und nach einigen Jahren stand Franz an der Spitze des Dienstpersonals. Als der Kaufmann an einem lang andauernden Gichtleiden erkrankte, machte er ihn sogar zu seinem Geschäftsführer und Procuristen.

Damals war aber in Wien der Großhandel sehr unsicher, so manches große Handelshaus fiel und zog andere mit in seinen Ruin hinein. Aber wie der kundige Steuermann mit sicherer Hand das Schiff auch über Klippen und Untiefen hinlenkt, so wußte der Geschäftsführer alle größeren Verluste von seinem Herrn glücklich abzuwenden, weshalb dieser ihn noch mehr achtete und liebte.

Alle Zeit, die ihm die Geschäfte übrig ließen, brachte Franz am liebsten in der Nähe seines kranken Wohlthäters zu, den er nach Kräften pflegte und ermunterte.

Der Kaufmann hatte eine einzige Tochter, Rosalie, an welcher er mit ganzer Seele hing. Sie war das Muster eines guten Kindes. Das edle Herz und die treue Anhänglichkeit, welche

Franz an ihren theueren Vater bewies, erfüllte sie mit Achtung und herzlicher Zuneigung zu demselben.

Auch Franz liebte Rosalie als die gute Tochter seines väterlichen Wohlthäters. Wo er konnte, bereitete er ihr jegliche Freude, jedoch nie dachte er an das hohe Glück, sie jemals die Seine nennen zu können; dazu schien ihm der Abstand zu groß, und er hütete sich sehr, irgendwie darauf hinzuwirken, um nicht undankbar gegen das unbegrenzte Vertrauen seines Wohlthäters zu sein.

Als Franz einst wieder bis spät in die Nacht am Bette seines guten Herrn saß, wurde dieser, da seine heftigen Gichtschmerzen etwas nachgelassen hatten, immer herzlicher gegen ihn, und sprach endlich:

„Franz, nie in meinem Leben hat mir ein gutes Werk so viel Freude bereitet, wie jenes, welches ich an dir geübt habe. Fünfzehn Jahre wohnst du jetzt in meinem Hause und bist mir so theuer geworden wie ein Sohn. Ob ich noch lange lebe und wieder gesund werde, steht bei Gott; aber für den Fall meines Todes möchte ich meine gute Rosalie bestens versorgt sehen, und ich habe dich zu ihrem Lebensbeschützer auserkoren."

Franz konnte erst kein Wort hervorbringen vor freudiger Ueberraschung; dann ergriff er weinend die Hand seines Wohlthäters und sagte:

„Gott im Himmel vergelte Ihnen alles mir erwiesene Gute, ich kann es niemals vergelten!"

Nicht lange währte es, da waren Rosalie und Franz ein glückliches Ehepaar. Gott ver-

mehrte noch ihre Freude dadurch, daß er dem alten Vater die Gesundheit wieder schenkte.

Franz, obwohl ein reicher Kaufmann geworden, blieb immer demüthig und bescheiden. Nie vergaß er seine arme Jugend und pflegte oft zu sagen:

„Mein Glück verdanke ich zumeist einem frommen Tischgebet, das ich einst als der dürftigste Knabe an der Thüre dieses Hauses bei einer ärmlichen Mahlzeit verrichtet habe."

---

## 13.

## Ein verhängnißvolles Gedicht.

Am 14. Juli des Jahres 1802 heirathete Gilbert de Vermont, ein liebenswürdiger junger Edelmann, die reizende Marion de Martigny. Die Hochzeit wurde in dem alten Feudalschlosse der Martigny's gefeiert und das junge Paar verweilte aus Rücksicht auf die Eltern Marion's, welche sich von dem einzigen Kinde nur schwer trennen konnten, noch vierzehn Tage bei denselben, um dann Vermont's prächtiges an der Marne gelegenes Gut zu beziehen. Dort wurde sogleich ein großes ländliches Fest veranstaltet, welches dem jungen Gatten als die geeignetste Gelegenheit erschien, seine Gattin dem Kreise der Freunde und Bekannten vorzustellen. Es gelang denselben auch bald, Aller Herzen zu gewinnen. Vermont's Glück wurde dadurch noch erhöht, während sein freudestrahlender Blick Marion's Herz ebenfalls mit unaussprechlicher Freude erfüllte. Ach, nur zu bald sollte ebenso unsägliches Weh folgen.

Vierzehn Tage vergingen dem jungen Ehepaare im Rausche der Freude. Die Nachbarschaft hatte Einladungen erlassen, eine Festlichkeit folgte der anderen, so daß den Beiden nur wenige Stunden ungestörten Alleinseins vergönnt waren. Eines Abends kehrten sie wieder von einer ihnen zu Ehren veranstalteten Reunion zurück. Sie sahen abgespannt und ermüdet aus, und Gilbert meinte: „Eine derartige Kette von Festen fordert doch einen starken Aufwand von Kräften, mich verlangt wirklich nach Ruhe.“ — „Mich nicht minder,“ stimmte die junge Frau zu, „ich möchte wünschen, daß wir uns endlich wieder zurückgegeben wären.“

„Es sind gesellschaftliche Pflichten, denen man sich nun einmal nicht entziehen kann. Das Meiste aber haben wir nunmehr überstanden, und was noch kommt, nimmt mehr mich als dich in Anspruch, so beispielsweise morgen die Hirschjagd.“

Marion erbleichte plötzlich. „Ach ja, die Hirschjagd,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Ich weiß nicht, mir ist, wenn ich daran denke, so seltsam zu Muthe. Willst du mir nicht die Liebe erzeigen, theurer Gilbert, und derselben fern bleiben?“

„Aber warum denn, mein Liebling?“

„Ich ahne eine Gefahr für dich.“

„O du närrisches Weibchen! Eine Gefahr auf der Hirschjagd? Ja, wenn es sich noch um eine Wolfsjagd oder eine Bärenhatz handelte!“

„Gleich viel, ich bitte dich herzlich, nicht von der Parthie zu sein.“

Welche Entschuldigung soll ich aber vorbringen?

Denn deine Ahnungen wird man kaum als eine stichhaltige Ursache gelten lassen."

„Melde dich unwohl, oder schütze Anderes vor. Jedenfalls bleibe bei mir, — ich habe solch' tödtliche Angst!" Die Thränen traten ihr in die Augen und sie zitterte am ganzen Körper. Vermont suchte sie nach Kräften zu beruhigen und schob ihren Zustand auf die aufregenden Zerstreuungen der jüngsten Zeit. Man begab sich zur Ruhe; allein am nächsten Morgen befand sich die junge Frau in noch trostloserer Stimmung. „Ich hatte einen so schrecklichen Traum," seufzte sie. „Nicht wahr, du gehst nicht von mir?"

„Ich muß, meine Liebste," versetzte er zärtlich. „Balforan hat die Parthie mir zu Ehren arrangirt. Sei überzeugt, daß ich sehr vorsichtig zu Werke gehen und meine Rückkehr möglichst beschleunigen werde." Er umarmte und küßte sie innig, um dann in der Befürchtung, daß ihre Bitten ihn doch schließlich noch umstimmen könnten, schnell davon zu eilen. — Marion's Blick folgte ihm voll Schmerz und Sehnsucht, bis er von Thränen verschleiert wurde.

Die Jagd verlief zu allseitiger Zufriedenheit. Der Hirsch wurde gestellt und erlegt. In heiterster Stimmung trat die Jagdgesellschaft den Rückweg zum Schlosse Balforan's an. Vermont hatte sich an einer Baumwurzel den Fuß ein wenig verrenkt und blieb daher allmählich, ohne daß die anderen darauf achteten, einige hundert Schritte zurück. Plötzlich hörten diese einen Schuß und gleich darauf einen Hilferuf. Erschrocken

wandten sie sich um, und liefen, als sie den Freund nicht mehr erblickten, zurück.

Ein furchtbarer Anblick bot sich ihnen. Vermont lag auf dem Moose am Rande des Gehölzes ausgestreckt und rang mit dem Tode; sein Kopf war von einer Kugel zerschmettert. Die Freunde hoben ihn sanft auf, allein es war keine Rettung mehr. „Marion, arme Marion!“ seufzte er und sank entseelt zurück.

Wodurch hatte der Unglückliche so schnell sein Leben verloren? Sein Gewehr war nicht geladen gewesen, ein Selbstmord war ohnehin bei seinen glücklichen Lebensverhältnissen ganz undenkbar. — Bei genauer Besichtigung entdeckte man, daß ihm die diamantene Busennadel und die kostbare Uhr mit Verloques fehlten. Jetzt war es klar: ein ebenso kaltblütiger als gewandter Raubmörder hatte hier sein Werk verrichtet. — Alsbald machten sich Einige zur Verfolgung auf, während Andere die Leiche bewachten, bis ein Wagen herbeigeschafft war, und die Uebrigen sich der traurigen Pflicht unterzogen, der beklagenswerthen jungen Frau die Trauerkunde so schonend als möglich beizubringen.

Marion war, als die Jagdgenossen ihres Gatten ohne denselben und mit eigenthümlichen Mienen eintraten, kaum im Stande sich aufrecht zu erhalten, und sank, als man ihr endlich zögernd das Fürchterliche mitgetheilt, bewußtlos zu Boden. Eine schwere Nervenkrankheit folgte, sie rang mit dem Tode. Endlich aber siegte ihre Jugend über die tückische Krankheit; doch um ihre Lebensfreude und ihren Lebensmuth war es für immer geschehen.

Sie erwarb die Waldung, worin der Heißgeliebte sein junges Leben ausgehaucht und ließ an der Unglücksstätte ein Mausoleum errichten. Täglich besuchte sie die Stelle, um zu beten und die Umgebung zu durchforschen. Sie gelobte die Trauerkleidung nicht eher abzulegen, als 'bis die Verbrecher entdeckt und die Unthat gerächt wäre. Jene Freunde, welche sich unmittelbar nach der That zur Verfolgung der Verbrecher aufgemacht, hatten keine Spur von einem Mörder gefunden; eben so erfolglos waren die Nachforschungen der Gerichte geblieben. Doch Marion klammerte sich krampfhaft an die Hoffnung der Entdeckung.

Einst befand sie sich wieder dort im Gehölze bei der Unglücksstätte und pflückte in Gedanken das Moos von einem uralten nur wenige Schritte vom Denkmal entfernt stehenden Eichstamme, als ihr plötzlich ein kleiner in der Rinde steckender Gegenstand in die Augen fiel. Mechanisch betrachtete sie ihn; es war ein Papierballen, an den Rändern verbrannt oder versengt. Plötzlich öffnete sich ihr Auge weit, wie angesichts von etwas Furchtbarem. „Ein Gewehrpfropfen," murmelte sie und suchte dann hastig mit zitternden Fingern den Knäul auseinander zu ziehen und zu glätten. Als das gelungen, suchte sie mit gierigen Blicken nach dem Inhalt. Das Papier war vollständig beschrieben, zwar manches Wort durchstrichen, doch auch noch Vieles zu lesen. Es handelte sich anscheinend um den Entwurf zu einem Gedichte, dessen vollständiger Sinn sich aber der verbrannten Stellen wegen nicht mehr enträthseln ließ. Enttäuscht senkte die junge Wittwe

schließlich das Haupt. Zur Ermittlung des Mörders konnte der Fund doch schwerlich beitragen, da er weder eine Namens- noch Ortsbezeichnung enthielt. — Immerhin beschloß Marion das Papier sorgfältig aufzuheben, vielleicht daß es ihr doch einmal in der ihr so sehr am Herzen liegenden Angelegenheit von Nutzen war. Allein die Zeit verging und das über der Mordthat lagernde Dunkel lichtete sich nicht.

* *
*

Am Abend des 14. August 1808 hatte sich eine auserlesene Gesellschaft in den Salons der Marquis de Laujon in Paris eingefunden. Man feierte den Geburtstag der Marquise und die vielen Freunde des Hauses waren sämmtlich gekommen, der hochgeachteten Dame ihre Glückwünsche darzubringen. Der Marquis aber hatte als großer Musikfreund aber noch für eine besondere Ueberraschung Sorge getragen. Die ersten Künstler der italienischen Oper waren eingeladen. Durch das Erscheinen so vieler Koryphäen erhielt die Festlichkeit in der That einen besonderen Glanz.

Eine einzige Dame, jung und schön, nahm an der allgemeinen Festesfreude keinen Theil. Versunken in tiefe schwermüthige Gedanken schien sie das, was um sie her vorging, kaum wahrzunehmen. Fast krampfhaft hielt ihre Hand ein Medaillon. Sie trug Halbtrauer. Es war Marion de Vermont. Heute vor sechs Jahren war ihr heißgeliebter Gatte von Mörderhand gefallen und ihr Herz empfand den Schmerz um seinen Verlust noch in seiner vollen Kraft. Nur die dringendsten

Bitten der Marquise, ihrer Pensionsfreundin, hatten sie bewegen können, sich bei der Festlichkeit einzufinden. Nun bildete ihre Erscheinung doch einen seltsamen Contrast zu den anderen geputzten Menschen, die indessen Alle des jungen Weibes Geschick kannten und ihren Schmerz ehrten.

Sänger und Sängerinnen lösten sich in Vorträgen ab, dann setzte sich ein Herr, den einer der Künstler mit Bewilligung des Marquis eingeführt, an das Klavier, um einige Piecen eigener Composition vorzutragen. Dieselben fanden ebenso wie die Fertigkeit, womit sie gespielt wurden, allgemeinen Beifall. Der Fremde, welcher de Bourdon hieß, bat um die Erlaubniß, ein selbst gedichtetes und in Musik übersetztes Lied zum Besten zu geben. Selbstredend wurde sie gerne gewährt und der bei der äußerst wohlklingenden Stimme trefflich zur Geltung kommende Text, wie auch die allerliebste neckische Melodie rissen die Zuhörer abermals zur Bewunderung und lautem Beifall hin. Welch ein reich begabter Mann war doch dieser Herr de Bourdon, der das Talent des Dichters und des Componisten auf so vollkommene Weise in sich vereinigte!

Nur Frau de Vermont verhielt sich nach wie vor schweigend; die allgemeine Munterkeit stimmte sie eher noch trauriger, und sie schickte sich an, sich zurückzuziehen. Die Marquise gewahrte es, und bat sie, noch einige Augenblicke zu verweilen, da der Herr, welcher vorhin das prächtige Lied gesungen, abermals ein solches eigener Dichtung und Composition, jedoch in ernsthafterem Genre, zum Vortrage bringen werde. — Marion ließ

sich bewegen. In demselben Momente begann der Fremde ein Vorspiel voll tiefer Empfindung und außerordentlicher Zartheit des Ausdrucks und intonirte dann eine Romanze, die in Wort und Melodie eine gleich seelenvolle Auffassung bekundete.

Plötzlich ging mit Frau de Vermont eine seltsame Veränderung vor. Sie begann mit fast fieberhafter Spannung zu lauschen und fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Stirne, als gelte es, sich zu vergewissern, daß sie nicht träume, daß vielmehr alles, was da laut wurde, in Wirklichkeit an ihr Ohr drang.

Kaum war das Lied beendet und der sich noch rauschender als vorhin sich äußernde Beifall verstummt als sie auf den Sänger zutrat, ihm ebenfalls einige verbindliche Worte über den vollendeten Vortrag sagte und ihn dann lebhaft fragte, wer der Dichter dieser herrlichen Romanze sei. „Sie sehen ihn vor sich, gnädige Frau," lautete die im bescheidenen Tone gegebene Antwort.

— „Ah, in der That? — Und wo ist das Werk im Druck erschienen?"

„Bis jetzt noch nirgendwo."

„Es ist wohl neueren Ursprungs?"

„Doch nicht, gnädige Frau, ich verfaßte es schon vor längerer Zeit."

„So, so," murmelte Marion. Sie war todtenbleich und ihre Lippen zuckten. Allein ein gegeheimer Gedanke schien ihr Kraft zu verleihen.

„Zweifellos haben Sie diesem oder jenem Freunde eine Abschrift ertheilt?"

„Auch das nicht."

„So wäre es wohl vermessen, Sie um eine solche zu bitten? Ich wünsche sie gar zu gern, da der Text mir außerordentlich gefällt.“

„Ich fühle mich hoch geehrt, gnädige Frau, und werde mir morgen, wenn es Ihnen so genehm ist, selbst gestatten, sie Ihnen zu überreichen.“

„Nein, nein, nicht morgen, gleich, gleich, wenn ich bitten darf; mit dem Anbruch des nächsten Tages gedenke ich zu meinem Gute zurückzureisen.“

„Aber wie kann ich —“

„Nicht wahr, Sie erfüllen meine Bitte,“ fuhr Marion dringend fort. „Sie werden diese Gefälligkeit einer Dame, welche Sie so dringend darum bittet, nicht abschlagen?“

„Wie vermöchte ich das, gnädige Frau? Sie beschämen mich durch Ihre Liebenswürdigkeit. Ich will Ihnen sofort nicht nur den Text, sondern auch die Musik aufschreiben. Der Herr Marquis de Laujers hat zweifellos die Güte, mir ein Zimmer und die nöthigen Schreib-Utensilien anweisen zu lassen.“

Der Marquis war ebenso wie die Umstehenden nicht wenig verwundert diesem Zwiegespräch gefolgt. Er begriff das lebhafte Verlangen der Frau de Vermont nach einem verhältnißmäßig so bedeutungslosen Gegenstande nicht, beeilte sich aber nichts desto weniger aus Gefälligkeit gegen die Dame den Fremden in ein Nebenkabinet zu geleiten. Während dessen bat auch Marion die Marquise mit fast versagender Stimme, sie in ein anderes Gemach zu führen, da sie sich sehr angegriffen fühle. Die Herrin des Hauses legte

alsbald den Arm der Freundin in den ihrigen und beide verließen den Salon.

Draußen sagte Frau de Laujeon besorgt: „Du siehst wirklich leichenblaß aus: hat dich das Lied des Herrn de Bourdon so ergriffen?“ —

„Ach, wenn du es wüßtest, Athenais.“

„Was denn, mein Herz?“

„Noch kann ich dir's nicht sagen; die nächste Stunde wird dir jedoch Alles offenbaren.“

„Ist es denn etwas gar so Schreckliches?“

„O bringe jetzt nicht weiter in mich!“

Die beiden Frauen traten damit in das Boudoir der Marquise, wo Marion sich erschöpft auf einen Divan niederließ.“

„Willst du dich nicht wenigstens mir, deiner treuesten Freundin, anvertrauen?“ fragte die Marquise kopfschüttelnd.

„Es wäre nicht wohlgethan. Gedulde dich noch eine Weile, theuere Athenais. Nicht wahr, du nimmst die Abschrift des Liedes von dem Manne in Empfang und bringst sie mir gleich hieher?“

„Weshalb liegt dir nur so viel daran?“

„Auch das wirst du bald erfahren. Laß mich jetzt nur kurze Zeit allein, damit ich meine Fassung vollständig wieder gewinne. Wenn der Fremde dir die Abschrift einhändigt, sorgst du dafür, daß er zur Gesellschaft zurückkehrt und dieselbe sobald nicht verläßt.“

„Liebes Herz, deine Worte klingen immer räthselhafter.“

„Freilich, freilich; aber es wird sich Alles

bald aufklären. Nur mußt du genau nach meinen Anweisungen handeln."

„Ich soll dir also die Abschrift hieher bringen und dann Anstalt treffen, den Herrn de Bourdon noch eine Zeit lang bei uns zurückzuhalten?"

„Jawohl, jawohl!"

„Ist er dir denn bekannt? Hast du ihn vielleicht früher schon irgendwo getroffen?" —

„O nein, nein!"

Die Marquise entfernte sich kopfschüttelnd, während Marion in der heftigsten Aufregung deren Rückkehr erwartete.

Endlich erschien die Marquise wieder, das sehnlichst erwartete Schriftstück in der Hand. Die Ungeduldige entriß es ihr fast und ihre Blicke überflogen es gierig.

„Ja, es trifft zu!" flüsterte sie mit heiserer Stimme, „es ist, wie ich gedacht! — Halt ihn hier, Athenais!" fuhr sie laut fort, „in längstens einer Stunde wirst du, ich verspreche es Dir nochmals, über Alles im Klaren sein."

Mit diesen Worten stürzte sie aus dem Gemache, und die Marquise hörte sie unten im Vestibul nach ihren Wagen rufen.

Frau de Laujon begab sich zu ihren Gästen zurück und beschäftigte sich, Marion's Auftrag zufolge, namentlich mit Herrn de Bourdon. Demselben schien das von Frau de Vermont seinem Gedichte entgegengebrachte Interesse außerordentlich zu schmeicheln und er erkundigte sich angelegentlich, wer denn diese Dame sei. „Sie ist noch in Halbtrauer," meinte er. „Wahrscheinlich

wegen des Verlustes eines theueren Familiengliedes?'

„Ja wohl, wegen ihres Gatten. Sie verlor ihn vor sechs Jahren auf so schreckliche Weise; er wurde von einem Elenden meuchlerisch erschossen und beraubt."

„O Himmel!" rief Bourdon. Ein aufmerksamer Beobachter hätte eine plötzliche Unruhe in seinem Wesen gewahren können. — „Wo geschah das Verbrechen?" fragte er nach einer Pause.

„In einem Walde nahe bei St. Dizier."

„Schrecklich!" murmelte Herr de Bourdon mechanisch, während seine Blicke scheu den Saal durchforschten. Alsbald erhob er sich und sagte: „Gnädige Frau, es erübrigt noch, bevor ich mich verabschiede, Ihnen und Ihrem Gemahl, dem Herrn Marquis, für die gastliche Aufnahme herzlich zu danken."

„O, wir sind Ihnen im Gegentheile zu großem Danke verpflichtet für die uns gebotenen Kunstgenüsse" rief die Marquise. „Aber," fuhr sie dann, des Wunsches der Freundin, den Fremden bis zu deren Rückkehr zurückzuhalten, gedenkend, fort: „Sie dürfen uns noch nicht verlassen, müssen jedenfalls noch bis zur Beendigung der Quadrille, wobei ich ja Ihre Partnerin bin, verweilen."

„Gnädige Frau, ich fühle mich von den Vorträgen sehr angegriffen und würde Ihnen darum sehr verbunden sein." — — In diesem Augenblicke begann die Musik die ersten Akte des Contretanzes. „Es geht nicht an, Herr de Bourdon, lächelte die Marquise bezaubernd, „kommen Sie!" Mit finsteren Blicken willfahrte derselbe und

trat mit der Marquise zum Tanze an. Man sah es ihm aber während des Tanzes an, daß er nicht bei der Sache war; sein Auge ließ die Thüre keinen Moment außer Acht und kurz und unwirsch beantwortete er die an ihn gerichteten Bemerkungen. Natürlich mußte das die Mittänzer, namentlich die Marquise auf's Höchste befremden; sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß dies mit dem seltsamen Benehmen ihrer Freundin zusammenhänge; und ihre Vermuthung sollte sich alsbald bestätigen.

Die zweite Tour des Contretanzes hatte eben begonnen, als sich plötzlich die Saalthüre öffnete und der Kammerdiener des Marquis mit der überraschenden Meldung erschien: „Der Herr Staatsprocurator!"

Das Orchester verstummte sofort, und den Tänzern entglitten die Hände ihrer Damen. Zugleich öffnete der Kammerdiener beide Flügelthüren, durch welche jetzt der bezeichnete Beamte mit vier Gendarmen eintrat; ihnen voran aber eilte eine Frauengestalt, Marion de Vermont. „Dort steht er!" rief sie mit gellender Stimme, und deutete auf Herrn de Bourdon, welcher leichenblaß, mit schlotternden Gliedern, das vollkommene Bild eines ertappten Verbrechers, an einer Säule lehnte.

Der Procurator schritt auf ihn zu, legte die Hand ihm auf die Schulter und sagte in ernstem, feierlichen Tone: „Im Namen des Kaisers, Sie sind mein Gefangener!"

Jener stammelte etwas, wie: daß er nicht wisse, was man von ihm wolle; er sei ein Mann

von Ehre, es müsse hier eine Verwechselung der Person obwalten. Der Mann des Gesetzes meinte indessen, daß sich das Alles schon später finden werde, und übergab ihn den Gendarmen, welche ihn abführten. Mit der Bitte an die Gesellschaft, es entschuldigen zu wollen, wenn seine Pflicht ihn in die traurige Nothwendigkeit versetzt habe, ein so heiteres Fest stören zu müssen, zog sich der Procurator dann gleichfalls zurück.

Alles bestürmte nun Marion um Aufklärung, welche diese nunmehr auch ohne Zaudern ertheilte. Sie hatte das Lesbare auf dem an der Mordstelle gefundenen Papierpfropfen ihrem Gedächtnisse unauslöschbar eingeprägt und jetzt zu ihrer furchtbaren Ueberraschung plötzlich diese Sätze Wort für Wort und vervollständigt aus dem Munde des Fremden in dessen Lied vernommen. Nach seiner Erklärung, daß diese Romanze sein Werk und noch nirgends veröffentlicht sei, zweifelte sie schon kaum noch, daß der Mörder ihres Gatten gefunden sei, ließ aber zum Ueberflusse noch eine Abschrift des Liedes sich geben, in der sie dann auch die gleichen Schriftzüge wie auf dem Pfropfenpapier entdeckte. Beides unterbreitete sie darauf ungesäumt dem Staatsprocurator, der ohne Verzug zur Verhaftung des Verdächtigen schritt.

Man wandte sich nun an den Sänger, welcher Bourdon eingeführt hatte, um von demselben Näheres über den gefährlichen Menschen zu erfahren; aber der Sänger vermochte auch nicht viel auszusagen. Er hatte vor mehreren Jahren in einer größeren Provinzialstadt, wo er damals engagirt war, den de Bourdon kennen gelernt,

und dieser ihn jüngst in Paris wieder aufgesucht. Er habe nie auch nur das geringste Nachtheilige über ihn gehört und ihn für einen durchaus ehrenwerthen Mann gehalten. Welch ein bedeutendes musikalisches und dichterisches Talent Bourdon besitze, habe die Gesellschaft ja selbst heute Abend zu erkennen Gelegenheit gehabt.

Das Fest hatte begreiflicher Weise durch diesen Zwischenfall sein Ende erreicht.

Drei Monate später öffnete sich an einem neblichen kalten Novembermorgen das Thor der Conciargerie und ein Mann bestieg in Gesellschaft des Henkers und seiner Knechte den Scharfrichterkarren, um nach dem Greveplatz gebracht zu werden. Es war Anatole de Bourdon, oder vielmehr Juan Isouard Molin, ein Mensch, der es trotz seiner hohen geistigen Anlagen, die ihm eine hochgeachtete Lebensstellung verbürgt hatten, vorgezogen, gemeiner Straßenräuber zu werden, sechs Raubmorde beging und sich mittlerweile vermöge seiner Talente in die ersten Familien des Kaiserreichs Eintritt zu verschaffen wußte. Die Angst hatte ihn am Abende seiner Verhaftung derartig übermannt, daß er bei dem sofort mit ihm vorgenommenen Verhöre und namentlich, als ihm der verhängnißvolle Gewehrpfropfen vorgezeigt wurde, alle seine Verbrechen bekannte. Er endete durch das Beil.

---

## 14.

## Gebet und Glaube.

Es war im Monat Mai, und die Natur hatte sich mit Blumen geschmückt, wie eine Braut, welche den Bräutigam erwartet. Ein azurblauer Himmel wölbte sich über einem Hause, wo ein schmerzliches Leiden wohnte, und ein blühender Fliederbusch neigte seine Trauben einem Fenster zu, hinter welchem ein bedauernswerthes dem Tode zuwelkendes Mädchen lag. So ist es oft im menschlichen Leben; hinter dem Scheine von Glück und Freude ist der Kummer verborgen, und das Lächeln ist oft nur der Schleier, welcher die Thränen verhüllt. So waren auch die Blumen und der Fliederbusch, die vor dem Hause blühten, in welchem die arme Cäcilia dem Tode nahe lag, nur die täuschende Außenseite, denn im Innern des Hauses wohnten Trauer und Harm, die nur im Aufblick nach Oben zum Vater im Himmel einigen Trost fanden.

Seit lange hatte Cäcilia ihr Zimmer nicht verlassen; traurig war ihr der Herbst vergangen, und der Winter hatte ihr Uebel nur noch verschlimmert. Das junge Mädchen litt an einer Brustkrankheit, welche die Aerzte für unheilbar erklärten, und man versagte der Kranken nichts, da nach dem Ausspruche des Arztes die Versagung doch zu keiner Besserung mehr führen konnte, und man hielt es für angemessen, ihr die kurze Frist, die sie noch zu leben haben werde, so angenehm als möglich zu machen.

Aber an diesem Morgen leuchtete in den Augen Cäciliens ein Feuer, wie seit lange nicht; sie sprach von Festen und Spaziergängen, von Reisen und Kleiderschmuck, gerade als wenn sie Hoffnung hätte, noch länger als fünfzig Jahre zu leben. Aber diese Lebhaftigkeit, die sich in ihrem Blicke, ihrem ganzen Benehmen kund gab, machte ihrer Mutter um so größeren Schmerz; denn was ist herzzerreißender für eine Mutter, als ihr geliebtes Kind mit seinem Leichentuche spielen zu sehen?

Cäcilia hatte das Geläute der Glocken gehört, welches die Gläubigen in die Kirche rief, und sie näherte sich mit langsamen und unsicheren Schritten dem Fenster, um die Bittprozession vorüberziehen zu sehen, die sich auf die Felder begeben sollte, um den Segen des Himmels auf sie herabzuflehen. Man konnte sagen, eine kranke Blume wolle Theil an diesem Segen nehmen, in der Hoffnung, er werde ihr vor der Zeit sinkendes Haupt wieder aufrichten.

Da der Himmel rein und die Luft mild war, erfüllte die Magd, welche nicht mit Cäciliens Mutter in die Kirche gegangen war, um die Kranke nicht allein zu lassen, den Wunsch derselben und öffnete das Fenster. In diesem Augenblicke schien das bleiche Gesicht des jungen Mädchens von den Blumen, welche das Fenster schmückten, wie von einem Rahmen eingefaßt. Ihr Blick war der eines Engels, denn es gewährte ihr eine himmlische Freude, das silberne Kreuz glänzen und die Fahnen wehen zu sehen und die Prozession mit ihren Blicken zu verfolgen, wie sie

sich bald zwischen den Bäumen des Weges verlor, bald über blühende Wiesen schritt und dann auf der Höhe eines Hügels oder in einem lachenden Thale verschwand. Bisweilen führte ihr der gelinde wehende Wind die Töne der Gebete und Lieder der Gläubigen und zugleich mit ihnen die Wohlgerüche des blühenden Weißdornstrauches zu. Die Prozession näherte sich endlich dem Hause, und Cäcilie konnte bald deutlich alle die heiligen Namen der Litanei anrufen und die frommen Worte: „Bitte für uns!“ antworten hören. Aber sie vergaß sich selbst bei dieser Anrufung, sie gedachte nur der Armen und sie betete nur, daß zu deren Gunsten Gott die Felder segnen möge.

Während sie ihr inniges Gebet fortsetzte und mit Aug' und Herz der Prozession folgte, welche nun wieder zur Kirche zurückkehrte, erblickte sie unter den Wallenden ihre Mutter, die nur an ihre Tochter dachte und selbst an diesem Tage nur für sie, die wie eine verblühende Blume ihr Haupt zum Tode neigte, ihr Herz zu Gott erhob. Wohl hatten die Aerzte den Ausspruch gethan: „Es gibt keine Hoffnung mehr für sie!“ Aber liebende Herzen wollen niemals an die Wahrheit eines solchen traurigen Ausspruches glauben, wenn er einem theueren Wesen den Tod verkündiget. „Ich will gegen alle Hoffnung hoffen,“ sagte Cäciliens Mutter, „seit wann haben die Menschen Gottes Geheimnisse erforscht? Seit wann wissen sie, wann er dem menschlichen Leben sein Ziel steckt! Meine Tochter wird trotz ihres Ausspruchs am Leben bleiben, denn Gott wird mein Gebet erhören.“

Als sie von der Prozession zurückkam, sah sie, daß Cäcilia sich ihr Frühstück hatte am Fenster auftragen lassen. Der kleine mit einem weißen Tuche bedeckte Tisch stand in der Nische des Fensters, und die Strahlen der milden Maisonne fielen durch das Fenster scheinend auf ihn.

„Die Prozession war von so schönem Wetter begünstigt," sagte das Mädchen zu seiner Mutter, „ich fürchtete, es werde regnen."

„O mein Kind, Jedermann betete mit einer solchen Inbrunst um Sonnenschein, daß Gott dieser Glut nicht widerstehen konnte."

„Du glaubst also, liebe Mutter, daß alle inbrünstigen Gebete Erhörung finden?"

„Ich glaube das, mein Kind, denn ein glühendes, eifriges Gebet fliegt wie ein Pfeil zum Himmel auf und thut Gott beinahe Gewalt an."

„Von dieser Art ist mein Gebet, wenn ich für dich bete, meine Mutter."

„Und das meinige für dich. O wenn du wüßtest, mein theueres Kind, wie ich stündlich den lieben Gott, die heilige Jungfrau und alle Heiligen anflehe, dir die Gesundheit wieder zu schenken!"

„Dein Gebet wird erhört werden, gute Mutter, denn ich fühle mich schon besser, weit besser; du darfst mir das glauben."

Und indem die Kranke diese Worte sprach, reichte sie ihrer Mutter die abgemagerte Hand, welche diese mit Küssen bedeckte, in die sich unwillkürlich einige Thränen mischten.

„Deine Hand ist warm, Cäcilia," sagte die Mutter, „hast du Fieber?"

„O nein, gute Mutter, die schöne Sonne, welche die Prozession aus ihrer Umhüllung hervorgelockt, hat mich mit ihrer wohlthätigen Wärme erfüllt. Du darfst mir glauben, daß ich mich weit besser befinde, und du wirst sehen, daß ich bei der nächsten Prozession, bei der Frohnleichnamsprocession, mich an deiner Seite befinden werde. Ich habe mir heute morgen schon einen Plan für diese heilige Feier gemacht: ich will einen schönen Altar an unserem Hause errichten lassen, und habe die Melodie eines Gesanges componirt, welchen meine jungen Freundinen mit mir an diesem Tage im Augenblicke des Segens singen sollen."

Cäcilia erhob sich, trat zu ihrem Clavier, spielte einige klagende Töne und fiel ohnmächtig in ihren Lehnstuhl zurück.

„O wie unglücklich bin ich!" rief ihre erschrockene Mutter aus, „ich habe mich schon der Hoffnung hingegeben, beim heiligen Frohnleichnamsfeste meine Tochter an meiner Seite zu sehen, und nun dieser Anfall —"

„Bis zum Frohnleichnamstage ist noch lange Zeit," tröstete die alte, nicht weniger erschrockene Dienerin, „verzweifeln Sie darum nicht an Gottes Hilfe."

„O liebe Margaretha," antwortete die Mutter, „bei dem Zustande, in welchem sich meine Tochter befindet, kann ihre Krankheit in sechs Wochen mächtige Fortschritte machen. — O mein Gott, mein Gott, ich bitte dich wiederholt, rette mein armes Kind, oder nimm mich mit ihm zu dir!"

„Sehen Sie, Cäcilia öffnet die Augen, fassen

Sie sich: Sie wissen ja, daß solche Anfälle schnell kommen, aber auch eben so schnell wieder vergehen."

„Ja, ja, Mutter, Margaretha hat recht," sagte Cäcilia, indem sie sich wieder erholte, „es hat nichts zu bedeuten, durchaus nichts; ich stand eben zu lange am offenen Fenster, oder ich bin heute etwas zu Frühe aufgestanden. Das alles soll mich aber nicht abhalten, am nächsten Frohnleichnamsfeste mein Lied zu singen. Du wirst sehen, liebe Mutter, daß ich bald wieder hergestellt sein werde. Dann will ich mich dafür schadlos halten, daß ich das Zimmer so lange hüten mußte; ich werde dann alle die Lieblingsplätze meiner Kindheit besuchen, die ich schon seit langer Zeit nur aus dem Fenster habe sehen können; o dann will ich dir viele, recht viele Blumen bringen, liebe Mutter!"

Die Mutter suchte ihre Thränen zurückzuhalten, um ihre Tochter nicht zu betrüben und nöthigte sich ein Lächeln ab, aber in der Tiefe ihres mütterlichen Herzens fühlte sie den Schmerz desto ärger; zum ersten Male wollte sie die Hoffnung verlassen, und kaum befand sie sich des Nachts allein, als sie ihrem Schmerze durch einen Strom von Thränen Luft machte.

Einige Wochen vergingen auf diese Weise unter Furcht und Hoffnung, und das Pfingstfest war vorüber. Der Flieder- und Schneeballenbusch hatten ihre Blüthen verloren, und die Zeit der Rosen und der Lilien kam heran und mit ihr das Frohnleichnamsfest. Die traurigen Gesundheitszustände Cäciliens hatten sich aber nicht

geändert. Der Arzt hatte zwar gesagt, sie werde mit den Blumen des Maies sterben, aber der Juni brachte die seinigen, und Cäcilia lebte noch. Eines Abends sagte sie zu ihrer Mutter mit einer Miene, aus welcher die himmlische Seligkeit leuchtete:

„Uebermorgen ist der hohe Festtag, die Kirche wird mit Blumen bestreut sein, Festgesänge werden darin ertönen; ich möchte gerne bei dieser Feier die heilige Communion empfangen und ich hoffe, daß ich Kraft genug dazu besitzen werde."

„Ich billige aus vollem Herzen deinen frommen Vorsatz," antwortete ihre Mutter: „ich will mich der heiligen Handlung anschließen, und wir werden dann neben einander beten."

„Ja, meine Mutter, ich will Gott bitten, daß er dir das Glück schenke, welches du so sehr verdienst."

„Ich würde glücklich sein, wenn du deine Gesundheit wieder erlangest."

„Vergesse nicht, was ich Dir an dem Bitttage gesagt habe, liebe Mutter, du wirst sehen, daß ich meine Gesundheit wieder erlange."

„Dann werde ich glücklich sein, meine Tochter."

„Ich bitte, theuere Mutter, mir den Herrn Pfarrer rufen zu lassen. Fürchte nichts für mich: er spricht ebensogut vom Leben als vom Tode. Als ich so viel zu leiden hatte und fast zu sterben wünschte, da sprach er zu mir: Fasse Muth, meine Tochter, denke an deine Mutter. — Als mich der Tod mit Schrecken erfüllte, sagte er: Fasse Muth, meine Tochter, denke an die Engel

des Paradieses, die dich als ihre Schwester erwarten."

Die Mutter holte den Pfarrer.

Es war bereits dunkel, auf die dem Fenster gegenüber befindliche Wand des Zimmers, worin sich die junge Kranke befand, fiel der Schein des Monds, während es im übrigen Theil des Zimmers düster war. Zitternde Schatten bewegten sich in diesem Scheine: es waren Blätter der Weinreben und des Jasmins, durch welche das Licht des Mondes in's Zimmer fiel, während ein leichter Wind sie in Bewegung setzte. In der Tiefe des Zimmers erblickte man eine ganz weiß gekleidete Gestalt, welche auf einem Betstuhl kniete, ein weißer Schleier bedeckte ihr Haupt — es war Cäcilia. Ein Priester mit weißen Haaren trat ein, und ohne Cäcilia in ihren Betrachtungen zu stören, näherte er sich ihr, nahm neben ihr Platz, hörte ihre Beicht an und ertheilte ihr dann die Absolution.

Cäcilia erhob sich, schlug mit einem himmlischen Lächeln ihren Schleier zurück und ließ sich neben dem Greise nieder, in welchem sie nur einen Freund erblickte und der in ihr nur ein sanftes, liebenswürdiges Kind sah. — Man hatte inzwischen Licht gebracht, und die Mutter trat ein.

„Mein Kind," sagte der ehrwürdige Priester zu Cäcilia, „es dürfte für Ihren Zustand doch zu anstrengend sein, in die Kirche zu gehen; Jener, den Sie darin suchen, wird Ihnen zwar Kraft genug geben, diese fromme Pflicht zu erfüllen, aber Sie dürfen die Stärke und den Muth, welche Gott Ihnen verleihet, nicht mißbrauchen.

Sie wollen einen Altar an Ihrem Hause aufrichten lassen: beunruhigen Sie sich darüber nicht, ich werde den Altar aufrichten lassen, und Ihre jungen Freundinen kommen bei anbrechendem Tage, um statt Ihrer ihn zu schmücken. Sie werden auch die Freude haben, von ihnen das Lied singen zu hören, von dem Sie mir die Musik geschickt haben."

„Cäcilia dankte dem Pfarrer für seine Aufmerksamkeit und entfernte sich, um sich zur Ruhe zu begeben, und noch kaum war eine Stunde vergangen, als das Mädchen im Schooße der lieblichsten Träume schlief. Sie kostete im Voraus die Freuden des Himmels und es war ihr, als ruhe ihre Hand in jener der Königin der Engel. Als sie am Morgen erwachte, sah sie, daß ihre Hand in der ihrer Mutter ruhte, die an ihrem Bette saß.

„Es ist kein Traum," sagte sie, „es ist Wirklichkeit, denn ich befinde mich wirklich bei einer zärtlichen liebevollen Mutter."

Als Cäcilia aufgestanden und an das Fenster getreten war, um nach dem Wetter zu schauen, fühlte sie sich tief gerührt durch den Anblick aller ihrer jungen Freundinen, welche unter Anleitung des guten Herrn Pfarrers an der Ausschmückung des am Hause errichteten Altars arbeiteten. Sie schickte ihnen zur Vermehrung des Altarschmucks noch alle Gegenstände, welche in ihrem Besitze und dazu geeignet waren.

Bald hierauf wurde ein Tragsessel gebracht und die junge Kranke in die Kirche getragen, die Mutter folgte ihr auf dem Fuße nach. Das

heilige Opfer begann an dem auf's Reichste geschmückten Altare. Als Cäcilia sich mit ihrer Mutter dem Tische des Herrn näherte, standen in den Augen aller Anwesenden Thränen, und aus allen Herzen stiegen Gebete für Mutter und Tochter zum Himmel empor.

Als Cäcilia sich nach empfangener heiliger Communion von ihren Knieen erhob, bemerkte man, daß ihr Gang sicherer sei, und ihre Mutter zitterte vor Freude über diese wunderbare Veränderung. Als sie sich etwas später anschickten, die Kirche zu verlassen, sagte Cäcilia leise zu ihrer Mutter, sie fühle sich stark genug, um zu Fuße nach Hause zurückzukehren. Die Mutter glaubte wirklich, es sei ein Wunder geschehen. Das Angesicht ihrer Tochter strahlte ganz verklärt, aber doch zögerte sie aus Vorsicht, deren Wunsch zu erfüllen. „Ich fürchte, es wird dich zu sehr anstrengen, liebes Kind," sagte sie, „dein Gang ist zwar kräftiger, wie ich sehe, aber man muß vorsichtig sein, damit das Uebel nicht wiederkehrt."

„Nein, nein Mutter, glaube mir, nun bin ich beinahe ganz wieder hergestellt, siehst du es denn nicht an meinen Augen, an meinem Aussehen, am Gange, kurz an allem? Ich fühle, daß das Gehen mir gut thun wird."

Es war auch in der That eine außerordentliche Veränderung mit dem kranken Mädchen vorgegangen, so daß ihre Mutter nicht Anstand nahm, die Sesselträger nach Hause zu schicken. Aus Vorsicht wollte sie jedoch ihre Tochter führen, aber diese ließ es nicht zu, sondern sagte: „Es

gebührt der Tochter, die Mutter im Gehen zu unterstützen." — Indem sie also den Arm der Mutter in den ihrigen legte, was diese mit einem Gefühle unaussprechlichen Glückes geschehen ließ, schritt Cäcilia dem Ausgange der Kirche zu.

Als sie in die Vorhalle traten, streckten ihnen die Armen, welche dort auf die Wohlthätigkeit der Heraustretenden harrten, die bittenden Hände entgegen, und Cäcilia beim Namen nennend, dessen sie sich noch wohl erinnerten aus jener Zeit, wo sie alle Tage die Kirche besuchte und alle Sonn- und Feiertage die Früchte ihrer Sparsamkeit im Vorübergehen unter sie vertheilte, sagten sie zu ihr:

„Der gute Gott schenkte Ihnen Gesundheit, liebes Fräulein, er möge unsere Tage vermindern und dafür die Ihrigen vermehren, wir bringen Ihnen dieses Opfer von Herzen gern!"

Als Cäcilia mit ihrer Mutter das Städtchen durchschritt, waren alle Augen auf sie gerichtet, und Jedermann grüßte sie mit Theilnahme und Wohlwollen.

Endlich ertönten die Glocken von Neuem und zeigten an, daß die Prozession von der Kirche ausgegangen sei. Cäcilia verließ das Haus und setzte sich an der Seite ihrer Mutter neben dem dort errichteten Altar auf einen Sessel. Schon hörte man den Gesang der heiligen Hymnen, bald kamen die Kreuze und Fahnen. Ihnen folgten die christlichen Brüder mit ihren Zöglingen, die Schwestern vom hl. Vincenz von Paul mit ihren kleinen Mädchen u. s. w. — Kaum war die Prozession zu Cäcilien's Altar gekommen, so

ertönte das von Cäcilia componirte und von ihren Freundinen gesungene Lied, während der Pfarrer die Stufen des Altars bestieg und auf demselben die Monstranz mit dem Allerheiligsten niederstellte. Cäcilia kniete mit ihrer Mutter tief gebeugt neben dem Altare.

Auf den lieblichen Gesang folgte ein Augenblick der Stille, dann bestieg der Priester wieder die Stufen des Altars und ertheilte mit dem allerheiligsten Sakramente der lautlos auf den Knieen liegenden Menge den heiligen Segen. — Zur allgemeinen Verwunderung folgte nun Cäcilia mit sicherem Schritte der Prozession bis zurück in die Kirche.

Ihr Gesundheitszustand besserte sich nun von Tag zu Tag und als die Oktav des Frohnleichnamsfestes gekommen, rief Jedermann: Wunder! Wunder! Da er sah, daß Cäcilia es war, welche bei der Prozession die Muttergottesfahne trug.

Vorstehende Geschichte ist nicht erfunden, sondern eine wirkliche Begebenheit, welche sich in Frankreich ereignete.

---

## 15.

## Das Bild der heiligen Jungfrau.

Du heil'ge Gottesmutter, du Himmelskönigin!
Du Herz voll ew'ger Liebe, sei meine Retterin!
Verschlossen dem Erbarmen, für fremdes Elend Stein
Sind, ach, der Menschen Herzen; auf dich hoff' ich allein.
Du heil'ge Mutter Gottes, des Himmels Königin;
Laß nicht zu Schanden werden den gläubig trau'nden Sinn!

Fr. Freiherr v. Gaudy.

Es war zur Zeit des ersten Kaiserreichs. Mehrere Provinzen Frankreichs waren durch Elementarereignisse und Mißwachs schwer heimgesucht worden, und nach einem trostlosen Winter zeigten sich endlich die Vorboten des heißersehnten Frühlings.

In dem einstöckigen Häuschen eines Dorfes bei Ville franché saßen Mutter und Tochter, jene am Spinnrocken, diese mit Nähen beschäftigt am Tische. Die Einrichtung des ärmlichen Stübchens zu ebener Erde beschränkte sich auf das Allernothwendigste und der ganze Zimmerschmuck bestand in einem gemalten, aber durch Rauch und Staub verdunkelten Marienbilde. Das Gespräch der Beiden drehte sich um ihre gegenwärtige Noth und Hilflosigkeit. Vor einem Jahre hatte ihnen der Tod ihren Ernährer genommen, dann folgte ein Mißjahr, in welchem überdies ein furchtbares Gewitter Wiesen, Felder und Weinberge verwüstete und das Wenige, was gewachsen war, vollends zerstörte. Die natürliche Folge war Theuerung, Arbeitsmangel, Verdienstlosigkeit, bittere Noth selbst bei den Vermögenderen.

„Nirgends Hilfe!" klagte Mutter Marianne, „und jetzt auch noch unsere liebe Ziege fort, unsere letzte Nahrungsquelle! Es ist wirklich ein Wunder, daß wir noch leben. — Ach, mein gutes Kind, was hast du gelitten in dieser Jammerzeit! Es wollte mir oft das Herz brechen, wenn ich dich so hungern und frieren sah."

„Ach Mutter!" fiel ihr Franziska in die Rede, „du denkst nur immer an mich. Ich bin noch jung und kann schon etwas ertragen; aber du in

deinen Jahren. — Hast du nicht zehnmal mehr ausgestanden als ich? — Ach, wenn ich dich so dasitzen sah, hungernd — in der kalten Stube am Spinnrade, welches deine erstarrten Finger nicht mehr zu drehen vermochten — o ich hätte laut aufschreien mögen vor Herzeleid!“

„Franziska, reden wir nicht weiter davon. Das Schlimmste ist mit Gottes Hilfe überstanden, der Winter ist vorüber, und der Vater im Himmel wird uns auch ferner nicht verlassen. Maria, meine liebe Namens- und Schutzpatronin, die wir ja täglich verehren und anrufen, wird für uns bitten. — Das Einzige, was mir Angst und Sorge macht und mich rathlos läßt, ist: die Hausmiethe ist fällig und wir haben nicht einen Sou, um Herrn Steinhart zu bezahlen.“

„Ach, liebe Mutter,“ tröstete Franziska, „mache dir keine unnöthigen Sorgen. Wir haben bisher die Hausmiethe pünktlich entrichtet, und Herr Steinhart weiß ja auch, welche Noth allgemein herrscht; er wird schon Geduld haben. Wenn jetzt die Frühjahrsarbeiten beginnen, werde ich in einigen Monaten soviel verdient haben, daß wir ihm die achtunddreißig Franks bezahlen können. — Doch, Mutter, es ist hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg mache in's Gehölz, sonst wird es dunkel. Alles Reißig ist verbraucht, und du mußt ein warmes Stübchen haben. Lieber hungern als frieren.“

Und eilig bedeckte sie sich den Kopf mit einem Tuche, holte die Tragbänder hinter dem Ofen hervor und entfernte sich. — Die Mutter sah ihr wehmüthig lächelnd nach und sprach für sich:

„Das liebe Kind beurtheilt die Menschen nach ihrem eigenen guten Herzen. Ach, Franziska, du kennst die böse Welt noch nicht; möchtest du sie niemals kennen lernen! — Sie meint, Herr Steinhart werde sich gedulden, ich zweifle sehr."

Sie überlegte nun bei sich, ob es nicht das Klügste wäre, dem Ausbruch des Sturmes zuvor zu kommen, und faßte den Entschluß, morgen in aller Frühe zur Stadt zu gehen, dem Miethsherrn ihre Noth vorzustellen und ihn recht inständig um Nachsicht zu bitten.

Kaum hatte das Spinnrad sich wieder zu drehen begonnen, da wurde die Thüre rasch geöffnet, und, ohne zuvor angepocht zu haben, trat Herr Steinhart in die Stube und begann mit verschmitztem Gesichte und unheimlich blinzelnden Augen:

„Guten Abend, Frau Marianne. — Gesund und wohlauf? — Freut mich. — Da ich eben Geschäfte im Dorfe habe, will ich nicht versäumen, auch bei Euch auf einige Augenblicke vorzusprechen, um Euch den Gang in die Stadt zu ersparen. Gestern war der Miethzins fällig, wie Ihr wohl wisset; ohne Zweifel habt Ihr das Geld schon zurecht gelegt, und da kann ich gleich selber es mitnehmen; achtunddreißig Franks sind nicht schwer zu tragen. — Die Zeiten sind schlecht, nirgends Geld, Alles theuer, da thut's schon noth, daß man sein bischen Einkommen zusammensucht.

Mit thränenfeuchten Augen hatte Marianne ihm zugehört und entgegnete jetzt:

„Ach, Herr Steinhart, die Zeiten sind für mich noch viel schlechter als für Euch. Ihr habt

zuzusetzen, wir arme Leute aber nicht. Ihr dürft mir glauben, ich und meine Tochter hatten in diesem Winter gar oft nicht trockenes Brod, unsern Hunger zu stillen und froren in der kalten Stube. Habt wegen des Miethzinses einige Monate Geduld. Es wird jetzt wieder Gelegenheit zum Verdienste geben, wir werden fleißig arbeiten und jeden Sou zusammensparen, um unsere Schuld baldmöglichst abzutragen. Es ist das Erstemal, daß wir im Rückstande bleiben und wahrlich nicht durch unsre Schuld, der Tod meines Mannes, das Mißjahr, der harte Winter —"

„Schweigt mir still," fiel Steinhart ihr in die Rede: „Schweigt mir still mit Euerem Geklage, ich hör's nicht gerne. Mit Lamentiren ist mir nicht geholfen, Geld brauch' ich, Geld will ich und keine leeren Vertröstungen. — Ich kann Euch nicht helfen, Ihr müßt zahlen. Wollt Ihr?"

„Bester Herr Steinhart, am Wollen fehlt's wahrhaftig nicht, aber am Können. Zum Zahlen gehört Geld, und wir besitzen in diesem Augenblick nicht einen Sou; wir ringen mit der bittersten Noth, selbst unsere Ziege mußten wir bereits verkaufen, um nicht Hungers zu sterben."

„So," schrie Steinhart, „auch das noch? Also die Ziege verkauft, und der Steinhart mag sehen, wie er zu seinem Gelde kommt, nicht wahr? — Da kennt Ihr aber den Herrn Steinhart schlecht. O nein, Frau Marianne, so dumm ist er nicht, sich von Euch prellen zu lassen. Ihr räumt mir heute noch das Quartier! Habt Ihr's verstanden? Heute noch! Es ist bereits an Leute vermiethet, die bezahlen."

„Aber um Gotteswillen, Herr Steinhart," jammerte Marianne, „wo sollen wir denn in der Schnelligkeit hin, wir können doch die Nacht nicht auf freiem Felde zubringen?"

„Das ist Eure Sache. Seht, wo Ihr einen Gimpel findet, der Euch umsonst sein Nest einräumt. Ihr zieht heute noch aus."

„Nein, so unbarmherzig könnt Ihr nicht sein; Ihr seid doch auch ein Mensch. Gönnt uns wenigstens ein paar Tage Frist, Gott wird uns ja einen guten Menschen finden lassen, der aus Barmherzigkeit uns mit unserem Bette und geringen Hausrathe einstweilen einen Winkel in seinem Hause oder in der Scheune einräumt."

„Was fällt Euch ein? Ihr werdet doch nicht glauben, daß Ihr Euer Bett und das Gerümpel da mit Euch nehmen dürfet? Ha, ha, ha! Das wäre nicht übel! Womit soll ich mich denn bezahlt machen? — Nein, Frau Marianne, die Sache verhält sich ganz anders: Wenn bis morgen früh neun Uhr der Miethzins nicht auf meinem Tische liegt — habt Ihr's verstanden? bis neun Uhr, so werde ich, so wahr ich Steinhart heiße, um zehn Uhr hier sein mit den Gerichtsleuten und all das Zeug versteigern lassen, und Ihr möget dann auch noch die Gerichtskosten bezahlen. Merkt Euch das. Adjeu!"

Damit ging er hinaus und schlug die Thüre zornig hinter sich zu.

Jetzt brach das arme Weib in lautes Weinen aus und jammerte: „So ist denn bei den Menschen kein Mitleid, keine Hilfe mehr. Selbst aus dieser ärmlichen Hütte sollen wir hinausgestoßen

werden. Doch der Vater dort oben wird seine von den Menschen verlassenen Kinder in ihrem Jammer nicht auch verlassen. Und du, o Mutter der Barmherzigkeit," schluchzte sie, gegen das Marienbild gewendet, „du, Maria, die du es auch empfunden hast, wie wehe es thut, von den menschlichen Wohnungen verstoßen zu sein mit dem lieben Kinde, zu dir flüchte ich. Nimm uns in deinen mütterlichen Schutz. Bitte, o bitte für uns bei deinem göttlichen Sohne, daß er uns Hilfe sende und uns errette aus der äußersten Noth!"

Als Franziska vom Gehölze mit einem Bündel dürres Reisig heimkam, that die Mutter sich Gewalt an, den lauten Ausbruch des im Innern tobenden Schmerzes zurückzuhalten, und verschwieg der Tochter, was während ihrer Abwesenheit vorgefallen war.

Am nächsten Morgen erregte das üble Aussehen der Mutter die Besorgniß Franziska's und sie fragte: „Mutter, du siehst so leidend aus, hast wohl nicht gut geschlafen?"

„Gutes Kind," entgegnete diese, „ich habe gar nicht geschlafen. Und was mich nicht schlafen ließ — gestern Abend wollte ich nichts davon reden, um nicht auch dir die Nachtruhe zu verderben, doch jetzt darf ich's dir nicht länger verheimlichen. Was mir den Schlaf raubte, war der Gedanke, daß wir in dieser Nacht zum letzten Male in unserem Bette schlafen, und ich nicht wußte, wo wir für die nächste Nacht ein Obdach finden werden."

Franziska sah die Mutter mit großen Augen an und fragte verwundert:

„Was sagst Du, Mutter? Ich verstehe dich nicht."

„Höre nur! Gestern Abend, während du im Holze warst, kam Herr Steinhart da herein und erklärte mir, daß, wenn nicht bis heute Morgen neun Uhr die achtunddreißig Franks auf seinem Tische lägen, wir augenblicklich das Quartier räumen müßten und all unsre Sachen verkauft würden. Du weißt, daß es uns unmöglich ist, jetzt die Miethe zu bezahlen, und es geht schon auf 10 Uhr. Ach mein Gott, was wird aus uns werden?"

„Nein, Mutter, glaube das nicht! So unmenschlich kann Herr Steinhart nicht sein. Seine Drohung war nur ein Schreckschuß. Nein, nein, das gibt die Mutter Maria nicht zu, daß ihre treuen Kinder so hinaus in das äußerste Elend gestoßen werden."

Kaum hatte sie dieses gesprochen, so ertönte vor dem Hause eine Schelle und der Ruf des Gemeindedieners:

„Versteigerung! — Herbei, ihr Leute. Wohlfeile Möbel gibts zu kaufen!"

„Hörst du es, Franziska? Das gilt unserm Bette und Hausgeräthe," seufzte Marianne. „O Maria, Helferin der Christen!"

Es währte nicht lange, so trat Steinhart mit dem Gerichtsschreiber und dem Ausrufer ein, denen eine Pächterin und einige Bauern und Bäuerinen folgten, während andere draußen vor der offenen Thüre stehen blieben.

„Nun, wie stets mit dem Miethzins?" fragte Steinhart kalt. „Habt Ihr das Geld zusammengebracht?"

„Ihr wisset es ja," antwortete ihm Marianne mit zitternder Stimme, „wir können jetzt nicht zahlen. Habt Geduld und stoßt uns nicht in's äußerste Elend."

„Thut mir leid; aber ich kann Euch nicht helfen. Mein Geld kann ich nicht verlieren. Euere Sachen müssen versteigert werden. Gerichtsschreiber, thut, was Eueres Amtes ist."

„Ein widerwärtiges Geschäft das —" murrte dieser, indem er sich zum Schreiben richtete. „Den armen Leuten ihre letzte Habe verkaufen zu müssen."

Während dessen redete die Pächterin in vertraulicher Weise mit den Bauern nnd Bäuerinen, welche ihr zustimmend zunickten.

„Also zuerst das Bett dort," sagte der Gerichtsschreiber, und alsbald ertönte die Stimme des Ausrufers:

„Wer hat Lust? — Ein Bett! — Was wird darauf geboten?"

„Zwei Franks!" rief die Pächterin und zu Marianne gewendet, sagte sie dieser in's Ohr: „Seid nur ohne Sorge; es bleibt Alles Euer Eigenthum."

Ausrufer: „Seid doch gescheidt! Zwei Franks für ein noch ganz gutes Bett! Dreißig Franks ist's unter Brüdern werth. — Also zwei Franks sind angeboten. Gibt Niemand mehr? — Steigert doch, ihr Leute! — Warum bietet ihr denn nicht?"

„Darum", rief eine Bäuerin, „weil es eine

himmelschreiende Sünde ist, Wittwen und Waisen zu unterdrücken, und wir zu einer solchen Sünde nicht mithelfen wollen. — Fürchtet Ihr denn die Rache Gottes nicht?"

„Albernes Weib!" fuhr Steinhart sie zornig an; „sind sie mir nicht die Miethe schuldig? Hab ich nicht das Recht, mein Geld zu fordern?"

Ausrufer: „Also zwei Franks! — So wohlfeil ist noch kein Bett gekauft worden. — Gibt Niemand mehr? Zwei Franks! — Eins! — Zwei! — zwei Franks! Drei — die Pächterin hat's um 2 Franks."

Gerichtsschreiber: „Nun den Tisch da."

Ausrufer: „Wer bietet auf den Tisch? — Nun, braucht denn Niemand einen Tisch?

Gerichtsschreiber: „Nehmt die beiden Stühle dazu."

Ausrufer: „Ein Tisch mit zwei Stühlen von Eichenholz. Wer hat Lust? — Zehn Sous!"

Pächterin: „Eilf Sous.

Ausrufer: „Eilf Sous sind geboten — ein Spottpreis. Das Holz daran ist mehr werth. Eins, — zwei — eilf Sous — drei! Die Pächterin hat das Meistgebot.

Jetzt wandte sich der Gerichtsschreiber, höhnisch lächelnd, Herrn Steinhart zu und sagte:

„Herr Steinhart, Ihr macht heute schlechte Geschäfte; es kommen ja die Gerichtskosten nicht heraus. Ihr hättet wahrlich klüger gethan, den armen Leuten die erbetene Zahlungsfrist zu gewähren, so müßt Ihr noch darauf legen, um die Versteigerungskosten zu decken. — Doch, da kom-

men neue Steigerer, jetzt wird's besser gehen wenn noch Etwas vorhanden ist!"

Durch Gottes Fügung bereiste in denselben Tagen der kaiserliche Commissär Finier in Begleitung des ihm befreundeten Malers Bernaud jene Gegend, um werthvolle Alterthümer, Kunstwerke u. s. w. für die Pariser Sammlungen zu erwerben. Die Beiden waren an dem Hause vorbeigegangen und da sie die Stimme des Ausrufers aus der offenen Thüre gehört, des Spasses wegen eingetreten, als eben Steinhart kreischte: „Verfluchte Geschichte das! — Ist nichts mehr vorhanden? Doch — dort hängt ja noch ein Bild an der Wand. — Herab damit!"

Und als der Ausrufer zögerte, riß er selbst das Bild von der Wand. Da fiel Marianne vor ihm auf die Kniee nieder und bat flehentlich:

„O bester Herr Steinhart! Bei dem Heil Eurer Seele bitte ich Euch, lasset uns das Bild! Mein Leben hängt daran. Es ist das Bild meiner Namens- und Schutzpatronin, das Bild der Mutter meines und Eures Erlösers und einstigen Richters. Es ist ein theueres Andenken meiner verstorbenen Eltern; am Tage meiner Trauung hing ich es dort auf. Der erste Blick dieser meiner Tochter ist auf dieses Bild gefallen. Das brechende Auge meines sterbenden Mannes war auf dieses Bild gerichtet. Es ist der Vertraute all unsrer Freude, all unsres Leids; vor ihm sind wir täglich betend gekniet. O, ich bitte, ich beschwöre Euch, nehmt uns das Bild nicht fort!"

„Laßt mich in Ruhe mit Eurem Gewimmer,"

entgegnete Steinhart voll Ungeduld. „Verliere ich nicht ohnedies Geld genug an Euch? — Da — Ausrufer, macht schnell!“

Ausrufer: „Jetzt aufgeschaut, ihr Leute! Ein schönes Muttergottes-Bild, braucht nur vom Rauche ein wenig gereinigt zu werden. Jetzt bietet wacker!“

Mit diesen Worten zeigte er das Bild herum, und die beiden Fremden betrachteten dasselbe mit großer Aufmerksamkeit.

„Nun, hat Niemand Lust? — Zwei Sous für das Bild! Wer bietet mehr? — Ist denn kein Mariechen da, welches seine Namenspatronin kaufen mag?“

„Drei Sous!“ rief ein Mädchen.

Maler Bernaud: „Fünf Franks.“

Ausrufer: „Ah, das läßt sich hören, fünf Franks. Gibt Jemand mehr?“

Finier: „Zwanzig Franks.

Bernaud; „Vierzig Franks.

Finier: „Fünfzig Franks.“

Bernaud: „Hundert Franks.“

Finier: „Sechshundert Franks.“

Bernaud; „Achthundert Franks.“

Finier: „Ich lasse das Bild nicht! — Tausend Thaler!“

Alle Anwesenden hatten diesen so schnell wachsenden Angeboten mit größtem Erstaunen zugehört. Die Augen Steinhart's leuchteten in heller Freude, und vergnügt rieb er sich die Hände.

Ausrufer. „Tausend Thaler! Gibt Niemand mehr? — Tausend Thaler. — Eins — zwei — drei!

Und damit reichte er dem Herrn Finier das Bild.

„Mein Freund!" sagte Bernaud zu ihm, „ich wünsche dir Glück. Du hast ein unschätzbares Gemälde von Murillo erworben. Mein ganzes Vermögen hätte ich daran gegeben, in seinen Besitz zu gelangen, doch dir steht die Kasse der kaiserlichen Regierung zu Gebote, die kann ich nicht überbieten."

„Kommt herbei, Mütterchen," sprach Finier, indem er die Banknoten aus seiner Brieftasche nahm, „ich gratulire Euch zu den tausend Thalern."

„O ho!" rief Steinhart, gierig nach den Banknoten greifend, „mein ist das Geld! Die Sachen waren mir verfallen, und der Erlös gehört mir!"

„Weg da!" rief Finier, indem er Steinhart auf die Finger schlug. „Den elenden Miethzins, um deswillen Ihr die armen Leute in's Elend stoßen wolltet, werdet Ihr erhalten, das Uebrige gehört ihnen, es ist ihr rechtmäßiges Eigenthum."

Ganz außer sich vor Zorn schrie Steinhart:

„Was habt Ihr da hinein zu reden? Ihr habt Euer Bild, das Andere geht Euch nichts an. Die Banknoten her, dann schert Euch zum Teufel! oder . . . ," dabei faßte er ihn an der Brust und erhob seinen Stock.

„Zurück, Elender!" rief Finier, ihn von sich schleudernd. „Solche Frechheit sollst Du mir theuer büßen! Man rufe den Maire, daß er diesen Unverschämten festnehme und in Gewahrsam bringe! Hört ihr!"

Der Gerichtsschreiber sah den Fremden ver-

wundert an und fragte: „Festnehmen? — Mein Herr, wer gibt Euch das Recht, solches zu befehlen?"

Statt aller Antwort zog dieser ein Schreiben aus seiner Rocktasche und reichte es dem Gerichtsschreiber. Kaum hatte derselbe den Inhalt gelesen, so stand er auf und gab es mit respektvoller Verbeugung zurück, dann aber sprach er zu Steinhart:

„Herr Steinhart, Herr Steinhart, Ihr habt da einen schlimmen Handel angefangen. Das wird böse Folgen haben. Ihr habt Euch an einem kaiserlichen Commissär vergriffen."

Wie von einem Donnerschlag getroffen, erbebte Steinhart und stotterte:

„Wa — was — sagt Ihr? — Ach allergnädigster Herr Commissär, Ihr werdet doch nicht glauben, daß das ernstlich gemeint war? Es ist so meine Gewohnheit, ein Späßchen zu machen. Ich bin der beste Kerl von der Welt, ich kann kein Kind beleidigen. — Nicht wahr, Herr Gerichtsschreiber? (Dieser zuckte mit den Achseln.) Das Geld gehört der Marianne, das versteht sich von selbst. Kommt, liebe Marianne, kommt, nehmt Euer Geld, wegen des lumpigen Miethzinses und der Gerichtskosten werden wir schon einig werden, ist nicht der Rede werth."

„So," sagte der Commissär, „Euere Gewohnheit ist es, Scherz zu treiben? Da haben wir beide sehr verschiedene Gewohnheiten, denn wisset, meine Gewohnheit ist es, Ernst zu machen. Ich bestehe auf Euere Festnehmung und werde Sorge

dafür tragen, daß man Euch zur Aburtheilung nach Paris schaffe.“

„Wie, was? — Nach Paris schaffen? — O himmlischer Herr Commissär, nur das nicht, nur das nicht! — Ach, laßt Euch doch besänftigen! Sagt nur, was ich thun soll, ich bin zu Allem bereit! — Da, nehmt meinen Stock, prügelt mich durch, schlagt mich krumm und lahm, — aber nur nicht nach Paris, nur nicht nach Paris.“

„Ihr seid zu Allem bereit, sagt Ihr? Gut, wir wollen einmal sehen. — Mütterchen, sagt mir, wäre es Euch lieb, dieses Häuschen als Eigenthum zu besitzen?“

„O mein Herr!“ sagte Marianne freudig überrascht.

„Das wäre mehr, als ich je zu hoffen gewagt, ich würde mich glücklich preisen.“

„Gut also! — Herr Steinhart ist bereit, es Euch käuflich zu überlassen. Nicht wahr, Herr Steinhart?“

„Wenn's sein muß, ja!“ erwiderte dieser kleinlaut.

„'s ist freilich alt und baufällig,“ fuhr der Commissär, sich umschauend, fort, „viel ist's nicht werth, ich möcht es nicht um hundert Franks. — Doch Ihr zahlt hundert Franks, und das Häuschen gehört Euch.“

„Hundert Franks!“ schrie Steinhart, „wo denkt Ihr hin? Das kann ich nicht. Vierhundert Franks hat's mich gekostet, und fünfhundert waren mir schon dafür geboten.“ —

„Doch Ihr seid der beste Kerl von der Welt,“ entgegnete mit ernster Miene der Commissär,

„darum überlaßt Ihr das Häuschen an Marianne für hundert Franks. — Oder nicht? — Ihr Leute, ruft mir den Maire!"

„Nein, nein, ihr Leute, ruft ihn nicht. Sie soll's haben, ich bin's zufrieden, aber ein ruinirter Mann bin ich."

„Gerichtsschreiber," sprach der Commissär, „schreibt sogleich den Kaufvertrag nieder und laßt ihn von beiden Theilen unterzeichnen. — Nun, Mütterchen seid Ihr jetzt zufrieden?"

„O mein Herr!" sprach Marianne, indem sie dessen Hände faßte, „wie soll ich Euch danken. Die heilige Jungfrau hat Euch zu uns geführt als unsren Retter in dem Augenblicke, wo alles verloren schien. Wir sind überglücklich! — Aber ach, mein liebes, liebes Bild!" —

„Seid getrost," sprach der Maler, „Ihr sollt das Bild nicht ganz verlieren. Ich werde eine getreue Copie davon malen und sie Euch zum Geschenke machen."

Unter Freudenthränen umarmten sich Mutter und Tochter.

„O Maria," sprach Marianne, „du Trösterin der Betrübten, du Helferin der Christen, liebreichste Mutter, Lob und Dank sei dir! — O Franziska, wie glücklich hat sie uns gemacht."

(Jenes rettende Bild der heiligen Jungfrau befindet sich gegenwärtig im Louvre zu Paris.)

---

## 17.
## Die weißen Rosen.

Paris ist eine reiche Stadt, ihr Luxus ist unbegrenzt, und dennoch, man sollte es kaum glauben, leidet sie Mangel an Blumen. Allerdings gibt es einen Blumenmarkt und Blumenläden; aber alle diese Blumen führen nur ein kurzes Dasein; sie sind durch künstliche Wärme getrieben, und der Käufer, welcher eine lebende, gesunde Blume gekauft zu haben glaubt, findet oft, wenn er dieselbe nach Hause bringt, eine kränkelnde, dahinwelkende Pflanze, was besonders im Winter der Fall ist. Man sollte unter diesen Umständen glauben, daß die Kultur und der Verkauf von Blumen ein einträgliches Geschäft sei, es scheint aber dies nicht der Fall zu sein, wenigstens war es nicht der Fall bei Karoline Benoit, einer äußerst geschickten Blumenzüchterin — sie war arm, sehr arm.

Eines Tages, es war in der Mitte des Winters, hielt vor der Thüre Karolinens eine elegante Equipage, aus welcher zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, stiegen. Es war die Marquise de Reginial und ihre Tochter, welche kamen, eine weiße Rose zu bestellen. Mademoiselle Adelaide de Reginial wollte an ihrem nahen Trauungstage ihren Brautanzug mit einer weißen Rose schmücken. Karoline führte die beiden Damen zu einem Rosenstrauche, an dem sich zwei schöne, frisch aufgebrochene Rosen befanden, welche einen köstlichen Wohlgeruch ausströmten. „Kann

ich beide Rosen bekommen?" fragte die Marquise. „Nein, gnädigste Frau," entgegnete Karoline mit einem Seufzer, „die eine ist bereits versagt." — „So werde ich die andere nehmen," versetzte die Marquise. „Was kostet sie?" „Zwei Louisdor" sagte Karoline.

„Gut, hier ist das Geld, schicken Sie die Blume nach meinem Hause in der Straße St Honore."

Karoline verbeugte sich höflich und führte die beiden Damen bis zur Thüre ihrer bescheidenen Wohnung.

„Welches Glück! dachte Karoline, mit den soeben erhaltenen vierzig Franken kann ich den morgen fälligen Quartal-Hauszins bezahlen, der mir schon so schwere Sorgen gemacht hat. O meine Mutter, du siehst auf mich herab, aus der ewigen Heimath, bewachest und beschirmest du dein Kind!

Der Tag war für Karoline trauriger Erinnerungen geweiht, es war der Todestag ihrer Mutter, einer guten, frommen Frau, die ihre Tochter erzogen hatte in der Liebe zu Gott und zu den Blumen. Weinend gedachte die Tochter jetzt wieder der letzten Augenblicke der theueren Mutter, jenes kalten schauerigen Winterabends, wo sie am Bette der Sterbenden gesessen, die mit schwacher Stimme flüsterte: „Karoline, blüht unser Rosenstock?" „Ja Mutter," war die Antwort. „Dann bringe mir ihn her, daß ich mich noch einmal daran erfreuen kann." Die Tochter holte den Rosenstock herbei. Es befanden sich daran zwei schöne weiße Rosen. „Diese Blumen werden mich überleben,"

hauchte die Kranke, „aber lege mir eine davon in meinen Sarg.“

Eine Stunde später schloß die Mutter die Augen für immer. Karoline legte eine der weißen Rosen der Mutter in den Sarg und that das Gelübde, alljährlich am Todestage der Theueren eine weiße Rose ihr auf's Grab zu legen. Darum konnte sie der Marquise de Reginial nur eine der Blumen ablassen, die andere war für das Grab der Mutter bestimmt.

Am nächsten Morgen wollte Karoline die verkaufte Rose in's Haus der Marquise schicken; aber — o des Schreckens — sie war entblättert, nur eine Rose befand sich noch am Strauche.

Eben trat der Hausherr ein, um sie an das Bezahlen des Hauszinses zu mahnen. „Haben Sie Geduld,“ sagte Karoline, „ich bin im Augenblicke nicht im Stande die fällige Miethe zu zahlen.“

„Was soll das heißen?“ fuhr der Hausherr auf; er hatte bereits erfahren, welche Summe die Marquise für die Rose bezahlt. „Sie haben Geld.“

„Es gehört nicht mehr mir; die Rose ist verwelkt, ich muß das Geld zurückschicken.“

„Hier ist aber noch eine zweite Rose, warum wollen Sie diese nicht verkaufen?“

„Weil sie für das Grab meiner Mutter bestimmt und mir für alles Gold der Erde nicht feil ist.“

„Sie sind eine überspannte Närrin. Sehen Sie jetzt, ob Sie mit diesen Albernheiten ein Obdach finden, denn Sie verlassen morgen mein

Haus, ich kann keine Miether brauchen, die nicht pünktlich zahlen."

„Ich werde dazu bereit sein," sagte Karoline ruhig.

Sehr erstaunt, daß ihr das Geld zurückgeschickt wurde, fuhr Adelaide de Reginial sogleich nach Empfang desselben zur Wohnung der jungen Blumenhändlerin, um sich zu erkundigen, weshalb dieselbe die weiße Rose ihr nicht gesendet. Sie fand dieselbe nicht zu Hause, man sagte ihr jedoch, daß Mademoiselle Benoit soeben mit einer weißen Rose in der Hand ausgegangen sei, und wirklich sah sie das junge Mädchen beim Umbiegen in die nächste Straße vor sich hergehen. Neugierig, welche Kundschaft wohl die Blumenhändlerin der ihrigen vorgezogen habe, befahl sie dem Kutscher, ihr langsam zu folgen. Da sah sie zu ihrem Erstaunen Karoline in die Thüre eines Friedhofs treten, stieg aus und ging ihr nach. Karoline kniete am Grabe ihrer Mutter, pflanzte daselbst die Rose, indem sie laut sprach: „O meine Mutter! nimm als Pfand der Erinnerung und inniger Liebe und Dankbarkeit von deinem Kinde diese Blume, die du so sehr liebtest und die ich für dich gezogen habe. Bitte für deine Tochter, die von schweren Sorgen gedrückt allein und hilflos dasteht und nicht weiß, wo sie morgen ihr Haupt niederlegen soll." Sie beugte sich weit über das Grab und ein Thränenstrom benetzte das hölzerne Kreuz, den einzigen Schmuck des einfachen Hügels.

Als am nächsten Tage Karoline eben damit beschäftigt war, ihre Habseligkeiten zusammen zu

packen, trat der Hausherr ein. „Was machen Sie da?“ fragte er sie.

„Sie haben mir ja gestern geboten, die Wohnung zu räumen.“

„Allerdings, jedoch nur für den Fall, daß Sie die Miethe nicht bezahlen; ich habe aber dieselbe soeben auf zwei Jahre voraus erhalten, hier bringe ich Ihnen die Quittung.“ Damit entfernte er sich.

Karoline stand voll Erstaunen da, fast glaubte sie, es sei ein Traum. Das Räthsel sollte ihr jedoch alsbald gelöst werden. Ein Bedienter trat ein und übergab ihr einen Brief, welcher eine ansehnliche Summe Geldes in Banknoten und folgende Zeilen enthielt:

„Mademoiselle!

Außer dem Auge Gottes haben noch zwei Menschenaugen gestern gesehen, daß Sie die Rose, mit welcher ich mein Brautkleid zu schmücken wünschte, auf das Grab Ihrer Mutter gelegt, entschlossen, lieber harte Entbehrungen zu ertragen, als diese fromme Kindespflicht zu verabsäumen. Auch ich habe eine Mutter, die ich innig liebe, und verstehe daher zu würdigen, was Sie gethan. Gestatten Sie mir deshalb, Ihnen diesen kleinen Beweis meiner innigen Theilnahme für Sie zu überreichen und meine Trauungsfeier dadurch zu erhöhen, indem ich die kindliche Liebe ehre.

Ihre aufrichtige Freundin

Adelaide de Reginial.“

Jetzt kannte Karoline auch die freigebige Hand, welche die Miethe für sie bezahlt. Sie verwendete das empfangene Geld zum Ankauf eines

kleinen Gartenfeldes und erntete reiche Früchte davon. Auch an ihr ging in Erfüllung die Verheißung des Gebotes: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest, und es dir wohlergehe auf Erden."

---

## 17.

## Der Börsenkrach.

Vor dem Schottenthore in Wien in der Richtung nach dem Dorfe Wäring steht auf einer kleinen Anhöhe ein schönes Haus mit hohen Fenstern, es gehört dem Schreinermeister und Möbelhändler Franz D. und seiner Ehefrau Therese. Wir treffen die beiden Eheleute in einem Zwiegespräche.

„Ei nun, Therese, jetzt kann man sich zufrieden geben, und es kommt hoffentlich immer noch besser."

„Und sollte es auch nicht besser kommen," entgegnete Therese, „schau Franz, wir hätten nichts zu fürchten. Unser Haus ist nun ledig und frei von Schulden, Niemand hat einen Heller darauf zu fordern, den Juden hast du heute ausbezahlt. Das ist schon ein großes Kapital. Dann hast du ein gutes Geschäft, die Möbelhandlung rentirt sich ja prächtig; dein Schreinerhandwerk trägt auch viel ein, Arbeit hast du über und über genug. Der Karl ist bereits ein tüchtiger Arbeiter und Gehilfe, und Fritz bleibt nicht zurück, wenn er ein paar Jahre älter ist."

„Ich gebe Alles zu, aber wenn es noch besser kommt, nimmt man's auch an."

„Und mit Gottes Segen wird es noch besser kommen, denn das Handwerk hat goldnen Boden. Als wir uns heiratheten, Franz, hatten wir nichts, und nun, in diesen sechzehn Jahren, seit unserer Heirath, haben wir es soweit gebracht, daß wir sorgenfrei in die Zukuuft blicken können."

„Sorgenfrei?" murmelte Franz fragend.

„Ja, sorgenfrei, ich sag' es noch einmal, vorausgesetzt, daß Gott mit uns ist, und das hängt von uns ab."

„Wir wollen das Beste hoffen," entgegnete Franz und ging aus der Stube in die Werkstätte, um Feierabend anzukündigen, die Wanduhr hatte eben sieben Uhr geschlagen.

Wie Therese bemerkt hat, ist das Haus ihr einziger Besitz. Bisher hatte der Jude David Solling eine bedeutende Summe auf dem Hause zu fordern, heute Morgen ist sie ihm ausgezahlt worden. Diesem Juden traute Therese offenbar nicht wohl, und sie mochte nicht ganz unrecht haben; denn es war mehr als auffallend, wie der Jude freundlich that, die Rückzahlung der Schuld verhindern oder doch hinausschieben und Franz in allerlei Geldgeschäfte und kleine Unternehmungen einfädeln wollte, kurz, es war seltsam, wie Solling sich wie ein Hausfreund überall eindrängen wollte. Therese hatte darum auch nicht Ruhe, bis Franz die Schuld abzahlte und so dem Juden die Hausthüre wies.

Franz war, wie man es so nennt, ein braver Mann und tüchtiger Arbeiter. Er erfüllte als

christlicher Familienvater treu seine Pflichten gegen Frau und Kinder, empfing die heiligen Sakramente wenigstens alle Vierteljahr und noch überdies am 4. Oktober, als seinem Namenstage. Dabei war Franz fleißig und arbeitsam, ja dies fast in etwas übertriebener Weise; er fand des Arbeitens kein Ende; lange, wenn seine Gesellen die Werkstätte verlassen, blieb er noch zurück und hieb drauf los, um vollen Taglohn zu verdienen, wie er zu sagen pflegte. — Ja, das liebe Geld! — da war seine schwache Seite; er traute zu sehr dem Geld und etwas zu wenig dem lieben Gott. Das wußte Therese recht gut und suchte darum diese Geldsucht, diese Aengstlichkeit um die Zukunft zu mäßigen. Therese war auch sparsam, war als gute Familienmutter und Hausfrau auch unermüdlich thätig, aber ihr ging doch Gott und das Gebet über Alles. Lieber hätte sie auf einen Gulden als auf ihr Morgen- oder Abendgebet verzichtet. Ob wohl Franz dies auch gethan hätte? — Ihre beiden Kinder, Karl, der bereits fünfzehn Jahre alt war, und der zehnjährige Fritz waren ganz ihre Ebenbilder.

Es war an einem Mittwoch Nachmittag, einige Wochen nach jenem Zwiegespräche, als Franz Geschäfte halber in die Stadt nach Wien ging. Wie er durch die schönen Gartenanlagen vor dem alten Schottenringe hinschlenderte, gegen die neue Votivkirche hin, in allerlei Gedanken vertieft und seinen Gewinn von gemachten Verkäufen berechnend, weckte ihn plötzlich aus seinen Träumen der Zuruf: „Was Herr D—ge! sieht man ihn auch wieder einmal in Wien? Ich glaubte wahrlich,

er mache nicht mehr in Geschäften und habe sein Regiment an Frau Therese abgetreten." — Es war die Stimme des Juden Solling, der jetzt ganz freundlich die Hand des Franz nahm und sie kräftig schüttelte. Franz ließ es mechanisch geschehen, murmelte ein paar Worte und wollte weiter gehen; aber der Jude ließ ihn nicht so leichten Kaufes los, sondern begann von Neuem: „Er muß Geschäfte machen; was thut er denn mit seinem Geld? Er muß Aktien kaufen, Eisenbahnaktien, Kanalbauaktien, Straßenaktien — was weiß ich? Er wird doch sein Geld nicht vermodern lassen. Schau er, ich will ihm meine guten Dienste offeriren, aus Freundschaft, ohne Eigennutz, denn wir kennen einander. Komm er einmal mit, ich will ihm mehr davon erzählen: ich gehe auf die Börse, da wird er sehen, wie man Geschäfte macht, in einer einzigen Stunde Tausende gewinnt, ohne sich rühren zu müssen. Schau er, so wird man reich, so machen's die großen Herren."

Franz hatte nicht alle Worte des Juden gehört, er dachte unterdessen nach, ob er gehen, oder nicht mitgehen sollte, übrigens hatte ihm der Jude schon zehnmal so zugeredet. Zu seinem Glücke ging er nicht mit Solling, entschuldigte sich mit seinen Geschäften und sagte zuletzt: „Ein andermal, Herr Solling; morgen, übermorgen, ein andermal, Herr Solling," grüßte und ging seiner Wege.

Obgleich Franz nicht mit dem Juden ging, war er eigentlich doch der Versuchung erlegen. denn er war entschlossen, sich näher um derartige

Geschäfte, wovon Solling gesprochen, zu erkundigen, einmal, wenn auch nur Neugier halber, die Börse aufzusuchen und hineinzugehen. Dieses Mal machte Franz seine Geschäfte in der Josephsstadt ab und ging nach Hause. Wie ein böser Geist verfolgte ihn der Gedanke, reich zu werden wie die großen Herren, ohne streng arbeiten und sich absorgen zu müssen.

Einige Tage später führten ihn die Geschäfte wieder nach Wien. Freilich dringend waren diese Geschäfte nicht, aber es zog ihn etwas anderes hin, — die Börse.

Was ist denn eine Börse? Das wußte Franz auch nicht; er wußte nur soviel, daß da vorzüglich Geldgeschäfte gemacht wurden, daß da mit Werthpapieren, mit Aktien gehandelt wurde, mehr wußte er nicht, aber dies genügte, um seine Neugierde zu erregen. Er machte also schnell seine Geschäfte in der Josephsstadt ab und eilte dann nach dem Schottenring, wo die Börse liegt. Schon an den Zugängen drängten und stießen, hoben und schoben sich die Leute, redeten und schrieen und halfen dazu mit Händen und Füßen, als gelte es das Höchste der Menschheit. Aus dem Innern erscholl vollends ein Getümmel, ein Gewirr von allen Sprachen, daß einem das Hören verging. Als Franz sich durch die Umstehenden eingedrängt, stieß ein junger Mann auf ihn zu und stolperte an ihn, daß er ihn fast zu Boden rannte. — „Bitte um Vergebung,“ sagte der Mann, „ich bin närrisch, ich habe den Kopf verloren, ich sehe und höre nicht mehr, denn eben habe ich siebenundzwanzigtausend Gulden gewonnen.“

„Siebenundzwanzigtausend Gulden,“ erwiderte Franz verblüfft, halb für sich, halb zum Fremden, „ist das möglich! Das ist ja ein unerhörtes Glück!“ „Ich bin auch ganz glücklich,“ entgegnete der Fremde, „ich heiße Paul Riedel, ich bin überglücklich. Siebenundzwanzigtausend Gulden! das ist etwas für meinen alten Vater, er soll sie haben.“

„Aber wie kommt Ihr denn dazu?“ fragte Franz fast ängstlich, aber der Fremde antwortete nicht mehr, er war schon fort, und er war in der That fast närrisch über sein „Glück“.

Franz stand da, er wußte selbst nicht, wie ihm war; von dem ganzen Lärm dieser Judenschule in der Börse verstand er keine Silbe, einen der Anwesenden fragen, mochte und durfte er auch nicht, denn alle hatten eine so schrecklich geschäftige Miene, hätten auch offenbar auf seine Frage keine Antwort gegeben.

Um nichts gescheidter, als er in die Börse eingetreten war, ging Franz hinaus, im Gegentheile, in seinem Kopfe ging es wirr durcheinander, nur zwei Gedanken tauchten immer wieder auf: siebenundzwanzigtausend Gulden und Paul Riedel. Während er so recht dumm, wie man sagt, von der Börse wegging und die Augen aufschlug, stand David Solling vor ihm.

„Da haben wir's! Mit mir geht Herr D—ge nicht zur Börse, aber allein geht er schon hin. Doch es ist auch gut, wenn er nur hingeht. Wisse er, ich habe ihn aufgesucht, ich erfuhr, daß er in der Stade sei und ging ihm nach; gut, daß ich ihn fand. Er kann sein Glück machen,

die beste Gelegenheit, sicherer Erfolg, kein Risiko, aber die Sache ist dringend." —

„Wie so, wie so?" fragte Franz hastig, dem wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß er sein Glück machen könne wie der Paul Riedel und siebenundzwanzigtausend Gulden gewinnen gerade wie der.

„Wie so, wie so?" entgegnete Solling, „sehr einfach, er kauft Aktien für zehn- oder fünfzehntausend Gulden, und . . . ."

„Zehn- oder fünfzehntausend Gulden," wiederholte Franz erschrocken, „was denkt er? meint er denn, ich sei verrückt?"

„Ich begreife nicht," entgegnete Solling, „wie ihn das aufbringt, er muß doch etwas wagen, je größer der Einsatz, desto größer der Gewinn, versteht er; er kann's auch mit weniger probiren."

Das Wort des Juden: zehn- oder fünfzehntausend Gulden war wie kaltes Wasser auf die heißglühende Frage des Franz: Wie so, wie so? Aber die letzten Worte: „er kann's auch mit weniger probiren," beruhigte ihn wieder und machten ihm Hoffnung. Anfangs hatte er gar nicht daran gedacht, daß man, um gewinnen zu können, auch einen Einsatz haben muß, darum seine Aufregung. Jetzt fand er dies natürlich, erbat sich aber doch von Solling Bedenkzeit aus. „Bedenkzeit bis übermorgen! Uebermorgen Nachmittag um zwei Uhr erwarte ich ihn an dieser Stelle. Bedenke er: sicherer Erfolg, keine Gefahr, aus Freundschaft, uneigennützig." Hiemit verschwand der Jude in der Börse.

Nun war Franz völlig verwirrt: sicherer Ge-

winn, Paul Riedel, zehn-, fünfzehntausend Gulden Einsatz, keine Gefahr, er kann's mit weniger probiren, siebenundzwanzigtausend Gulden, und das Alles fuhr in seinem Hirn durcheinander, wie Schneeflocken im Hornung.

Zur bezeichneten Stunde ging Franz vor der Börse auf und ab und wartete auf seinen Mann. Seiner Therese war seine aufgeregte Stimmung und dieser unerwartete Gang in die Stadt, so bald nach dem letzten, etwas aufgefallen, doch ahnte sie nichts Böses und schrieb alles den Geschäften zu. — Nach einigen Augenblicken erschien Solling und war natürlich begierig zu vernehmen, wie sich Franz besonnen. — Er erklärte, es handele sich einfach um den Ankauf von Aktien einer Straßenbaute, die bald vielleicht um das Doppelte des Ankaufspreises losgeschlagen werden könnten. Eine Aktie kostet 50 Gulden. Solling betheuerte auf alle Weise, daß er die untrüglichsten Beweise für das Gelingen habe. Er selbst habe Aktien im Betrage von zehntausend Gulden zusammengekauft. Nach langem Hin- und Herreden entschloß sich Franz, das Glück an der Börse zu versuchen und einige hundert Gulden daranzusetzen. Er kaufte zehn Aktien für fünfhundert Gulden.

„Aber ich habe eben kein baares Geld," sagte er zu Solling, „nach einigen Tagen werde ich es mir verschaffen."

„Gebe er sich keine Mühe," antwortete der Jude freundlich, „ich strecke ihm fünfhundert Gulden vor, seine Unterschrift genügt mir, doch," fügte er mit verschmitztem Lächeln hinzu, „wird Herr D—ge so gut sein, mir im Falle des Ge-

lingens von der Verkaufssumme zehn Prozent zu überlassen, um mich schadlos zu halten. Heute Abend," fügte er bei, ohne Franz zum Wort kommen zu lassen, „hat er zehn Aktien; ich will ihm dies besorgen aus Freundschaft und uneigennützig."

Am Abend trug Franz zehn Aktien mit nach Hause.

Wenn Franz schon in den letzten Tagen zurückhaltender und aufgeregter erschien, so war dies jetzt noch in höherem Grade der Fall. Er entzog sich immer mehr der Familie und war allein, immer häufiger erschien er am Abend nicht beim Nachtgebet, welches die Familie gemeinschaftlich zu verrichten pflegte, Geschäfte riefen ihn am Abend noch in die Stadt.

Das Auge einer guten Mutter und Gattin sieht scharf; Therese ahnte, daß die Geschäfte eigener Art sein müßten. Sie suchte das Geheimniß ihrem Manne zu entlocken, ohne ihn geradezu darum zu fragen; es war ihr auch nicht um das Geheimniß als solches zu thun, aber sie wollte ihrem Manne die gewohnte Zufriedenheit und Heiterkeit wiedergeben, ihn möglicher Weise von Fehltritten abhalten. — Es gelang ihr nicht; Franz war nicht aufrichtig und verhehlte ihr die Wahrheit. Therese fühlte es, es that ihr wehe, aber sie trug den Schmerz als christliche Gattin. In solchen Augenblicken ging sie an das Fenster, schaute hinab zur Kirche Mariatreu, stützte den Kopf auf ihre Hände und betete.

Wir kennen die Geschäfte, die Franz so oft in die Stadt führten. Anfangs blieb der Werth

der Aktien fast gleich, dann stieg er bis auf sechzig Gulden, sank aber wieder. Schon wollte Franz seine Papiere losschlagen, selbst mit Verlust, wenn es sein müßte. Solling aber hielt ihn zurück und vertröstete ihn auf die Zukunft. Und wirklich, bald stiegen die Werthe wieder, langsam aber beständig, nach Wochen war der Kurs auf achtzig Gulden per Aktie gestiegen. Nun war Franz nicht mehr zu halten, er drang in den Juden, ihm für seine Papiere einen Käufer zu schaffen. Solling war so freundschaftlich und uneigennützig, ihm die Aktie für fünfundsiebzig Gulden abzunehmen.

Franz schien nun wieder heiterer, aber nicht lange. Das gewinnreiche Spiel ließ ihm keine Ruhe. Bisher war er von Solling vollständig abhängig gewesen, das wollte er nicht mehr. Er besuchte daher häufig die Börse, um sich mit den verschiedenen Geschäften vertrauter zu machen. Hier und dort, wo Gelegenheit sich bot, wagte er auch wieder einige hundert Gulden. In eine größere Unternehmung ließ er sich nicht ein; Gewinn und Verlust wechselten, aber waren, wie der Einsatz, niemals groß.

Nach Monaten schien die Gelegenheit für ein größeres Unternehmen wieder günstig. Solling hatte, wie er behauptete, herausgebracht, daß gewisse englische Werthpapiere auf eine Nachricht hin, die in den Zeitungen erscheinen werde, auf eine ganz fabelhafte Weise steigen würden. Franz bezweifelte die Aussage nicht, und vereinigte sich mit Solling unter den früheren Bedingungen; der Jude borgte ihm 10,000 Gulden und ver-

schaffte ihm 500 englische Werthscheine, er selbst kaufte eine doppelte Anzahl auf eigene Rechnung.

Als Franz am Abend heimkehrte, war er wieder so vergnügt und heiter, als er jemals gewesen. Welcher Trost für Therese! Sie schöpfte neue Hoffnung. Bisher hatte er sein Geschäft mehr und mehr vernachlässigt, die Arbeit schien ihn zu verdrießen, dazu war er immer kälter gegen Frau und Kinder geworden. Was Therese aber weit mehr betrübte, war seine zunehmende religiöse Lauigkeit. Beim Abendsegen erschien er nur noch ausnahmsweise, ging nicht einmal alle Sonntage in den Gottesdienst, ob er seine österlichen Pflichten erfüllt, das zu bezweifeln hatte sie allen Grund, obwohl Franz ihr die besten Zusicherungen gab. An diesem Abend nun hoffte Therese, das alles würde wieder anders kommen. — Sie täuschte sich.

Am folgenden Tage ging Franz — nach Wien; als er am Abend zurückkehrte, war er der alte — düster, unfreundlich, verschlossen. Die Werthpapiere waren nicht gestiegen, im Gegentheile bedeutend gefallen. „Es ist eben im Spiel, wir haben zu früh gekauft, aber der Umschwung kommt!“ tröstete Solling.

Am zweiten Tage sanken die Papiere nochmal, noch weit mehr als Tags zuvor. Franz ward bedenklich und unruhig. — Am dritten Tage war der Sonntag, an welchem in Wien ein großes Volksfest, das Brigittenkirchweihfest, gefeiert wird. An diesem Tage strömt fast ganz Wien auf die Brigittenau und gibt sich allerlei Vergnügungen hin. Therese schlug ihrem Manne

vor, zusammen einen Spaziergang dahin zu machen. Franz konnte es nicht wohl ausschlagen, dachte aber seine Frau frühzeitig heim zu geleiten, und sich nach dem Stand der Dinge umzuschauen; aber während er mit Therese gegen das Schottenthor ging, rannte Solling auf ihn zu, verstört, blaß, in höchster Aufregung, und verlangte mit Herrn D—ge ein Wort zu sprechen. Therese setzte sich in der Gartenanlage auf eine Bank. Nun wahr ihr Alles klar, obgleich sie nichts Bestimmtes wußte, aber sie ahnte, daß der Jude ihren Mann in schlimme Händel verwickelt habe.

Was hatte Solling mitzutheilen? Die Papiere waren neuerdings gesunken. Dann wies er einen Brief ihres Wechselmäklers, eines Börsenangestellten vor, der die Nachricht enthielt, daß in Folge des Fallens der Papiere ihre Einlagen von 10,000 und 20,000 Gulden erschöpft seien; wenn sie daher ihre Stellung behaupten, und das Spiel fortsetzen wollten, so müßten die Zahlungen erneut werden. Das war ein Donnerschlag für Franz. Verwirrt ging er zu Therese hin und bat sie flehend, den Heimweg allein zu machen; wichtige Geschäftsnachrichten seien eingelaufen. Therese ging schweigend.

Was wollte und sollte Franz nun thun? 10,000 Gulden waren dahin, er sollte nun neue 10,000 auf das Spiel setzen, um dann Alles mit Vortheil wieder zu gewinnen, oder Alles zu verlieren. Solling entschloß sich zur Erneuerung der Zahlung und trieb das Spiel auf die Spitze. Er war reich, sehr reich, und konnte vieles wagen, aber Franz? Verlor er zum zweitenmal, so war

er ein Bettler. — „Borgen Sie mir nochmal 10,000 Gulden?“ fragte er plötzlich den Juden. Solling besann sich, ließ sich Caution geben und borgte die verlangte Summe. So belief sich Franzens Einsatz nunmehr auf 20,000 Gulden. Ihm schauderte; sein gewissenloses Handeln trat ihm auf einmal vor die Seele. Er trieb ein frevles Spiel mit sich und seiner Familie. Als er auf dem Heimwege an der Kirche der Lazaristen vorüberkam, ging er hinein, bat Gott um Erbarmen und versprach, wenn er ihm diesmal aus der Noth helfe, daß er die Börse nie mehr betreten und nur ganz seinen häuslichen Pflichten leben werde.

Bei seiner Rückkehr wäre es bald zu einem heftigen Auftritt gekommen. Therese schien einen Augenblick ihre Geduld verlieren zu wollen und fragte in gebieterischem Tone, was sich zugetragen, sie habe ein Recht, es zu wissen. Franz entwaffnete ihre Aufregung, indem er in weichem und flehendlichem Tone sagte: „Ach, Therese, frage mich nicht, nur heute nicht, morgen, übermorgen!“

Am andern Morgen ging Franz nach Wien. Vor der Börse traf er Solling, der triumphirend die Zeitung in den Lüften schwang. Die ersehnte Nachricht war erschienen.

„Nun müssen die Papiere steigen,“ fügte er im Tone der Gewißheit hinzu. Und so geschah es; ein Umschwung trat ein, wenn er auch die Werthpapiere nicht so hoch trieb, wie der Jude prophezeit hatte. Franz konnte seine Papiere verkaufen mit einem Gewinne von zweitausend

Gulden. Er war gerettet, seine Familie, seine Zukunft war gerettet. — Und er hielt Wort, er betrat die Börse nicht mehr.

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte er seiner Therese Alles und gab ihr die Hand und das Wort darauf, nie mehr ein solch' verwegenes Schwindelspiel zu beginnen. — Am folgenden Sonntag ging er mit Therese zur Kirche und zum Tische des Herrn. Franz schien wirklich ganz verändert. Nur für die Arbeit hatte er keine rechte Liebe, keine Ausdauer, sie kam ihm höchst langweilig und widerlich vor. Die nächste Folge war, daß er in religiöser Beziehung wieder lau und kalt wurde. Man wollte ihn auch hier und dort in Gesellschaft Sollings und anderer Börsenmänner gesehen haben.

Kurz, es war Therese immer klarer, daß Franz rückfällig geworden war. Franz war offenbar wieder der alte Spieler, der sein Glück in der Börse suchte. Ja es erging mit ihm wie es im Evangelium heißt: Der ausgetriebene böse Geist kehrte mit sieben anderen zurück. Franz ward immer mürrischer, herrischer gegen seine Frau und Kinder, immer verschlossener und aufgeregter. Therese hielt es für ihre Pflicht, bald in Liebe, bald im Ernste zu mahnen, zu warnen: aber die Liebe ließ kalt, der Ernst regte auf. Zu öfteren Malen kam es zu heftigem Wortwechsel. In Therese siegte immer wieder die christliche Gesinnung; sie ergab sich, duldete und litt, betete und war bemüht, wenigstens ihre Kinder in der Gottesfurcht zu erhalten. In welche Geldgeschäfte

oder Unternehmungen sich Franz wieder eingelassen hatte, wußte Therese nicht zu erfahren.

* * *

Nach Neujahr 1873 munkelte man hier und dort in Wien, daß es mit der Börse, mit gewissen Banken, Leihanstalten, Credithäusern u. s. w. nicht am besten stehe. Das Gerücht verlor sich zeitweise, tauchte aber wieder auf und immer bestimmter. Endlich am 9. Mai kam die Wahrheit an den Tag, eine schreckliche Wahrheit — der große Krach. Was ist denn dieser Krach? In den letzten Jahren war die Börse in Wien nicht mehr ein Ort, wo Geldgeschäfte in klingender Münze oder mit Werthpapieren abgethan wurden, sondern recht eigentlich ein täglich geöffnetes Spielhaus, wo hohe Summen ohne die geringste bestimmte Aussicht auf Gewinn gewagt wurden. Aber gerade diese Unsicherheit reizte und brachte die Spieler in eine Art Wuth. Daneben gründete man waghalsige Unternehmungen jeder Art. Adelige Herren und Damen, Generäle, Offiziere, Gelehrte und Künstler, Handwerker und Arbeiter, Wittwen und Mägde trugen ihre Gelder oder ihre Geldchen in die Börse, um ohne Arbeit zu gewinnen. Man kaufte z. B. Werthpapiere zu fabelhaften Preisen, nicht weil man wirklich glaubte, daß sie viel abwerfen würden, sondern blos in der Hoffnung, einen noch waghalsigeren Spieler zu finden und an ihn die Papiere mit Gewinn zu verkaufen. Auf die Dauer konnte das nicht gehen. Am 9. Mai brach nun ein massenhafter Bankerott ein. Zahllose Spieler,

Unternehmer und Geschäfte waren ruinirt. Die Glocke, welche in der Börse geläutet wird, wenn Jemand sich für zahlungsunfähig erklärt, kam den ganzen Tag nicht zum Stillstand. Wie ein Lauffeuer machte die Schreckensnachricht in Wien, in der Umgebung, in Oesterreich, in der ganzen Welt die Runde. Schon am folgenden Tage berichteten die Zeitungen schaudervolle Auftritte und Selbstmorde.

Franz war am 9. Mai nach Wien gegangen. Am Abend kehrte er nicht nach Hause zurück. Therese, die um die Vorgänge in Wien nichts wußte, machte sich nicht viel daraus, da dies schon öfter vorgekommen. Am Morgen besuchte sie ihr Schwager, der sich angelegentlichst nach Franz erkundigte. Sein Ausbleiben am Abend machte ihn bestürzt. Mit aller Vorsicht und Schonung theilte er Therese mit, was sich in Wien ereignet, und welche Schreckensnachrichten die Zeitungen enthielten, und verhehlte seine Besorgnisse um Franz nicht. Therese stand wie vom Donner gerührt. Als sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, beschloß sie nach Wien zu gehen und Solling aufzusuchen, dieser mußte Aufschluß geben können. Der Schwager aber ließ es nicht zu und ging selbst nach Wien. Er fand Solling nicht, forschte vergeblich nach Franz. Am Abend kehrte er zu Therese zurück. Ach, welche Ueberraschung, welcher Jammer! Die Kinder weinten, die Mutter saß wie versteinert am Fenster, ein Bild unendlichen Schmerzes. Auf dem Tische lag ein Papierblatt, der Schwager nahm und las. Es kam vom Polizeiamt. Aus dem Donau-

kanal ward eine Leiche herausgezogen, die für den Möbelhändler Franz D—ge erkannt worden war. Seine Angehörigen werden aufgefordert, nach Wien zu kommen und nach festgestellter Identität die Leiche in Empfang zu nehmen. Schwager Andreas suchte Therese zu trösten und verbot ihr das Haus zu verlassen. Er ging nach Wien und besorgte die Beerdigung der Leiche. Er ging auch in die Börse, um nähere Erkundigungen einzuziehen; aber in dem fürchterlichen Wirrwarr hörte man ihn nicht an. Am 11. Mai war der Name des armen Franz D—ge schon in den Tagesblättern zu lesen unter den Opfern des Börsenkraches.

Am Nachmittage meldete sich bei Therese der Jude Solling mit einem Polizeidiener. Therese konnte und mochte den Juden nicht sehen. Andreas empfing ihn. Der Jude wies einen Schein vor, worin Franz D—ge mit seiner Unterschrift bezeugt, daß er von David Solling 26,000 Gulden mit halbjähriger Verzinsung zu 5½ Prozent geborgt habe. Als Unterpfand verschreibt er sein fahrendes Gut und sein Haus.

Schwager Andreas kam bei Durchlesung dieses Scheines in die größte Aufregung, „Was weiter noch, Jude?“ rief er aus. „Kommt noch etwas? Den Franz hast du gemordet, Frau und Kinder in's Verderben gestürzt, was mehr noch?“

„Ich verbitte mir jeden Schimpf,“ sagte Solling, „ich verlange nur mein Recht. Das ist der Lohn, den ich erhalte für den Herrn D—ge geleistete Dienste.“

„Teufelsdienste!“ fuhr Schwager Andreas dazwischen. „Es soll ihm Recht werden.“

„Aber bald,“ meinte der Jude, „denn Unsereins hat auch verloren. Geben Sie das baare Geld, oder geben Sie mir das Haus in Kauf.“ — Offenbar hatte er längst Absichten auf das schöne Haus.

„Recht soll ihm werden!“ entgegnete der Schwager mit finsterer Miene, „aber dies Haus bekommt er nicht.“ Mit diesen Worten wies er dem Juden die Thüre, der katzenbuckelig hinausschlüpfte.

Der heftige Auftritt verkündete der im Nebenzimmer weilenden Therese nichts Gutes; doch sie war auf alles gefaßt. Als Andreas eintrat, verbarg er sorgfältig das Papier; er wußte nicht, wie er dessen Inhalt mittheilen sollte. Therese half ihm, indem sie ruhig sagte: „Sag' nur, was es ist.“ Jetzt theilte ihr Andreas Alles mit, da war es aber auch aus mit Theresens Ruhe und Gleichmuth. Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen und jammernd rief sie: „O ihr armen Kinder!“ Der Ton, womit sie dies rief, war so herzdurchdringend, daß Karl und Fritz auf sie zueilten und wie aus einem Munde riefen: „Ach Mutter! Liebe Mutter!“ — Tief gerührt sagte Therese: „O ich bin nicht arm, da ich solche Kinder habe, aber ihr . . . . .“

„O wir sind noch reich genug,“ entgegnete Karl, „so lange wir dich haben. Gebt dem Juden nur das Geld, gebt ihm das Haus, gebt ihm Alles, ich und Fritz wollen schon für dich arbeiten, Mutter, und das Nöthige verdienen.“

„Ja, ja, das wollen wir," fügte Fritz bekräftigend hinzu.

Dem Schwager Andreas ging dieser Auftritt tief zu Herzen, und er sagte, um ihn abzubrechen: „Ihr bleibt im Hause, den Juden zahle ich aus und Ihr seid meine Schuldner."

Therese gab sich einstweilen damit zufrieden, doch schon am folgenden Tage kamen ihr Bedenken. Sie wollte nicht mehr in einem Hause bleiben, wo sie alles an so großes Unglück erinnerte, nicht in Mitte von Nachbarn wohnen, die um die traurigen Familienereignisse wußten.

Einige Monate später finden wir Therese in einem kleinen bescheidenen Häuschen auf der entgegengesetzten Seite von Wien. Karl arbeitet in der Nähe als Geselle bei einem tüchtigen Meister, Fritz als Lehrjunge. Am Abend sitzen sie neben ihrer lieben Mutter und plaudern von allerlei, doch nie von der Vergangenheit. Im Hause mit den hohen Fenstern wohnt Schwager Andreas.

---

## 18.

## Die Stecknadel.

Wenn es ruhmvoll ist, von seinem Vater einen berühmten Namen, ein glänzendes Vermögen zu erben, so ist es denn doch noch rühmlicher, das alles dem eigenen Talente, dem eigenen Fleiße zu verdanken. — Das waren die Gedanken, mit welchen an einem Morgen des Jahres 1787 ein junger Mann sich beschäftigte, welcher eine der Hauptstraßen von

Paris durchschritt und unentschlossen vor einem der schönsten Paläste, worin ein reicher Banquier wohnt, stehen blieb. In dem Augenblicke, wo er durch das Thor treten wollte, vor welchem mehrere glänzende Equipagen standen, bemächtigte sich des jungen Mannes ein überwältigendes Gefühl von Schüchternheit und Unruhe, das ihn unwillkürlich zurückhielt. Sein sanftes und schwermüthiges Auge verdüsterte sich, wenn es sich auf die bescheidene Einfachheit seines Anzuges richtete, und der ganze Muth, den er bisher bewahrt und welcher ihn bisher geführt hatte, entfiel ihm. Gott weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn nicht der Thürsteher, welcher die Verlegenheit des jungen Mannes gemerkt, sich ihm genährt und gefragt hätte, zu wem er wolle.

„Ich wünsche mit Herrn Perregaux zu sprechen," antwortete der Gefragte.

„Seine Zimmer sind im ersten Stocke," erwiderte der Thürsteher und deutete mit dem Finger auf eine schöne breite Treppe. Unser junger Freund stieg hinauf, indem er seine Füße setzte, als wären die Stufen glühend, so sehr besorgte er, durch seine mit Nägeln beschlagene Schuhe die herrlichen Teppiche zu beschädigen, mit denen die Treppe belegt war.

Im Vorzimmer befanden sich viele Leute; der junge Mann stellte sich in eine Ecke und blieb da in Gedanken vertieft stehen, während die übrigen Anwesenden, einer nach dem andern, und auch jene, die nach ihm gekommen waren, der Reihe nach in das Zimmer des Banquiers traten und sich, nachdem sie das Geschäft, welches sie

hieher geführt, abgemacht hatten, wieder entfernten.

Der junge Mann befand sich währenddem im Geiste in seiner Vaterstadt, er gedachte insbesondere an die Abschiedsworte seiner Mutter. Weinend hatte sie ihm gesagt: „Zu Hause hättest du ein ruhiges, wenn auch einfaches und bescheidenes Loos. — Was suchst du also in Paris?“

„Das Glück,“ hatte er geantwortet, „das Glück, um es mit meinem Vater, mit meiner Mutter, mit meinem Bruder zu theilen.“

„Das Glück läßt sich nicht immer von jenen finden, die es suchen.“

„Noch weniger aber von denen, die es nicht suchen.“

„Nun, so reise denn, du willst es so, aber wenn du nicht findest, was du suchst, so schäme dich nicht, wieder zu uns zurückzukehren, das Haus deines Vaters und die Arme deiner Mutter werden immer offen für dich sein, wir werden dann am Tage deiner Zurückkunft ein fettes Lamm schlachten, wie es für den verlorenen Sohn geschah.“

Der junge Mann hatte über die Besorgnisse seiner Mutter gelacht; noch am heutigen Morgen war sein Glaube an die sichere Erfüllung seiner Hoffnungen fest, aber je näher er jetzt dem Hause kam, in welchem die Entscheidung geschehen sollte, desto unruhiger wurde er, und als er endlich, da sonst Niemand mehr anwesend war, in das Kabinet des Banquiers trat, fühlte er sich sogar von Furcht ergriffen.

Herr Perregaux stand am Fenster und las ein Schreiben; er erhob kaum den Blick, als der junge Mann eintrat, indem er ohne Zweifel wartete, daß derselbe sprechen werde; da dies aber nicht geschah, und der Banquier nur ein ängstliches Athemholen hörte, blickte er auf und sah einen wohlgebildeten jungen Mann, der den Mund öffnete, um zu sprechen, aber kein Wort hervorbrachte.

„Was wünschen Sie, junger Mann?" fragte er nun in einem so wohlwollenden Tone, daß dieser das Wort und die Stimme wieder fand.

„Herr Perregaux," sagte er, „ich habe weder einen berühmten Namen, noch Geld, aber ich besitze Lust und Muth zur Arbeit; können Sie mir eine Stelle in Ihrem Comptoir geben? Wenn es auch die letzte ist, ich werde mich mit ihr begnügen."

„Ihr Name?" fragte der Banquier, seine Blicke nicht abwendend von dem interessanten Gesichte des jungen Mannes, in dessen Augen das Feuer eines jugendlichen Muthes brannte.

„Jacques Laffitte," lautete die Antwort.

„Ihr Alter?"

„Zwanzig Jahre. Ich bin im Jahre 1767 geboren."

„Sind Sie aus Paris?"

„Nein, mein Herr, aus Bayonne."

„Wer ist Ihr Vater?"

„Zimmermann; aber er hat zehn Kinder, und ich bin nach Paris gekommen, um da eine Stelle zu finden, die mich in den Stand setzen soll, meinen Vater und meine Brüder zu unterstützen."

„Das ist sehr lobenswerth von Ihnen, junger Mann, aber ich bedauere, daß keine Stelle bei mir erledigt ist. — Später vielleicht, — ich will sehen —“ fügte er hinzu, als er bemerkte, daß sich eine große Entmuthigung auf dem Gesichte des jungen Mannes ausprägte, was sein Mitleid erregte. Dann gab er dem jungen Laffite ein Zeichen mit der Hand, und dieser entfernte sich — voll bitteren Grams und halb bewußtlos, so daß er an die Thüre stieß, die er zu öffnen vergessen hatte. Er wankte durch das Vorzimmer und glaubte auf der ersten Stufe der Treppe niedersinken zu müssen, so sehr fühlte er sich niedergedrückt von dem eben empfangenen abschlägigen Bescheide, der mit einem einzigen Schlage alle seine schöne Hoffnungen vernichtete; die letzten Worte seiner Mutter und die letzten Worte des Banquiers gällten ihm in den Ohren. Mit langsamen Schritten, niedergeschlagenen Augen und düsterer Miene schritt er über den Hof des Palastes, als ihm eine große Stecknadel, die ihm in der Morgensonne vom Boden her entgegenglitzerte, in die Augen fiel. Er bückte sich, hob die Nadel auf und steckte sie in den Aufschlag des Aermels seines Rockes.

Diese einfache, an sich bedeutungslose Handlung entschied das Lebensgeschick des Zimmermannssohnes.

Herr Perregaux war, nachdem der junge Laffite sich entfernt hatte, am Fenster stehen geblieben, nachdenkend über den erschütternden Eindruck, welchen seine versagende Antwort auf den jungen Mann gemacht hatte; unwillkürlich folgten seine

Blicke dem über den Hof Schreitenden, er sah ihn endlich stehen bleiben, sich bücken und etwas aufheben, was der Banquier zwar nicht erkennen konnte, aber aus dem Gebrauch, welchen der Finder davon machte, als eine Stecknadel erkannte. Herr Perregaux erkannte an dieser einfachen Handlung den Geist der Ordnung und Sparsamkeit, und schloß wohl mit Recht: wer selbst eine Stecknadel seiner Beachtung werth hält, muß ein guter Rechner sein, ein Mensch, der auf Ordnung hält. Schnell öffnete er das Fenster und hustete. Laffitte sah in die Höhe, der Banquier winkte ihm, zurückzukehren. Schnell wendet dieser um und fliegt die Treppe hinauf. Mit heiterer Miene tritt er in das Kabinet des Banquiers. „Sie nehmen mich also an!" rief er in einem Tone freudiger Zuversicht.

„Woraus schließen Sie das?" fragte Herr Perregaux lächelnd.

Sie würden mich sonst nicht zurückgerufen haben."

„Nehmen Sie Platz in meinem Geschäftszimmer, ich werde Ihnen sogleich ihre Arbeit anweisen."

Ein Talent wie das Jacques Laffitte's konnte nicht lange eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die Revolution brach los; während der Versammlung der Notabeln war Laffitte Buchhalter, bald darauf wurde er Kassier, im Jahre 1804 Associe, dann Nachfolger und endlich Testaments-Executor des Herrn Perregaux. Im Jahre 1809 war er Präsident der Handelskammer von Paris, dann Präsident der Bank von Frankreich, 1813

Richter am Handelstribunal des Departements der Seine, 1814 Gouverneur der französischen Bank. 1816 wurde er zum Deputirten gewählt und an die Spitze der höchsten Handelsbehörde des Landes gestellt.

Sein Leben war schön, rein und ehrenhaft. Er hatte sein Vermögen nur seiner Thätigkeit zu verdanken, und kein Flecken haftet an seinem Leben. Aus dem Volke hervorgegangen, war er stets seines Herkommens eingedenk und entließ niemals einen talentvollen jungen Mann, der sich ihm mit Vertrauen genaht hatte, ohne diesem Vertrauen zu entsprechen.

Als Laffitte fühlte, daß sein Ende herannahte, erfüllte er die Pflicht des von diesem Ende scheidenden Christen. Am Sonntage den 26. März 1844 verlangte er seine Enkel, die Kinder seiner einzigen Tochter, der Prinzessin von Moskowa, zu sehen, er segnete sie, nahm Abschied von seiner Gattin, seiner Tochter, seinem Tochtermann und starb sanft und schmerzlos den Tod der Gerechten. Ganz Paris, darf man sagen, wohnte der Leichenfeier des mit Recht allgemein verehrten Mannes bei.

---

## 19.

## Ein braves Weib.

Hubert war ein gesunder, hübscher Bursche Jugend und Gesundheit waren aber auch seine einzigen Schätze, denn das kleine Gütchen, das er vom Vater ererbt hatte, wollte nicht viel bedeuten.

In guten Jahren konnte er darauf kaum eine Kuh halten und erntete nur soviel, wie er eben bedurfte. In schlechten Jahren warf es nicht so viel ab, und Hubert, wenn er sein bischen Acker bestellt hatte, mußte auf Taglohn gehen, um nebenbei noch einen kleinen Verdienst zu haben, denn auf dem Gütchen lasteten auch noch ein paar hundert Thaler Schulden, und die Zinsen mußten pünktlich an den Rendanten des gestrengen Herrn Barons bezahlt werden und Hubert konnte sicher sein, daß er unnachsichtlich gepfändet würde. Er wußte das, aber im Grunde kümmerte es ihn nicht viel, denn noch hatten ihm die wenigen Thaler nie gefehlt, auch in den schlechtesten Jahren nicht. Schlimmsten Falles fand er immer Arbeit für seine kräftigen Arme, und die Arbeit wurde ihm leidlich bezahlt, weil er fleißig und gewissenhaft war.

Nach einigen Jahren nahm er Johanna, ein braves, fleißiges Mädchen, zur Frau. Manche schüttelten wohl den Kopf darüber und meinten, das würde kein gut Ende nehmen, denn die Johanna habe doch auch weiter nichts, als was sie auf dem Leibe trüge; aber die jungen Eheleute ließen sich das wenig kümmern. Sie hatten einander lieb, sie waren gesund und stark, Lust zur Arbeit fehlte ihnen auch nicht — ei, da würde der liebe Gott ja helfen, meinten sie.

Und half auch wirklich manches Jahr, obgleich unter Mühen und Sorgen. Die Familie wurde größer, ein hübscher Knabe, dann ein niedliches Mädchen vermehrten die Freuden, aber auch die Lasten der Eheleute. Sie empfanden indessen

nur die Freuden und arbeiteten mit doppeltem Eifer. Hubert bereute es nie, daß er Johanna zum Weibe genommen, denn sie war ihm immer ein rechtschaffenes braves Weib gewesen, immer freundlich, stets unermüdlich, immer sich aufopfernd für ihren Mann und ihre Kinder. Ihr froher und genügsamer Sinn half ihm leicht über alles Schwere weg.

Aber das Schwerste kam. Mißjahre traten ein, das Brod wurde theuer und die Felder trugen wenig Korn. Hubert und Johanna litten viel bei der allgemeinen Noth, aber sie duldeten Gott ergeben und verdoppelten ihren Fleiß. Hubert erkrankte und war wochenlang unfähig zur Arbeit. Johanna verlor den Muth nicht, sondern arbeitete für zwei. Aber das Schlimmste stand ihnen noch bevor.

Der Rendant hatte sich gegen Johanna eine freche Ungezogenheit erlaubt, welche ihm diese mit einer so kräftigen Maulschelle bezahlte, daß er acht Tage einen geschwollenen Backen zur Schau trug. Er verbiß damals seinen Grimm, aber im Herzen brütete er Rachepläne. Jetzt, zur Zeit der Noth, ging er an die Ausführung. Zuerst, während Huber krank lag, entzog er Johanna die Arbeit. Sie bat, sie flehte, er möge sie nicht in's Unglück stürzen, aber er blieb unerbittlich und wies ihr kalt die Thüre. Ihr Heimathsort lag eine Stunde entfernt, aber sie konnte dort Arbeit bekommen. Sie schlief darum zwei Stunden weniger und wanderte jetzt täglich hinüber und wieder zurück. Dabei verdiente sie so viel, daß die Ihrigen wenigstens nicht zu hungern

brauchten; aber nicht so viel, um die Zinsen des kleinen Kapitals zahlen zu können, das auf dem Gütchen ihres Mannes lastete. Indeß — der Herr Baron war nicht unbarmherzig — gewiß wartete er diesmal oder schenkte die Zinsen wohl ganz aus Rücksicht auf die schweren Zeiten! — so dachte Johanna. Aber es kam anders.

Am Zinstage ließ der Rendant sie rufen und mahnte sie zur Zahlung. Sie bat um Geduld. „Ich habe lange genug Geduld gehabt," erwiderte der Mann höhnisch. „Du zahlst, oder die Kuh wird Euch aus dem Stalle verkauft."

Johanna erschrack, denn von dem Rendanten mußte sie alles befürchten; aber bald faßte sie sich wieder nnd sagte:

„Ich werde zum gnädigen Herrn gehen. Er wird um weniger Thaler willen nicht so grausam gegen uns verfahren."

Der Rendant lachte. „Geh' nur," sagte er, „es wird wenig helfen! Der Herr Baron ist euer Gläubiger nicht mehr, sondern ich bin's, ich. Ich habe die Schuldforderung angekauft und nicht nur die Zinsen, sondern auch das Kapital sollt ihr zahlen binnen acht Tagen."

Jetzt sank der armen Frau der Muth. Sie fiel dem harten Manne zu Füßen und flehte um Erbarmen.

„Hilft alles nichts!" sagte er barsch. „Wenn ihr nicht zahlt, so wird euch Haus und Hof verkauft. In jetziger Zeit ist euer ganzes Hab und Gut wenig werth. Der Erlös wird nicht die Hälfte meiner Forderung decken; dann spaziert dein Mann in den Schuldthurm, und du kannst

mit deinen Kindern betteln gehn und im Freien auf einem Heuhaufen schlafen.“

Bleich und zitternd stand Johanna auf. „Sie sind ein Elender!“ sagte sie mit halberstickter Stimme und verließ, ohne noch einen Blick auf ihn zu werfen, das Zimmer. Draußen konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie weinte und rang die Hände. In dumpfer Betäubung ging sie heim und erzählte ihrem Manne Alles. Hubert zuckte die Achseln. „Wir stehen in Gottes Hand, liebes Weib!“ sagte er gefaßt. „Gott wird helfen, und vielleicht — droht der Rendant nur.“

Sie warteten, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung. Der gefürchtete Tag kam, und der Rendant hatte nicht blos gedroht. Der kaum genesene unglückliche Robert wanderte in den Schuldthurm, Johanna wurde mit ihren Kindern auf die Straße gestoßen. Das höchste Elend war da.

Der Rendant triumphirte. Johanna erlag zwar anfangs fast der Wucht ihres schweren Schicksals. Dann aber raffte sie sich auf und suchte Hilfe bei den Nachbarn, bei dem Baron, bei Allen, die sie kannten; aber Niemand konnte oder wollte ihr helfen. — Die Zeiten waren zu schwer.

„Gut denn!“ sagte sie zu sich selbst, „hier finde ich keine Hilfe, so werde ich sie anderswo suchen, bei Einem, der nur ein Wort zu sprechen braucht, um uns zu retten. Mögen Sie Alles hinnehmen, nur meinen Hubert, den Vater meiner Kinder sollen sie mir zurückgeben. Der Weg ist

zwar weit, aber mit Gottes Hilfe werde ich endlich doch hingelangen."

Sie nahm ihre Kinder bei der Hand, ging nach ihrer Heimath und übergab die Kleinen dem Schutze der Großmutter. „Und was willst du thun?" fragte diese die Tochter.

„Ich gehe zum Könige," sagte diese entschlossen. „Das ist mir eingefallen, als ich überall abgewiesen wurde. Der König ist reich und mächtig, er kann helfen und er wird helfen, denn er ist der Stellvertreter Gottes, und Gott ist gütig und barmherzig."

Die Großmutter erschrack und redete ab, aber Johanna blieb fest.

„Ich weiß," entgegnete sie auf die Einwürfe der Großmutter, „der Weg ist weit, und ich werde mich durchbetteln müssen von einem Orte zum andern und werde vielleicht viel Schweres zu erdulden haben; aber ich leide für meinen Mann, dem meine Liebe und Treue gehört, und wenn ich an ihn denke, der unschuldig im Kerker schmachtet, so wird mir alles leicht werden. Nach mir frage ich Nichts."

„So geh' denn in Gottes Namen, meine Tochter," sagte endlich die Großmutter. „Ich sehe wohl, dich treibt die Liebe, und die Liebe wird dich auch stützen. Meinen Segen nimm mit auf den Weg."

Johanna ging; Geld und Geldeswerth hatte sie nicht, aber das opferwillige Herz eines treuen Weibes hatte sie und mit ihm Kraft und Muth und Vertrauen. Der Regen durchnäßte sie, die Sonne verbrannte sie, ihre Füße wurden wund

auf der langen beschwerlichen Reise. Sie litt Hunger und Durst, sie bettelte, sie wurde oft hart angefahren, oft abgewiesen. Nachts war gar oft die rauhe Erde ihr Bett, der dunkle Wolkenhimmel ihre Decke; aber alle Demüthigungen, alle Beschwerden, alle Entbehrungen kümmerten sie nicht. Sie gedachte ihres Gatten und klagte nicht.

So ging sie weiter manchen langen Tag, bis sie endlich vor dem königlichen Schlosse stand. Jetzt athmete sie auf und ohne Furcht vor den betreßten Dienern und Thürhütern schritt sie muthig hinein und verlangte zum Könige.

„Der König ist nicht hier," hieß es, „und wenn auch, man spricht den König nicht so schnell."

„Und doch werde ich ihn sprechen," erwiderte Johanna. „Sagt mir, wo finde ich ihn?"

„Fünf Meilen von hier, auf dem Schlosse ...."

„Gut, ich danke euch — ich werde dorthin gehen," sagte Johanna und ging.

Die Pracht und Herrlichkeit der Residenz gewannen ihr keinen Blick ab. Sie sah nur das Bild ihres Mannes, der im Schuldthurme lag. Das trieb sie weiter. Am nächsten Tage erreichte sie das ihr bezeichnete Lustschloß und wollte hineingehen. Aber man hielt sie auf, man wies sie zurück. Sie bat, sie flehte, sie rang die Hände und weinte — es half nichts. Ein alter grauer Diener erbarmte sich ihrer. „Geh," sagte er ihr leise in's Ohr, „bleibe im Garten, vielleicht geht der König spazieren, dann kannst du mit ihm sprechen. Aber verschweige meinen Rath. Hörst du?"

Johanna nickte mit einem dankenden Blicke und ging. Sie wich nicht aus dem Garten, bis die Nacht einbrach. Da erst entfernte sie sich mit schwerem Herzen, um am andern Morgen wieder zu kommen. So mehrere Tage hinter einander. Der König kam nicht, nur mitunter ein stattlicher Herr im Ueberrock, der in den Alleen auf- und abschritt und dann in das Schloß zurückging. Johanna versuchte es noch einige Male in dasselbe einzudringen — immer vergeblich. Da sagte sie in sich hinein: „Ich werde mich an den Herrn im Ueberrock wenden, er wohnt im Schlosse, und vielleicht, wenn er gütig ist, bringt er mich zum Könige."

Muthig ging sie auf den Herrn zu, als er wieder kam und in einer schattigen Allee auf- und abspazierte. Sie redete ihn nicht an, denn er sah sehr vornehm aus; aber sie stellte sich ihm in den Weg, daß er dicht vor ihr vorbei gehen und sie sehen mußte, dann würde er ja wohl fragen, was sie wolle, meinte sie. Und so kam es auch. Der Herr bemerkte sie und fragte richtig: „Was willst du hier, gute Frau?" — „Den König sprechen, lieber Herr," erwiderte Johanna, und sah mit flehendem Blick und mit gefalteten Händen dem Herrn in's Antlitz. „Sie wohnen im Schlosse — ach, wenn Sie wollten, es wäre Ihnen gewiß nicht schwer, mich zum König zu bringen."

„Zum König, hm!" sagte der Herr halblaut. „Und was willst du bei ihm?"

„Hilfe, Rettung, Erbarmen!" sagte Johanna. „Der König regiert an Gottes Statt auf Erden,

und da ist er gewiß voll Gnad' und Barmherzigkeit!"

„Wunderlich!" sagte der Herr wieder halblaut. „Laß hören, was du verlangst, vielleicht — wir wollen sehen!"

Johanna erzählte nun schlicht und einfach ihre Lage. Der Herr wurde immer aufmerksamer. Er betrachtete sie dann einige Augenblicke mit freundlicher Rührung und sprach zu ihr: „Gut, gut — den König wirst du nicht sprechen, gute Frau, indeß warte noch einige Augenblicke hier, du wirst von ihm hören." Darauf entfernte er sich rasch.

Nicht lange, so erschien ein Diener mit einem großen versiegelten Schreiben. Er ging auf Johanna zu, fragte nach ihren Namen und übergab ihr dann das Packet mit den Worten: „Vom Könige! In Euerer Heimath sollt Ihr's öffnen, Euer Mann wird dann frei werden."

Johanna war außer sich vor Freude. „Frei? O Gott!" rief sie aus. „Aber ich gehe noch nicht, ich muß dem guten Herrn erst danken, der beim Könige für mich gesprochen hat."

„Welcher Herr?" fragte der Diener.

„Nun, der eben hier im Garten war, dem ich erzählte . . . ."

„Das war ja der König selbst, gute Frau. Geht, geht, er will keinen Dank."

Bestürzt und betroffen sank Johanna auf ihre Knie, und rief mit tiefem Gefühle aus: „So segne Gott den theueren Herrn! Möge er immer so glücklich sein, wie er mich heute gemacht hat. Sagen Sie ihm, lieber Herr, wir würden Zeit-

lebens für ihn beten.“ Sie ging endlich, denn es trieb sie fort, die Himmelsbotschaft ihrem Hubert zu bringen. Tag und Nacht wanderte sie, das kostbare Packet wohl verwahrt auf der Brust. Endlich erreichte sie glücklich ihre Heimath und umarmte ihre Kinder, ihre Mutter. „Bald werde ich auch ihn umarmen,“ sagte sie, und erbrach das Packet. Fünf Bankscheine, jeder zu hundert Thalern, fielen ihr entgegen.

„Nun eilte sie weiter, bezahlte die Schuld ihres Mannes, empfing den Befehl zu seiner Freilassung und eilte mit ihren Kindern nach dem Schuldthurme. Die Riegel klirrten, die Thüre ging auf, Hubert trat heraus, und die treue Johanna flog in seine Arme, die Kinder hingen sich an seine Kniee. Ihre Thränen flossen, sie fanden keine Worte für ihr Glück.

Hubert staunte, als er, heimgekehrt, vernahm, was Johanna für ihn gewagt und gelitten. Eine Thräne funkelte in seinem Auge, als er das treue, heldenmüthige Weib in seine Arme schloß, an sein lautpochendes Herz drückte, und mit vor tiefer Erregung zitternder Stimme sprach er: „Gott segne dich und erhalte dich mir, du tugendsames Weib!“

Das Geschenk des edlen Königs reichte hin, der gebeugten, jetzt wieder aufgerichteten Familie das frühere bescheidene Glück zu sichern.

Der Rendant mied Johanna und ging ihr aus dem Wege. Aber Johanna haßte ihn nicht, sie bemitleidete ihn nur.

---

## 20.

## Im Feldspitale.

Im Feldspitale der Stadt Schleswig lagen im Jahre 1864 nebeneinander der Oesterreicher Karl Stempf vom Regimente „König der Belgier" und ein gefangener Däne. Beide waren schwer verwundet, beide fühlten, daß ihr Ende nahe sei, und sehnten sich deshalb nach ihren Angehörigen. Dem Dänen war die Frau gestorben, ehe er einrücken mußte, aber er ließ zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, zurück. Das ungewisse Schicksal seiner Kinder schmerzte ihn tiefer als seine Wunde.

Karl Stempf, der sonst so fröhliche Alpensohn, sehnte sich nach seiner Mutter, der lieben Hammerschmiedin. Da er es fühlte, daß er seine Alpen nie mehr besteigen, nie wieder Gemsen jagen würde, so wollte er doch wenigstens seine liebe Mutter noch einmal sehen und sprechen; er bat deshalb einen Kameraden, seiner Mutter von seiner Wunde und Lage zu schreiben und sie zu bitten, schleunigst nach Schleswig zu kommen.

Eines Tages, als gerade der Däne in seinem gebrochenen Deutsch Karl Stempf seinen Kummer klagte und ihm bei dem Erzählen von seinen Kindern Thränen in die Augen traten, da ging die Thüre des Saales auf und der Wärter trat mit zwei hübschen Kindern ein, welche sich ängstlich umsahen. Da entdeckten die forschenden Augen des Knaben den lieben Vater und mit einem jubelnden Aufschrei sprang er an das Bett des

Dänen. Schüchtern folgte die kleinere Schwester dem Knaben. Der Vater schloß die Kinder in seine Arme und vergaß in dieser seligen Minute seine entsetzliche Qualen.

Der Oesterreicher beneidete fast den Nachbar um sein Glück und dachte lebhaft an seine Mutter, nach der er sich so sehr sehnte, als er plötzlich ihre liebe Stimme hörte, da sie mit dem Rufe Karl! Karl! weinend ihn an's Herz drückte. O wie hatte er sich verändert! Blühend und kräftig war er, ihr einziger Sohn, vor Kurzem ausgezogen — und jetzt findet sie ihn wieder bleich, abgezehrt, ein Bild des Schmerzes. — Da stürzten ihr unaufhaltsam die Thränen aus den Augen. Sie sah die Kinder an dem andern Bette, sie sah die Freude und den Schmerz des unglücklichen Vaters. In ihrer eigenen Herzensangst sprach sie nach langem Schweigen die halblauten Worte: „Du Mutterherz von sieben Schwertern durchbohrt, heilige Gottesmutter, bitte für meinen Sohn. Ich will auch mit Freuden die Kinder dieses armen Kranken als meine eigenen annehmen, wenn nur mein Karl am Leben erhalten bleibt."

Sie hatte dies ihr Gelöbniß halblaut vor sich hingesprochen, und ihrem Sohne waren ihre Worte nicht entgangen. Er richtete sich jetzt in seinem Schmerze halb empor, faßte die Hand seiner Mutter und sagte mit schwacher Stimme: „Schau Mutterl', gräm die nit — mir hilft Nichts mehr. Ich fühl's, der liebe Gott hat's so haben wollen. Und Mutterl', ob früher oder später, das macht nit gar so ein' g'waltigen

Unterschied. Ich muß halt einrücken, und Mutterl', mein armer Nachbar da mit mir. Schau, Mutterl', willst mir a Freud' thun, so nimm dann seine Kinder, sie — werden dir den Karl ersetzen. Vielleicht erlebst mit ihnen mehr Freud als mit deinem leiblichen Sohn."

Erschöpft sank der brave Soldat auf seine Kissen zurück. Seine schmerzerfüllte Mutter unterdrückte gewaltsam ihr Schluchzen, antwortete ihrem Sohne mit einem Händedrucke und trat an das Bett des Dänen. „Guter Mann," sagte sie zu ihm, „sorgt Euch nicht um Euere Kinder — sie sind von dieser Stund an die meinen."

Der schwerverwundete Vater hatte nicht mehr die Kraft, ein Wort zu erwidern, seine Antwort war ein unaussprechlicher Dankesblick. Dann glitt ein heiteres Lächeln über seine bleichen Lippen, ein letzter tiefer Athemzug — und er hatte ausgelitten.

Nach einigen Tagen saß die Hammerschmiedin wieder an dem Schmerzenslager ihres Sohnes, die kleinen Adoptivkinder schmiegten sich weinend an die neue Mutter. Da plötzlich richtete Karl sich mit Gewalt empor und rief: „Mutterl', lieb Mutterl', nimm mich mit nach Haus! Hier will ich als Todter nicht liegen!"

Es waren seine letzten Worte.

Zwei Tage später fuhr die Hammerschmiedin nach Steiermark zurück. An ihrer Seite waren die beiden Kinder des Dänen, die sich bald an die neue, so gute Mutter gewöhnt hatten. In einem einfachen Sarge führte derselbe Zug die Leiche ihres Sohnes in die Heimath.

## 21.

## Ein Engel des Wohlthun's.

Der berühmte katholische Schriftsteller Louis Veuillot erzählt Folgendes aus seinen Erlebnissen:

Es lebt in Paris ein armer Handwerker, Gerhard mit Namen, der mir im verflossenen Winter bei einer Feuersbrunst, bei welcher ich helfen wollte und mich zu weit gewagt hatte, große Dienste geleistet. — Aus Dankbarkeit suchte ich den Mann auf. Man hatte mir gesagt, er lebe in mißlichen Verhältnissen, und wirklich bot mir der Anblick seiner Wohnung und der Umgebung, in welcher er sich befand, das Schauspiel schrecklichen Elends dar. Kein Hausgeräth, kein wärmendes Feuer, kein Stückchen Brod, die Blässe des Hungers auf den Wangen der Kinder, welche vor Kälte zitternd bei einem in Lumpen gehüllten Greis kauerten. Dabei befand sich eine Frau, welche den Muth zur Arbeit verloren, ohne den Muth zum Betteln gewonnen zu haben; dabei ein Mann, düster und leidend, erliegend der Last der Mühseligkeiten und Entbehrungen, — alle diese Menschen in finsterem Schweigen zwischen vier nackten Wänden in erstarrender Kälte! — Mein Gott, welch ein Anblick! — Lange schon litten die Armen so; sie machten gar keine Anstrengung mehr, diesem verzweifelnden Zustande sich zu entringen, sie klagten nicht mehr.

Als ich hinkam, sollten sie eben aus dem Hause gewiesen werden; sie wußten es, aber sie

dachten gar nicht daran. Ich dankte Gerhard für die Hilfe, die er mir bei der Feuersbrunst geleistet; er wußte nichts mehr davon; dann versuchte ich ihm Muth zuzusprechen. Aber ich hatte kaum einige Worte vorgebracht, so fühlte ich, wie armselig und unzureichend meine Trostgründe waren. Es war gerade, als redete ich zu einem Blinden von den Farben. — Gerhard sagte blos: „Wir haben Alles versucht." Und seine Frau fügte bei: „Wir sind einmal zum Unglück verdammt." — Der Greis, der auf seinem Bette von Lumpen lag, stöhnte mit matter, dumpfer Stimme: „Wir müssen im Elend umkommen."

Dann schwiegen die bejammernswerthen Menschen wieder, und ich hätte meine schöne Trostrede fortsetzen können; aber ich unterließ es wohl und eilte, Lebensmittel einzukaufen, die ihnen nöthiger waren, als meine ganze Beredtsamkeit, von der ich in solchen Fällen nie mehr Gebrauch machen werde.

Ich hatte mir vorgenommen, meinen Besuch zu wiederholen; aber ich hatte meinen Kopf immer nur voll von hohen Plänen, während Bälle allerlei Gesellschaften, einsame Spaziergänge, unnütze Lektüre meine Zeit ausfüllten und keine mehr übrig ließen zu der guten Handlung, welche ich vorgehabt. Ich beschränkte mich darauf, Gerhard einige Male etwas Geld durch meinen Bedienten zu überschicken, und da dieser mir ziemlich gute Nachrichten heim brachte, war ich nicht mehr um meine Schützlinge besorgt, bis endlich heute früh, ich weiß nicht durch welche glückliche Eingebung getrieben, ich mich entschloß, die Familie

unverzüglich zu besuchen und ihr endlich in der That nützlich zu sein.

So stieg ich denn endlich langsam die enge Treppe hinauf, welche zu der elenden Wohnung derselben führte. — Aber wie erstaunte ich, als ich mich der Thüre näherte und die hellen süßen Gesangtöne einer weiblichen Stimme vernahm, welche munter ein ländliches Lied sang, und das Lachen und Jauchzen fröhlicher Kinder. Wie? — Gesang und Lachen in dieser Behausung finsterer Verzweiflung? — Ich begriff es nicht. Fast glaubte ich, fehl gegangen zu sein und trat zögernd ein. Beim ersten Blick zeigten sich mir noch andere Wunder, und alles war mir nun erklärlich.

Der Greis lag noch krank im Bette, aber sein Lager war jetzt reinlich und weich, zur Ruhe einladend, und der gute Alte schien sich so recht behaglich darin zu befinden. Das Gemach war zwar ärmlich ausgestattet, aber jedes Geräthe schimmerte von Reinlichkeit. Der Regen drang nicht mehr durch die zerbrochenen Fensterscheiben, und durch das Fenster, welches nun Vorhänge schmückten, schienen die ersten Strahlen der Frühlingssonne.

Die Wände waren noch nackt, aber an dem hervorragendsten Theile derselben erinnerte ein Bild des Heilands und seiner gebenedeiten Mutter an himmlische Hoffnungen und auf dem alten Tischchen unter demselben blühte in einem Blumentopfe ein heiterer Bote des Frühlings, eine Reseda. Zwei Hänflinge zwitscherten in einem alten Vogelkäfig, der am Fenster hing. Auf dem Tische lag

ein schönes Brod, auf dem Kamin kochte die Suppe. — Kurz, die Stube war verwandelt und so licht, so duftig, so ruhig, daß mir noch heute dies Bild wie das einer Stätte vorschwebt, wo ich zum ersten Mal auf Erden ein wahres Glück gefunden. Das Geheimniß dieser Verwandlung blieb mir nicht lange mehr verborgen. Mitten im Zimmer stand eine junge Dame, die ich oft in Gesellschaften gesehen hatte, Fräulein Lacroix, ein sehr einfaches und frommes Kind.

Ich hatte sie immer geachtet, jetzt mußte ich sie bewundern. Sie hatte ihren Hut auf einen Stuhl gelegt, eine Schürze umgebunden und beschäftigte sich mit dem Anzuge des jüngsten Kindes, eines Knaben, dem sie dabei ein munteres Liedchen vorsang. Der Kleine, dessen Bläſſe die Krankheit noch verrieth, hielt unter den Händen der Dame still, die ihn wusch und kämmte, während die beiden andern Kinder das Liedchen lustig nachsangen.

Bei meinem Eintritt schwieg der Gesang und Fräulein Lacroix erhob sich ganz verwirrt. Auch ich erröthete, indem ich sie begrüßte, aber ihre Verlegenheit währte nicht so lange als die meinige. Auf das armselige Almosen anspielend, das ich Gerhard geschickt hatte, sagte sie:

„Sie sehen hier die Wirkung Ihrer Mildthätigkeit."

„Ach, erwiderte ich, betroffen durch ihre Demuth, „die Mildthätigkeit besteht nicht in einigen Goldstücken, die man den Armen schickt; die ächte Mildthätigkeit kommt selbst zu den Armen und ihre edlen Hände bedienen sie."

„Ja," versetzte Fräulein Lacroix lächelnd, „sie kommt und nimmt Bezahlung für das, was sie gibt, und oft noch im Voraus. Ich bin, ohne daß Sie es wußten, Ihre und Sourzac's Schatzmeisterin gewesen, und Sie haben den guten Leuten geholfen. Mit Ihren und seinen Gaben habe ich dieses Bett gekauft, diese Hausgeräthe; habe nebenan noch eine Stube gemiethet für Gerhard und seine Kinder; Sammlungen und die Wohlthätigkeit der Herren Pfarrer haben das Mangelnde vervollständigt."

„Sourzac hat für Gerhard Arbeit gefunden; wir haben seiner Frau gute Häuser verschafft, wo sie im Taglohn arbeitet; Ihre Schützlinge haben wieder Muth gefaßt; greifen wir ihnen nur noch ein wenig unter die Arme, und sie werden aus aller Noth sein. Uebrigens sind wir bei alledem nur die Diener eines höheren Herrn."

„Kleiner," sagte sie nun, gegen den ältesten Knaben gewendet, „deine Mutter wird bald wieder hier sein, ich gehe jetzt. Seid alle recht brav und belästigt den Großvater oder diesen Herrn nicht."

„Sie werden wohl noch," sagte sie wieder zu mir, „die Frau Gerhard erwarten wollen. Sie wird sich ungemein freuen, Ihnen danken zu können. Ich sollte bis zu ihrer Rückkehr das Haus hüten, versehen Sie indessen meine Stelle; es darf Keines dem Feuer zu nahe kommen, noch die Vögel plagen, und dem Kranken muß von Zeit zu Zeit ein halbes Glas von dem Getränke hier gereicht werden, wenn er es verlangt."

Während sie das Alles auf eine ausnehmend anmuthige Weise sagte, band sie die Schürze ab, setzte ihren Hut auf, umarmte die Kinder und schickte sich an fortzugehen. Der kranke Greis faßte, als sie sich umdrehte, die Ecke ihres Shwals und preßte mit einem Ausdrucke der Ehrfurcht und Liebe seine Lippen darauf, ein Kuß, der mir Alles sagte, was dieser Engel in Menschengestalt der unglücklichen Familie gewesen war. Sie ging und ließ mich in einem Zustande der Betäubung zurück, gleich Einem, den eine Erscheinung geblendet hat.

„Der gute Gott segne Sie tausendfältig, edles Fräulein,“ sagte der Greis, als sie die Thüre hinter sich schloß.

„Mein Herr,“ fuhr er gegen mich gewendet fort, „Sie haben sie gesehen. Nun seit zwei Monaten dient sie uns wie eine Magd und pflegt uns wie Kinder. Ich kann Ihnen aber gar nicht Alles sagen, was sie an uns gethan; wir wissen es selbst nicht; nur Gott weiß es. Sie ist eine Heilige, Herr, sie kann Wunder thun. Sie will aber nicht, daß man davon rede; aber, meiner Treu, sie wirkt Wunder. Kaum ist sie bei uns erschienen, so hat sich Alles verwandelt. Es war drei oder vier Tage nach Ihrem Besuch, Sie wissen in welchem Zustand wir waren. Sie hatten uns Geld gegeben, aber es war aufgegangen, wir wußten nicht wie, und nun waren wir elender als je. Immer kein Brod, immer keine Aussicht, immer die Kinder mit ihrem ewigen Hunger. Mein Großer war wie ein Blödsinniger, meine Schwiegertochter wollte Kohlen holen und

uns Alle im Kohlendampf ersticken, ich war wie ein elendes Thier, dem Tode nahe, und es war mir Alles gleichgültig.

Eines Morgens wird an die Thüre geklopft. Nur herein! Es wird wohl ein Gläubiger sein oder der Hausherr, der uns vor die Thüre setzen will. Nur zu! nur zu! es ist alles eins. Da siehe die Erscheinung eines Engels! Das gute Fräulein tritt in die Thüre, sieht sich um, und schnell weiß sie, wo es uns fehlt. Sie fragte uns, ob wir an Gott glauben, der ein Vater der Unglücklichen ist."

„Wenn es einen Gott gibt," antwortete barsch mein Sohn, „so kümmert er sich nicht um uns."

„Doch," doch," versetzte das Fräulein. „Warum schickt er mich dann sonst zu Euch?"

„Nun spricht sie uns von Gott und rührt uns zu Thränen. Ach, wir hatten lange nicht an Gott gedacht, und daher rührt auch gewiß unser Elend, denn seitdem wir wieder an ihn denken, ist Alles anders geworden. Das Fräulein kommt am anderen Tage wieder mit vollen Händen; sie liebt die Kinder, reinigt sie, kleidet sie an, nimmt das Kleinste mit sich, um es in frische Luft und bessere Pflege zu bringen; aber ehe sie geht, kniet sie nieder und lehrt uns ein Gebet, das wir nie, so lange wir leben, vergessen werden. Sie kömmt wieder, kommt seitdem alle Tage, bei Wind, Wetter und erstarrender Kälte, nichts schreckt sie ab. Jeden Tag bringt sie, schafft sie etwas Neues, gestaltet Alles anders. Heute ist es ein Bett, morgen Linnenzeug, das ihre Hände verarbeiten, während sie die Kinder

lehrt; kurz, kurz, Alles bis auf dieses Bild, das uns an den Himmel mahnt, bis auf die Vögel, der Kinder Freude, bis auf die Blumen dort im Topfe, meiner armen Augen Lust, Alles, Alles verdanken wir ihr. Ja, Herr, meinetwegen brachte die gute Seele die Blumen, weil ich so lange nichts Grünes gesehen, und ich kann Ihnen gar nicht sagen, welche Freude sie mir damit gemacht. Aber das ist noch alles Nichts, was so im Aeußern Alles anders wurde; wissen muß man, was im Innern von uns Allen vorging. Nach einigen Tagen ist es meinem Sohne, als wache er aus einem wüsten Traume auf, meine Schwiegertochter faßt wieder ein Herz, ich selber fühle mich besser."

„Wohlan, sagt mein Sohn eines Morgens, jetzt soll es anders mit mir werden; denn seit es ihm übel zu gehen anfing, hatte er sich dem Trunke ergeben; aber die Ermahnungen des Fräuleins haben ihn erschüttert. Es ist gut, sagte sie, daß Ihr diesen Entschluß faßt; ich kann Euch nun sagen, daß ich Beschäftigung für Euch gefunden habe. — In der That war es auch so, und er hat seitdem immer Arbeit vollauf. Auch meine Schwiegertochter, die nun keine kranken Kinder mehr hat und anständig gekleidet ist, findet immer Etwas zu thun, Dank der Empfehlung des edlen Fräuleins. So bin dann ich derjenige, der zu nichts gut ist, und doch, sagt das Fräulein: doch Alterchen, Ihr müßt, weil Ihr krank seid und nichts anderes thun könnt, für die Andern alle beten. Da habt Ihr genug zu thun."

„Da mußte ich ihr denn auch gestehen, was mir schon lange mit Centnerlast auf dem Herzen

lag, daß ich, schlecht erzogen, schlecht gelebt hatte und kaum mehr etwas von unserem Heilande, dem Herrn Jesus Christus wußte, daß ich noch nicht einmal communicirt hatte.*)

„Ach steht es so mit Euch, sagte sie, aber stets mit freundlichem Gesichte. Wohl, Vater Gerhard, so wollen wir miteinander Katechismus lernen, und ich verspreche es Euch, daß Ihr nicht sterben sollt, ohne Gott zu kennen. — Gesagt, gethan, sie setzt sich an mein Bett her und lehrte mich meine Religion. Im Anfange ging es nicht so leicht, ich war so unwissend, daß mich ein Anderer nicht leicht überzeugen könnte. Aber ihre Worte und die Unterredungen, welche ich mit Herrn v. Sourzac, ihrem Verwandten, den sie herführte, und mit dem Herrn Pfarrer hatte, nebst dem Katechismus, belehrten mich über Alles — und Alles ist so einfach und so gut!"

„Eines Tages sagte sie zu meiner Schwiegertochter: Schmückt die Stube aus, so gut Ihr könnt, und Ihr, Vater Gerhard, bereitet Euch, unser Herr will selber zu Euch kommen! — Ach nun, da mir diese Gnade widerfahren, und ich den Herrn gesehen, kann ich wie der alte Simeon sagen: Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren. Ich habe nun genug gelebt, ja ich wünsche jetzt nichts mehr auf der Welt. — Der gute Gott rufe mich nun zur Rechenschaft. — Ich muß auch bitten für die gute Seele, die so viel für mich gebetet, und die mir nicht nur die wenigen

---

*) Diese Geschichte spielt in Paris, einer Weltstadt wo dergleichen keine Seltenheit ist.

Tage, die ich noch auf dieser Erde zu leben habe, versüßen, sondern auch die selige Ewigkeit, wohin ich gehen werde, sichern sollte.

Der Greis schwieg. Versunken in Gedanken, überdachte ich still die wunderbaren Fügungen Gottes. — So wirkte ein Engel des Wohlthun's.

---

## 22.

## Des Priesters Rache.

Wir warteten an der Station R . . . . auf den Abgang des Zuges. Die ziemlich große Menge der Wartenden bestand aus Personen jeden Standes und Alters. Es war ein lebhaftes Durcheinander lauter und flüsternder Stimmen, zärtlichen und stürmischen Abschiednehmens. Die größte Menge befand sich nicht in den Wartesälen, sondern in den großen Vorhallen, wo auch die Billetschalter waren.

Jetzt traten auch zwei Priester herein. Sie sahen sanft und freundlich aus und gingen ruhig und bescheiden bis in eine Ecke des großen Raumes, wo sie sich auf einer Bank niederließen. — Drei junge Leute in guten Kleidern aber mit rohem Aeußern pflanzten sich in der Nähe dieser geistlichen Herrn auf und ergingen sich in beleidigenden Worten. — Die Priester schwiegen geduldig und würdevoll. — Dadurch noch mehr ermuthigt, machten die jungen Herren allerlei schlechte Witze, an denen sonst nur Gassenbuben und schlechtes Gesindel sich zu ergötzen pflegen.

Plötzlich erhob sich ein Greis, ging raschen Schrittes bis vor die Geistlichen, wandte sich dann um und sagte mit fester Stimme zu den jungen Laffen:

„Machen Sie sich hier fort! Wenn Sie jetzt noch so Etwas sagen, beleidigen Sie mich, und ich werde mir es nicht gefallen lassen!“

Unter den zahlreichen Umstehenden, die das hörten, entstand plötzlich eine große Stille; sie stutzten überrascht, schienen aber das Auftreten des Alten zu billigen und Respekt vor ihm zu bekommen. Dieser ging mit erhobenem Haupte und gekreuzten Armen vor den Priestern auf und ab, strenge, stolze Blicke auf die Spötter werfend.

Die vorhin so vorlauten Schwätzer aber waren jetzt ganz kleinlaut geworden, brummten unverständliche Worte vor sich hin und verschwanden dann beschämt in der Menge.

Der Greis ging ruhig auf seinen Platz zurück, ohne mit den Geistlichen ein Wort gesprochen zu haben. Sein schneeweißes Haar, seine faltenreiche Stirne ließen auf siebzig Jahre schließen. Sein glattrasirtes Gesicht und seine gute aber einfache Kleidung deuteten auf einen Mann aus dem ordentlichen Bürgerstande.

Ein schriller Pfiff verkündete die Ankunft des Zuges, und Alles eilte mit dem Handgebäcke auf den Perron. Der alte Herr überzeugte sich, daß die beiden Geistlichen nicht in demselben Coupe mit den Spöttern saßen, und sprach dann noch einige Worte mit dem Zugführer.

Der Zug, mit dem wir weiter reisen wollten,

war noch nicht da. Zu meinem großen Vergnügen setzte sich der alte Herr neben mich auf eine Bank. Ich hegte den heißen Wunsch, ihn näher kennen zu lernen. Nach einer Weile suchte ich die Unterhaltung auf den vorhergegangenen peinlichen Vorfall zu leiten. Ich war noch älter als er und konnte daher damit beginnen, mein hohes Alter und meine Gebrechlichkeit hätten mich verhindert, für die Priester einzutreten. Er schwieg wieder eine Zeit lang und fragte mich dann, wie alt ich sei.

„Vierundachtzig Jahre," mußte ich antworten, „und ein Clericaler bin ich, wie Sie ja auch, nicht wahr?"

Er lächelte und sagte dann: „Um die Partei, zu der man gehört, handelt es sich hier nicht. Hören Sie einmal, was ich Ihnen jetzt erzähle, dann wissen Sie, warum ich mich der Geistlichen annehme, wo ich kann!" Und nun erzählte er:

„Es ist fast ein halbes Jahrhundert her, als ich Geschäftsreisender war und einen großen Theil meines Lebens im Postwagen zubrachte. Ich war ein lustiger Kamerad, schwätzte über viele Dinge, von denen ich nichts verstand, schimpfte mit auf weltliche und geistliche Obrigkeiten, besonders aber auf die Geistlichen.

Eines Tages war der Postwagen überfüllt mit Reisenden, mehrere Reisende meines Standes und meiner Gesinnung, Frauen und Kinder und auch ein Pfarrer füllten das Vorder-Coupe und den Hauptwagen. Der Geistliche war schon wiederholt der Gegenstand unserer Spötteleien gewesen. Am Abend kamen wir zu L . . . . an und

logirten sämmtlich im Post-Hotel „zum weißen Roß". — Meine Collegen und ich hörten auch beim Abendessen nicht auf, Religion und Geistliche zu verspotten, und ich sah, wie dem beleidigten Pfarrer Thränen in die Augen traten. Die andern Gäste schwiegen, und der Priester stand auf und verließ das Speisezimmer.

Das geräumige Hotel war ein alter Holzbau. Es war überfüllt, und meine Collegen und ich erhielten ein geräumiges Zimmer mit vier Betten im obersten Stock. — Wir hatten dieses Zimmer gewählt, weil wir da Platz hatten für unsere vielen Reisekoffer und Musterkarten. Wir sangen und schwätzten, bis wir einschliefen.

Auf einmal weckte uns der Ruf: Feuer, Feuer! Als wir erwachten stand schon das Haus in Flammen, es krachte an allen Enden. Es war ein schrecklicher Lärm, man schrie, jammerte, weinte. Beim Versuche, aus dem Zimmer zu flüchten, strauchelte ich über eine Kiste, fiel unglücklich und zerbrach mir den Fuß über dem Knöchel.

Fehendlich rief ich meine Kameraden an: „Helfet mir! Verlaßt mich doch nicht!" Einer rief: „Die Treppe stürzt ein, fliehe, wer kann! Jeder ist sich selbst der Nächste!" und alle drei verschwanden. Ich sah die Flammen in das Zimmer dringen, brennende Vorhänge flatterten mir um den Kopf. — Ich schleppte mich unter gräßlichen Schmerzen an meinem Fuße nach der Thüre und schrie um Hilfe, sah aber nur ein Feuermeer.

Da hörte ich laut rufen: „Kommen Sie doch

zurück, es ist ja nicht möglich, Sie gehen in den sicheren Tod, die Feuerwehr wagt es ja nicht."

Da plötzlich stürzt sich ein Mann in's Zimmer über die baufällige Mauer, aus welcher die Fenster schon weggebrannt waren. — Von Rauch geschwärzt, mit versengten Kleidern, am Kopfe blutend, ergreift er mich, hebt mich auf seine Schulter, erfaßt ein Seil und schwingt sich mit mir hinunter.

Ich erkannte den verspotteten Priester aus dem Postwagen und verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, war ein Wundarzt mit mir beschäftigt. Ich lag am untersten Ende eines Gartens auf Stroh; und viele Leute standen um mich herum. — Ich öffnete die Augen und schloß sie wieder, ich hörte und verstand genau die Reden der Umstehenden.

Mehrere Passagiere waren umgekommen, viele verwundet. Das Lob des Priesters war in dem Munde Aller. — Mit der höchsten Gefahr seines eigenen Lebens hatte er seinen — Verfolger und boshaften Spötter gerettet. — Man hatte ihn in's Spital gebracht. Sein Körper war nur eine Wunde, besonders seine Arme mit Brandwunden bedeckt, seine Augen litten schrecklich.

Sobald ich meinen Fuß gebrauchen konnte, hinkte ich in das Spital. Ich weilte lange neben dem Bette des edlen Mannes, ohne ein passendes Wort finden zu können. Endlich sagte ich: „Verzeihen Sie mir, hochwürdiger Herr! und empfangen Sie meinen herzlichsten Dank! — Meine Genossen hatten mich verlassen, und Sie haben mich Un-

würdigen gerettet, mit Gefahr Ihres eigenen Lebens. Verzeihen Sie mir!"

Der leidende Priester zeigte auf ein Crucifix neben seinem Lager und flüsterte: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern."

Fast fünfzig Jahre sind verflossen seit jener Schreckensnacht! — Begreifen Sie jetzt, warum ich jede Gelegenheit ergreife, genug zu thun für meine Sünden und die Priester zu beschützen?"

Tiefbewegt ergriff ich seine Hand und sagte: „Das ist die Geschichte vieler Menschen. Sie setzten ihr Vertrauen auf Solche, welche sie zur Zeit der Noth im Stiche lassen, — verfolgen und verschmähen aber diejenigen, die sie retten können und wollen!"

---

## 23.

## Der Geldteufel.

Unter dem Schatten einer mächtigen Linde die draußen vor dem Westthore des Landstädtchens L. am Kreuzwege steht, saßen an einem schönen Sonntag-Nachmittag mehrere ehrsame Bürger des Städtchens und plauderten nach alter Gewohnheit. Was Brauch gewesen in ihren jungen Jahren, und wie die Weltläufe sich unter ihren Augen gestaltet, und was man erfahren zwischen vielem Leid und mancher Freud — das war gewöhnlich der Gegenstand der Unterhaltung dieser alten Bürger, bei denen es, Gott sei Dank, noch nicht Mode geworden, den lieben Sonntag im Wirths-

hause herumzusitzen und dort bei Trank und Spiel die Köpfe zu verbosen und den Geldbeutel unnöthig leichter zu machen. Auch hatten sie glücklicher Weise noch nicht gelernt, Sonntags die ganze Familie, Groß und Klein aufzupacken und mit ihr die öffentlichen Vergnügungsorte zu besuchen, um dort sich breit zu machen und vom sauren Schweiß der Woche über Maaß und Billigkeit zu verzehren. Nachbarn und Bekannte schlenderten nach dem Nachmittags-Gottesdienste lieber um's Städtchen, gingen durch die dort angelegten Gärten, theilten einander guten Rath im Pflanzen und Pflegen der Gewächse mit und setzten sich dann irgendwo zusammen, um im traulichen Wechselgespräch sich die Zeit zu vertreiben und dabei die alte gute Freundschaft wach zu erhalten. Vor dem Westthore bot die alte Linde ein so willkommenes Ruheplätzchen dar, und fand sich dort in der Regel eine Kameradschaft alter Knaben zusammen.

Da saß der vielgereiste Maurermeister Klaus mit den klugen Augen und den schweigsamen Lippen, über die selten ein unüberlegtes Wort kam: der kahle Steffen, der die Franzosenzeit wie das ABC kannte; der Krämer Andres, der sein Lebtag schon so viel Butter- und Käsepapier durchstudirt hatte, ohne gerade vom Lesen viel klüger geworden zu sein, dabei aber die Genealogie der sämmtlichen Einwohner des Städtchens bis über den siebenjährigen Krieg zurück an den Fingern herzählen konnte; der Schmiedmeister Franz mit seinem derben Verstande und seinen launigen Einfällen, ein kräftiger Sechziger mit

grauen Haaren und tüchtigen Schmiedsfäusten, der beliebteste Meister im Städtchen; ab und zu noch ein halbes Dutzend Anderer von geringerem oder größerem Gewichte, Alle aber ordentliche Christenmenschen und tüchtige patriotische Bürger von L., deren gemeinschäftlicher Aerger endlich nur der war, daß die nachwachsende Jugend nicht mehr in ihren Schuhen gehen wollte.

An jenem Nachmittage nun saßen die Genannten wieder unter dem Lindenbaume, und was die ganze Bevölkerung des Städtchen bereits eine volle Woche beschäftigt hatte, war auch der Gegenstand der Besprechung unter der Linde.

Ein armer Handwerker aus dem Orte hatte eine für ihn namhafte Summe in der Lotterie gewonnen, bei der Kunde von seinem Glück das Werkzeug, das er eben in der Hand hielt, zum Fenster hinausgeworfen, sich ganz närrisch geberdet und drohte nun gar, mit ein paar hundert lumpigen Thalern den großen Herrn zu spielen. An demselben Sonntag hatte er Morgens schon hinter der Weinflasche gesessen und seine Kameraden flott traktirt, er hatte den ganzen Tag schon Baupläne im Kopfe und verstand, merkwürdiger Weise, plötzlich Alles so gründlich, daß kein Mensch mehr mit ihm auskommen konnte. Nun hatte Jeder von denen unter der Linde, die nämlich Alle nicht so leicht zum Gelde gekommen waren, einen guten Rath bei der Hand, was der glückliche Schuster mit dem Gelde eigentlich anfangen sollte, wobei es nur Schade war, daß der Glückliche selber all die guten Räthe weder hörte noch annahm.

„Ein so großes Glück," meinte der Krämer Andres, „und keinen Verstand es zu gebrauchen! Ich sollte das Geld gewonnen haben, ich wüßte es besser anzuwenden."

„Ja, der Unverstand hat das meiste Glück," warf der kahle Steffen ein, „gescheidte Leute gewinnen selten im Spiele."

„Nun, mit der Gescheidtheit im Glück ist's nicht weit her," setzte der Schmied Franz berichtigend hinzu; „der Schuster war vor seinem Glück nicht gerade ein dummer Kerl, führte seinen Hausstand und einen Discurs über's Handwerk löblich, ungefähr wie andere gescheidte Leute auch. Daß das Geld über ihn Macht gewonnen hat und ihn zum Narren machte, ist gerade nichts Ungewöhnliches, könnte vielleicht dir, Andres, trotz deiner guten Rathschläge auch noch passiren, was Gott gnädig von dir abwenden wolle."

Das wollte dem Krämer Andres nicht in den Kopf, und als der Meister Schmied darauf bestand, daß es wenige Leute gebe, die unverhofftes Glück zu tragen im Stande seien, und noch wenigere, die das Geld nicht zu Narren mache, da meinte der Krämer Andres endlich, ob er, der Schmied Franz, da er immer nur von Anderen spreche, sich selbst diesmal wider seine sonstige Gewohnheit ausnehme.

Der alte Meister Franz rückte auf seinem Sitze eine Weile hin und her, wie er gewöhnlich that, wenn er erzählen wollte, sah eine Weile schief hinaus nnd sprach dann vor sich hin:

„Am täglichen mit sauerem Schweiß erworbenen Brode hängt Segen und Zufriedenheit:

am bloßen Gelde, besonders wenn es wie über Nacht in's Haus kommt, hängt etwas Unheimliches, wie vom Teufel, das keine Ruhe hat und keine Ruhe läßt. Davon weiß ich ein Liedchen zu singen. Mich erinnert die Geschichte des glücklichen Schusters an eine Begebenheit in meinem Leben, die ich jetzt in meinen alten Tagen um so offenherziger erzählen kann, als sie mir hoffentlich keine Unannehmlichkeiten mehr macht."

Er klopfte seine Pfeife aus, stopfte sie auf's Neue und setzte bereits während des Feuerschlagens seine Person zum Erzählen zurecht. Die Anderen rückten näher zusammen.

„In den ersten Jahren meiner Ehe und meines Meisterstandes wohnte ich, wie Ihr wisset, in D., wo ich mir ein kleines altes Haus gekauft hatte, worin ich mit meiner Elsbeth, Gott hab' sie selig, zu wirthschaften und zu arbeiten begann. Wir beide hatten damals wenig Zucker zu klopfen, denn die Zeiten waren schlecht, der Meister war noch jung, und unser beiderseitiges Vermögen hatte nicht einmal hingereicht, das Häuschen zu bezahlen und uns nothdürftig einzurichten. Wir arbeiteten Beide aus Leibeskräften, gewannen aber kaum soviel, unsere Haushaltung gehörig im Gange zu erhalten und uns so zu stellen, daß fremde Leute unsere wirkliche Armuth nicht merkten. Als Bursche habe ich mehr Bier getrunken, als in jenen Tagen, und wahrlich viel fröhlicher in die Welt geschaut, als ich als junger Hausvater vermochte. Wir arbeiteten fleißig, vertrugen uns christlich, trotzdem daß manche rosige Hoffnung, die wir vor der Ehe gehegt hatten, noch

immer auf die Erfüllung warten ließ. Das wahre Eheglück schlägt in der Regel auch dann erst aus, wenn die ersten Rosen verblüht sind. Die gute Elsbeth — (Meister Franz lüftete den Hut) — war eine tüchtige Hausfrau, gegen die ich gar nichts einzuwenden hatte, als daß sie nach meiner Meinung das Geld etwas zu sehr liebte, und die es deshalb immer anzustellen wußte, daß ich selbst Sonntags nicht in's Wirthshaus kam. Ich wäre aber zuweilen sehr gerne dabei gewesen, um, wie ich meinte, die jugendliche Art nicht gar zu früh einzubüßen, und ertrug diese Einschränkung nur mit großer Mühe. Wenn ich dann die Wirthshausmucken blicken ließ, verdoppelte sie nicht gerade ihre Zärtlichkeit, um mich zu Hause zu halten, sondern rechnete mir jedesmal vor, was uns alles noch fehle, und wie sauer es werde, die Groschen erst in's Haus zu bringen, sie hinauszutragen sei gar leicht. Als Trumpf setzte sie dann wohl noch ein Gesicht auf, das im schlimmsten Falle auf bös Wetter deutete, so daß der Franz doch lieber daheim blieb, mochte er das Brummen auch nicht verwinden können. Hatten wir aber zusammen unser Abendgebet gehalten, war Alles wieder vergessen. Wir liebten uns viel zu sehr, um uns lange gram zu sein, und waren zu gottesfürchtig erzogen, um nicht zu wissen, was sich für christliche Eheleute schickt."

„So hatten wir uns in theueren, schlechten Tagen eine Zeit lang mit Ach und Krach durchgebracht, in der ich endlich doch nur den rechten Arbeitsmuth behielt, weil meine Frau das Sparen so ausgezeichnet verstand, als uns etwas passirte,

was uns aus lauter Glück fast völlig ruinirt hätte. Noch jetzt denke ich an die Geschichte mit Scham zurück, obwohl sie mir hintennach wohl ihre Zinsen gebracht hat. Ihr werdet dann auch, wenn ich diese Begebenheit erzählt habe, gewahr werden, warum ich als fertiger Meister mit Weib und Kind mich hier niederließ, was dazumal viele Leute nicht recht begreifen konnten.

„Eines Tages rief mich die Frau in den Keller, um ihr einen Hacken in die Mauer zu schlagen, woran sie, ich weiß nicht mehr was, befestigen wollte. Ich lasse das Feuer auf der Esse brennen, die Hausthüre offen stehen und gehe eiligst in den Keller hinab, prüfe zufällig mit dem Hammer den Fleck an der Mauer, wohin meine Frau den Hacken eingeschlagen haben will, und erschrecke fast vor dem sonderbar hohlen Ton, den der Schlag auf die Mauer verursachte. Ich klopfe zwei — dreimal — immer stärker, und gewiß war es, die Mauer war hohl, denn immer dumpfer hallt der Ton zurück. Meine Elsbeth schaute verblüfft auf die Mauer, wechselte die Gesichtsfarbe, ließ die in die Seite gestemmten Arme nachlässig herabfallen und begann am ganzen Leibe zu zittern. Ich selbst fühlte eine nie gekannte Aufregung von Herzen aus durch den Körper sich verbreiten."

„Hörst du, die Mauer ist hohl! — rief ich in steigender Erregung und schlug fortwährend mit dem Hammer an die Mauer. Dann beschaute ich die Mauerfügungen, und richtig, wo ich den Mörtel heruntergeschlagen, glaubten wir ein später zugemauertes Loch zu bemerken. Da steckt ein

Schatz! Da steckt Geld! murmelte meine Elsbeth und bereits perlten die Schweißtropfen ihr von der Stirne. — Lauf schnell hinauf, Elsbeth, schließe die Hausthüre, zünde die Lampe an und bring das Brecheisen und den Spitzhammer mit, — bedeutete ich meiner Frau, — ich will währenddem die Kellerlucke verstopfen. — Elisabeth war nie so hurtig hinter dem Gebot des Mannes her gewesen, wie in diesem Augenblicke. Daß hinter der Mauer ein Schatz verborgen sei, schien uns beiden gewiß, und schon schimmerten Haufen Goldes uns vor Augen."

„Aber warte ja, bis ich wieder da bin!" rief Elsbeth im forteilen mir noch hastig zu, während ich mit mörderischen Schlägen auf die zerbröckelnde Mauer loshämmerte. — „Hörst du, warten sollst du, bis ich wieder da bin!" kreischte Elsbeth mehr als sie rief, da sie bereits oben im Hausflur stand und nicht eilig genug die Hausthüre zuschlagen konnte. In dem Augenblicke lag mirt gar nichts an meiner Frau, an der ganzen Welt lag mir nichts, ich schlug blos aus Leibeskräften auf die Steine, die da und dort bereits in Stücke sprangen. Wie ich ausgesehen, weiß ich nicht aber ich meinte doch, die Augen hätten mir zolldick vor dem Kopfe gestanden, auch rann mir der Schweiß in Strömen von der Stirne, während ich in fieberhafter Bewegung am ganzen Leibe zitterte. Wie im Traume hörte ich, daß Elsbeth oben in der Schmiede das Eisenzeug zusammenraffte und im kreischenden Unwillen über die Lampe tobte, die der Zugwind eben ausblies, als sie damit die Treppe hinab eilen wollte.

Dann rief noch Jemand von der Straße zur Schmiede herein. Meine Frau gab keine Antwort, sondern eilte bald darauf mit der wieder angezündeten Lampe so hastig die Kellertreppe hinab und ließ dazu die Thüre so gewaltig nachfallen, daß die Lampe zum zweitenmale verlosch, so daß wir Beide in der dichtesten Finsterniß im Keller standen. Meine Frau kreischte laut auf vor Zorn, ich fluchte wie ein Heide gegen alle Gewohnheit. Indem Elsbeth das Eisenzeug zur Erde warf, versuchte sie die Kellerthüre aufzuheben, um die Lampe auf's Neue anzuzünden. Ich mußte ihr helfen, so ungeschickt war sie geworden."

„Daß du aber ja wartest, bis ich wieder komme!" herrschte sie mich an." — „Mach' nur vorwärts, dummes Weibsbild!" war meine Antwort. Derartige Komplimente hatten wir uns noch nie gemacht. — Ich im Sturmschritt wieder an die Mauer, in die ich bereits ein Loch gehauen, groß genug, um mit der Hand in die Vertiefung zu dringen. Richtig, ich tastete auf ein Gefäß, das mit einer Schieferplatte bedeckt war, schob diese zurück und — wer beschreibt mein wüthendes Entzücken — ich hatte die Hand bereits in den Geldstücken stecken, womit das Gefäß bis über die Hälfte gefüllt war. War's doch gerade, als ob ich in ein sengendes Feuer getastet hätte. Ich that einen frischen kühnen Griff, zog den geschundenen Arm heraus und prüfte meine Beute zwischen den Fingern. Das mußten vollwichtige gute Kronthaler sein, die ich flugs in die Hosentasche gleiten ließ. Zum zweiten und

dritten Male griff ich in den Schatz und suchte meine Taschen zu füllen, bevor Elsbeth wiederkehrte. Das gelang auch. Warum ich es that, wußte ich nicht klar, aber in solchen Momenten arbeiten sich mit einer Leidenschaft gleich ein halbes Dutzend anderer aus dem Abgrunde des Menschenherzens heraus und schreien nach Befriedigung. Es ist in der That, als werde dann der Mensch von bösen Geistern regiert."

„Was ist's? Was ist's?" keuchte Elsbeth die Kellertreppe herunter, die brennende Lampe in der Hand, als ich eben zum dritten Male meine Diebsgelüste befriedigen wollte. — „Du solltest ja warten, hab ich gesagt!" — „Geld, Geld!" stöhnte ich und rappelte dabei unten in den Kronenthalern. Die volle Hand hielt ich meiner Frau hin, die mit zückender Gier danach griff und beim Schein der Lampe die alten Kronenthaler besah. Ihr Stirnhaar hob sich dabei in die Höhe. Ich ergriff nun das Brecheisen, riß noch ein paar Steine aus der Mauer und ergriff dann mit der vollen Faust das eiserne Gefäß, einen ziemlich tiefen Kessel in der Mauervertiefung, hob ihn in die Höhe, zerrte ihn mit beiden Händen durch das Loch und stellte ihn dann zu meinen Füßen nieder. Er enthielt noch immer eine schöne Zahl guter alter Kronenthaler, trotz der Beute, die ich bereits in der Tasche trug."

„Nun haben wir Geld! Nun sind wir reich!" jubelte meine Frau in wilder Freude, während ich mir mit der Hebung des Schatzes zu schaffen machte. Dabei trippelte und tanzte sie vor Geld-

begier auf dem Flecke herum, wo sie stand. Ich war stumm vor Aufregung. Während ich den Kessel niedersetzte, fielen mir ein paar Goldstücke aus der überfüllten Tasche; Elsbeth, deren Augen wie die einer Katze funkelten, hatte es sofort bemerkt und das Geld aufgehoben, machte mir dann aber eine Faust, deren Bedeutung ich nicht sofort verstand. Kaum aber stand der Kessel da, als Elsbeth mit beiden Händen in die schimmeligen Kronenthaler fiel, ihre erste Geldlust zu befriedigen. Geldlust und Zorn über mein Weib erfaßt mich, ich greife nach dem Kessel, um ihn meiner Frau zu entreißen. Meine Fäuste faßten kräftig an: zornsprühend griff aber nun auch Elsbeth nach dem Kessel, keineswegs gewillt, die Beute fahren zu lassen. Aus Leibeskräften riß der Eine her, die Andere dorthin, da jedes gerne allein Herr und Meister über die Beute sein wollte. Daß wir Mann und Frau seien, hatten wir über dem verteufelten Gelde rein vergessen. Während wir uns wie die Narren herumzerren, bricht der stark verrostete Henkel und Kessel und Kronenthaler rollen im Keller herum. Weib und Mann lagen sich nun in den Haaren und theilten sich die ersten Püffe aus — damals im Keller, als sie anfingen, reich zu werden. — Ueber die Katzbalgerei hatten wir nicht gehört, daß man schon seit geraumer Zeit oben an der Hausthüre klopfte und spektakelte. Lautes Pferdegewieher und die durchdringende Stimme unseres Nachbars, der sich mit dem Reiter über mein Zuhausesein stritt, machte mich endlich doch auf die obere Welt aufmerksam. Ich ließ meine Frau los.

Wir schauten uns halb grimmig, halb verblüfft an; so etwas war uns doch sonst im Traum nicht eingefallen."

„Geh und öffne die Hausthüre!" befahl ich barsch meiner Frau.

„Damit du das Geld wieder versteckst! Was geht mich die Schmiede an?" kreischte die zerzauste, wie eine Hexe aussehende Elsbeth.

„Es klopfte oben stärker, denn der Nachbar behauptete steif und fest, ich müsse zu Hause sein, denn vor wenigen Minuten sei ich noch in der Schmiede gewesen, und brenne ja das Feuer noch auf der Esse, wie er durch das Fenster sehen könne. Ich ließ also Frau, Geld und Kessel im Stiche und stieg in's Haus hinauf, die Hausthüre zu öffnen. Der Reitknecht des Grafen W. hielt vor der Schmiede und wollte das Leibpferd des gnädigen Herrn sofort beschlagen haben. Ich, in sinnverwirrender Aufregung, fuhr den Diener barsch an; der war auch nicht maulfaul, spottete und stichelte dazu über meinen geschundenen Arm und das zerkratzte Gesicht, was er alles wirklich auf einen Faustkampf mit meiner theueren Ehehälfte deutete, und so waren wir nahe daran, uns in der Schmiede thatsächlich zu Leibe zu gehen, wenn ich den Nachbar nicht gescheuet hätte, der höchlich verwundert über meine Frechheit vor seiner Hausthüre stehen blieb und wie schadenfroh an dem Gezänke sich zu ergötzen schien. Unter Fluchen und Schimpfen beschlug ich das Pferd, dem ich bei dieser Gelegenheit den Huf vernagelte, dadurch hintennach gar viel Verdruß

einerntete und — die gräfliche Kundschaft verlor, die beste, die ich hatte."

„Während ich mit dem Pferde zu schaffen hatte, war von Elsbeth nichts zu hören und zu sehen. Mein Zorn, den ich an dem groben Reitknechte nicht nach Herzenslust hatte auslassen können, wandte sich nun um so heftiger gegen mein Weib. Zerschunden und zerkratzt sah es allerdings aus, und hatte die Stichelei des Reitknechts mein Blut vollends in Wallung gebracht. Sobald die Arbeit gethan war, schloß ich die Hausthüre ab und stieg mit kaum verhaltenem Ingrimm in den Keller hinunter. Was aber da mein Auge sah, war geeignet, mich auf andere Gedanken zu bringen. — Mitten im Keller hatte Elsbeth gleich nach meinem Weggehen die Geldstücke in Eile zusammengerafft und saß nun wie eine leibhaftige Hexe auf dem Geldhaufen, die noch brennende Lampe zu ihren Füßen. Wirr hing ihr das aufgelöste Haar um die bleichen Schläfe, während ihre Augen wie im Wahnsinn glänzten. Sie sah mich mit stieren Blicken die Kellerstiege hinabsteigen, zog sich dann enger zusammen und krallte, als ich mich näherte, die Hände um die umherliegenden Geldstücke. Ein dumpfes, kreischendes Wimmern entfuhr ihren zuckenden, bebenden Lippen. Mich selbst durchrieselte ein nie gekanntes Entsetzen vor meinem eigenen Weibe, mein Zorn verwandelte sich jählings in Schrecken. Wahnsinnig! Wahnsinnig! dachte ich bei mir — aber so heftig, daß mir die schrecklichen Worte wie in gepreßten Seufzern entfuhren. Dann blieb ich verstummt vor meinem

Weibe stehen, die mit scheuen, unheimlichen Blicken zu mir aufschaute. An's Geld dachte ich nicht mehr, aber der endlose Jammer eines sinnverwirrten Weibes trat mir mit all seinen unausbleiblichen Folgen vor die Seele. Vor Leid hätte ich mir die Haare ausraufen mögen."

„Sind die Gendarmen fort?" fragte Elsbeth endlich ganz leise, während sie vor kindischer Furcht zitterte.

„Was, Gendarmen!" rief ich aus. „Dem Grafen W. habe ich ein Pferd beschlagen und mit dem Reitknecht gezankt. Wie kommst du doch an die Gendarmen? Steh doch nur von der Erde auf, Elsbeth; du siehst aus wie ein Unmensch. Du sollst ja Alles allein haben, stehe doch nur auf!" und ich reichte ihr freundlich die Hand.

„Du willst das Geld forttragen!" kreischte sie und wehrte mit beiden Händen ab, als ich sie mit sanfter Gewalt in die Höhe ziehen wollte. „Aber Elsbeth," rief ich ihr milde zu, „sei doch vernünftig, ich bin ja dein Franz! Wohin soll ich denn das Geld tragen? Du sollst ja allein Alles haben, stehe doch nur auf!" Mir war das Weinen näher als das Lachen, denn daß meine Frau an den Sinnen gelitten hatte, war ja offenbar. Eine unbeschreibliche Angst raubte mir selbst die Besonnenheit! Endlich gelang es meinen Bitten und Schmeicheleien, Elsbeth aufzurichten, doch wehrte sie sich mit allen Kräften aus dem Keller zu gehen. Es war, als wenn das Geld sie mit Höllenkraft festhalte. Ich wußte endlich keinen besseren Rath, als ihr alles umherliegende

Geld in die Schürze zu lesen und sie dann mit dem Schatze hinaufzubegleiten, damit wir beim hellen Tageslicht unseren Reichthum überzählen könnten. — Kaum oben wollte sie wieder mit dem Gelde in den Keller, um es dort zu verbergen. Also ging ich mit meinem armen Weibe wieder in den Keller; dort thaten wir das Geld wieder in den Kessel und den Kessel mit dem Gelde wieder in das Mauerloch, das wir sogar wieder verstopften. Jede meiner Bewegungen beobachtete Elsbeth mit argwöhnischen Blicken, sie traute mir nicht. Auch die Kellerthüre mußte ich noch verrammeln, durfte die Hausthüre nicht öffnen, damit nicht fremde Leute in's Haus kämen und nun folgte mir Elsbeth erst in die Wohnstube. — Ich selbst fühlte mich in dem Stübchen wieder daheim. Was eben im Keller vorgegangen war, dünkte mir ein böser Traum, ich fing schon an, das Geld zu verwünschen. Aber im Gehirne Elsbeths ging's immer unheimlicher zu, allerlei Gefahren für den Schatz tauchten in ihrer Einbildung auf, welche sie in krankhafter Aufregung zu entfernen trachtete. Ich that Alles, sie zu gewöhnlichen Gedanken zurückzubringen; ich redete von allerlei Dingen, wie sonst, sie hörte nicht auf mich. Ich forderte sie auf, für das Abendessen Sorge zu tragen, sie hatte keinen Hunger und rührte sich nicht von der Stelle. Ich holte das Kind aus der Wiege und reichte es ihr. — Die Muttergefühle erwachten. eine Weile wurde sie milder und ruhiger, legte das Kind dann, aber mechanisch, an die Brust und schaute wieder stier und brütend vor sich hinaus. Ich war ganz

rathlos, was mit ihr anfangen, ging endlich selbst in die Küche und sorgte für das Abendessen, fertigte die anklopfenden Leute ab und sann und dachte nach, wie ich doch meine arme Frau wieder zur gesunden Vernunft zurückbringen solle. Da habe ich denn endlich in meiner Herzensangst gebetet, wie in meinem ganzen Ehestandsleben nicht, und in der That, Gott hat mein Gebet erhört, wenn auch in seiner eigenthümlichen Weise. Elsbeth ließ bei meinem Gebete die Hände gleichgültig in den Schooß sinken und ihre Lippen regten sich kaum; dafür schrack sie bei dem geringsten Geräusche zusammen und hielt bei offener Stubenthüre immer die verschlossene Kellerthüre im Auge. Erst als es Nacht wurde und Alles auf der Straße still ward, vermochte ich sie zu bewegen, sich in's Bett zu legen. Ich selbst war ungewöhnlich müde, so hinfällig wie nach der schwersten Arbeit nicht. In der Nacht erwachte ich, — Elsbeth hatte die Schlafkammer verlassen. Ich fand sie im Keller neben dem verwünschten Mauerloch sitzen. Mit Mühe brachte ich sie zurück, hielt aber nun selbst Wache. — In all der Aufregung, die mich selbst fast sinnlos machte, hatte ich den wirklichen Zustand meiner Frau gar nicht erkannt; erst als ich neben ihr am Bette saß und ihre heiße aber trockene Hand in der meinigen hielt, gewahrte ich allmählich, daß ihr Puls in fieberhafter Aufregung schlug. In raschen Uebergängen brach das Fieber wirklich in seiner vollen Gewalt aus, und der helle Tag fand mich bereits am Krankenbette meiner Frau, die ich kaum mehr allein in Ruhe zu halten vermochte.

Die sinnlosesten Phantasien trieben ihren aufgescheuchten Geist in rastlosem Wirbel umher, so daß mir selbst oft in ihrer Nähe graute. Ich stand, ein geschlagener Mann, an ihrem Lager und wußte weder aus noch ein. Nun bin ich so arm und elend daran gewesen, als damals, als ich den Schatz im Keller liegen hatte.

„Von Stund an brannte auf der Esse kein Feuer mehr, denn jeder Hammerschlag regte meine unglückliche Frau immer wieder auf's Neue auf; ja ich mußte in die Nachbarschaft gehen, damit die Leute doch ja keinen Lärm machten, der bis in die Krankenstube drang. Man konnte gar nicht begreifen, wie eine Frau so plötzlich schwer erkranken und ich dabei so zerzaust aussehen könne, denn die Spuren des Kampfes im Keller ließen sich nicht so leicht aus dem Gesichte wischen. Ich schämte mich entsetzlich und konnte doch auch nichts gestehen. Selbst der Pfarrer, den ich gleich zu meiner kranken Frau bitten ließ, und dem ich den nächtlichen Vorgang mit sammt der Schatzgeschichte haarklein erzählte, meinte, ich solle über das Geld nur reinen Mund halten, um meine gegenwärtige Lage nicht noch mehr zu verschlimmern. Der Arzt fand meine Frau in höchster Gefahr und rieth zu sorgsamster Bewachung, der ich allein gar nicht gewachsen war. In der That hatte ich an den ersten zwei Nächten schon genug. Das Kind mußte ich in Pflege geben, Hilfe in's Haus nehmen, konnte endlich auch die nächsten Nachbarn nicht ganz von meiner kranken Frau fernhalten, und so geschah es denn, daß die Leute aus den Irreden meiner Frau,

die immer vom Schatze redete, vom Kellerloch, von Dieben, die ihr das Geld stehlen wollten, vom Manne, der sie geschlagen, von Gendarmen, die in's Haus zu dringen versuchten, vom Teufel, den sie auf der Kellerstiege gesehen u. s. w., auf gefundenes Geld riethen, was Ursache der Krankheit meiner Frau sei. Dazu hatte der Reitknecht des Grafen auch von seinem Abenteuer mit mir erzählt, der Nachbar hatte unser Absperren und Benehmen auch sonderbar gefunden; kurz, gar bald verbreitete sich das Gerücht im Städtchen, ich habe unermeßlich viel Geld im Keller gefunden, darüber sei meine Frau närrisch geworden, und nun fing die Plage an, sich zu vorhandenem Leid zu gesellen. Je mehr ich zurückhielt, um so schlimmer wurde die Sache, was ich endlich erzählte, glaubte man nicht, ich sollte und mußte steinreich geworden sein. Während ich voll Jammer und Leid am Bette meiner schrecklich leidenden Frau saß, selbst krank und halb verwirrt von vergangenem Schrecken und gegenwärtiger Angst, lief mir alle Welt über den Hals um Darlehen, um Hilfe in jeglicher Noth, und stellte sich eine so weitverzweigte Verwandtschaft bald bei mir ein, daß ich über all den Vettern und Basen fast vor meiner Frau den Verstand verlor. Gab ich nicht, was man verlangte, wünschte man mir oft genug noch dazu alles erdenkliche Böse an den Hals. Endlich schloß ich das Haus völlig ab und ließ nur solche Leute ein, die ich gar nicht missen konnte. Wäre ich nur von vornherein so gescheidt gewesen.

„Bis in den dritten Monat hinein schwebte

meine arme, gute Elsbeth, die ich immer mehr lieb gewann, je mehr sie litt, zwischen Leben und Tod. Ihr Geist glich einem steuerlosen Schiff, das von unsichtbarem Sturm auf uferlosem Meere umhergetrieben, jeden Augenblick unter zu gehen schien und nur wie durch ein Wunder jeder nächsten Gefahr entrann, um immer neuen entgegengeschleudert zu werden. Der Arzt that, was er konnte, nur war das unter den gegebenen Umständen nicht viel. Die beste Medicin für sie, meinte der verständige Pfarrer, sei neben sorglicher Pflege das Gebet, da in solchem Leid doch endlich nur Gott selbst helfen könne. Ich bin damals fromm geworden, wie ich noch nie gewesen war, und mild und weich wie ein Kind in all dem Leid, das mich umgab. Hatte ich Monate lang zwischen Furcht und Hoffnung über Leben und Sterben meiner Frau dahin gelebt in halber Betäubung, nur gehalten von der Kraft des Glaubens, den der gute Pfarrer immer wieder aufrichtete, wenn er zu sinken begann, dann saß ich noch einmal Monate lang an ihrem Lager und durfte kaum die Hoffnung aufkommen lassen, als bereits die Lebensgefahr verschwunden war, je meine Frau wieder in gesundem Zustande zu sehen. Leib und Seele schien in all dem langen Leiden so zerrüttet, daß sie wohl nie mehr zu recht gesunder Besinnung zurückzukommen schien. Bei völlig erschöpftem Körper ließ das Fieber nach, Elsbeth kehrte allmählich wieder zum Leben zurück; ihr Geist aber schien ein verirrtes Schaf in der Wüste, das den Rückweg zur heimathlichen Heerde nicht zu finden weiß. Ich saß traurig

ergeben an ihrer Seite und betete um Hilfe für sie und um Trost für mich; so wurden wir beide ruhiger. Auch ließ ich fleißig arme Leute für meine Frau beten und habe den Segen davon verspürt. Wie glücklich war ich, als endlich Elsbeth eines Morgens auf mein Gebet aufmerksam wurde, wie ein Kind sich nach mir umwandte, mich ruhiger ansah und allmählich in mein Gebet einstimmte, anfänglich nur mit abgerissenen Worten, mit zeitweiligen Unterbrechungen, dann mit ganzen Sätzen, so daß ich mich überzeugte, wie sie das Gebet verstand. So glücklich, wie ich in dem Momente gewesen bin, so selig und getröstet bin ich in meinem ganzen Leben nicht gewesen. Von nun an beteten wir wieder zusammen, und im gemeinsamen Gebet fand Elsbeth dann auch wieder die Fährte zum klaren Bewußtsein um ihre Umgebung.

„Fast ein ganzes Jahr hatte der Ambos geruht, war ich nur Krankenwärter gewesen, hatte aber während dem soviel gelernt, daß ich's bis heute nicht vergessen habe. Ueber dem Leid mit meiner Frau, der langen Krankheit und Arbeitslosigkeit waren die Kronenthaler, einer nach dem andern, zum Hause hinausgewandert. Mir lag wenig mehr an dem verwünschten Gelde, das ich zwar rechtmäßig besaß, das ich aber mit unchristlichem Herzen in Besitz genommen. Es ging richtig alles darauf, so daß, als ich das Feuer auf der Esse wieder anmachte, und der Hammer wieder auf dem Ambos erdröhnte, daß das alte Haus bis in den Keller hinein erbebte, ich kaum so viel übrig behalten, um meine Haushaltung

für die erste Zeit, wo sich Kunden wieder spärlich einstellten, zu versorgen. Daran lag nichts. Ich dünkte mich glücklicher als ein König, als ich erst wieder arbeiten durfte, als Elsbeth, zwar noch schwach, aber doch schon mit freundlicher Miene durchs Haus ging, die kleine Küche besorgte, mir den kleinen Buben beim Tische herüberreichte und wir wieder im friedlichen Stübchen beisammen saßen, gerade unter dem Crucifix, wie ehemals in den ersten friedlichen, wenn auch harten Tagen unserer Ehe. Das war gewiß, selbsterworbenes Brod schmeckt am besten, selbstverdientes Geld hat doppelten und dreifachen Werth.

„Als ich hintennach ruhiger und christlicher über den ganzen Verlauf meines unglücklichen Glückes nachdachte — an's rechte Nachdenken bin ich am Krankenbette meiner Frau schon gekommen — hatte ich im Grunde nur Gott zu preisen, daß er das Unglück dem Glücke so rasch auf dem Fuße folgen ließ. Gerade durch die Krankheit meiner guten Frau sind wir beide wenigstens vor jener sündhaften Thorheit bewahrt geblieben, die gewöhnlich dem plötzlichen Glücke nachläuft und die uns Beiden schon im ersten Augenblick an's Herz gegriffen. Frech, hochmüthig, auffahrend, üppig, faul, oder hart und geizig sind wir nicht geworden. Vielmehr sind wir beide ruhiger, gesetzter, genügsamer und frömmer darüber geworden, und hatten wir damals bereits an unsrer ehelichen Liebe gefrevelt, dann hatten wir Gelegenheit genug, unsre Liebe auf's Neue gegen einander thätig zu machen und im Leiden für immer zu befestigen. Und in der That, seit jener

Zeit ist kein unebenes Wort mehr zwischen mir und Elsbeth gefallen.“ —

Meister Franz schwieg eine Weile. Die Erinnerung an jene Katastrophe in seinem Ehestandsleben hatte sein Herz tief aufgerührt, und er dachte mit stiller Wehmuth seines nunmehr verstorbenen trefflichen Weibes. An seinen Wimpern hing eine schwere Thräne. Die Nachbarn schwiegen auch, alle erriethen, was in Meister Franz vorging, und ehrten seinen Schmerz; wußten doch alle, mit welcher Liebe die beiden alten Eheleute einander zugethan gewesen und welche Wirkung es immer auf den Schmied machte, wenn er auf seine vor ein paar Jahren verstorbene Frau zu sprechen kam. Die treue Liebe bejahrter Eheleute ist mit einer eigenthümlichen Ehrfürchtigkeit angethan, vor der jedes bessere Herz sich beugt.

Der ernste Meister Klaus brach das Schweigen zuerst.

„Wie hing die Geschichte aber mit Euerer Uebersiedlung in unsre Stadt zusammen?“ fragte er bescheiden. „Ihr machtet uns vorhin darauf aufmerksam Meister Franz.“

„Das will ich Euch gerne mittheilen, liebe Nachbarn,“ fuhr der Schmied fort. „Als meine Elsbeth, Gott hab sie selig! aus ihrer schweren Krankheit wieder genaß, waren von der Schatzgeschichte im Keller nur dunkle, abgerissene Fäden in ihrem Gedächtnisse hängen geblieben, die man nicht anrühren durfte, wollte man ihre geistige Genesung nicht in’s Ungewisse hinaus verzögern. Ich glaubte sie bereits völlig hergestellt, als eine unvorsichtige Hindeutung auf jene Begebenheit sie

wieder der Art aufregte, daß ich den Ausbruch eines Fiebers zum zweiten Male fürchtete. In den Keller durfte ich sie gar nicht gehen lassen, der Ort wirkte immer erschütternd auf Elsbeth ein. Dabei wußten die Nachbarn auch nicht mit einer solchen Leidenden umzugehen, und hatte ich mancherlei Plage deshalb. Besser, glaubte ich, packst deine Sachen zusammen, verkaufst das Haus und siedelst dich anderswo an, wo dich Niemand kennt. Dort läßt man dich und deine Frau in Ruhe. Gott hat mich gut geführt, denn ich habe eine neue Heimath gefunden und gute treue Nachbarn und Freunde, einen Schatz, größer und segensreicher als jener im Keller zu D."

Die Gesellschaft stand auf, denn die Sonne ging eben unter. Man reichte sich die Hände, war der Segen einer Lebenserfahrung doch ein gemeinsames Gut geworden. Auf dem Heimweg meinte der Andres, man solle die Geschichte eigentlich dem glücklichen Schuster erzählen.

„Der sie nicht glauben, noch weniger sich zu Nutzen machen wird," versetzte der bedächtige Klaus. „Die Menschen werden selten durch fremden Schaden klug, die Glücklichen fast niemals. Beten wir lieber für ihn, daß sein gewisser Fall ihn zu einer wahrhaften Auferstehung gereicht!" Unter dem Thore trennte man sich. An demselben Abend aber saß Meister Franz wieder bei dem alten Crucifix in seiner Kammer und dankte Gott aus ganzer Seele für alle Leiden seines Lebens.

## 24.

## Meister Grün.

„Warum redest du nichts, Anna? Was hast du denn in aller Frühe wieder? Jetzt bin ich schon über eine Stunde auf, wir haben unser Frühstück genommen, ich will meine Arbeit beginnen, und noch immer ist keine Sylbe über deine Lippen gekommen?" fragte eines Montags Morgens mit heiserer Stimme Meister Grün seine schmollende Ehehälfte, welche still ihr Zimmer scheuerte und in Ordnung brachte.

Bei diesen Worten erhob sie sich, suchte absichtlich dem ausweichenden Blicke des schuldbewußten Mannes zu begegnen und stellte die naive Gegenfrage:

„Ei, warum fängt denn der Meister nicht zu reden an? Er hat doch ganz dasselbe Recht dazu wie ich, wenn anders sein Kopf nicht zu wüste ist. Ich dächte doch, er hätte gestern seine Gurgel genug genetzt, daß sie heute besser gehen könnte, als des Müllers Kammrad. Warum wartet Er denn gerade darauf, daß die Frau anfangen soll?"

„Weib, sage mir nicht mehr „Er!"" rief gekränkt der Meister. „Du weißt, daß ich dieses vermaledeite Wörtchen zwischen uns nicht vertragen kann, und so oft du dich ereiferst, liegt es in deinem Munde. Ich kann mir schon denken, warum du ein Gesicht machst und nicht reden willst. Ueber solche Kleinigkeiten könnte ich an deiner Stelle kein Wort verlieren; das sind doch

Dinge, die jedem rechtschaffenen Manne passiren können."

„So, jedem rechtschaffenen Manne passiren? Das ist wirklich etwas ganz Neues — und jeden Sonntag Abends so regelmäßig wie Du! Es ist doch ein rechtes Kreuz, daß Sonntag Abends der Wind den braven Männern die Hüte davon jagt, und wenn man sie des anderen Tages findet, nicht weiß, wer den andern verloren hat, ob der Herr den Hut, oder der Hut den Herrn. Selbst im Hause ist man nicht sicher, denn die Treppen wackeln hin und her, so daß die rechtschaffenen Männer hinunterpurzeln."

„Weib, jetzt sei ruhig!" drohte, tief gekränkt durch solchen Spott der Meister. „Wer hat mir etwas zu befehlen? In meinem Hause bin ich Herr und lasse mir einmal mein Sonntagsvergnügen nicht nehmen. Wenn ich die ganze Woche mich abgearbeitet habe, soll ich da auch noch Sonntags zu Hause hocken? Nein, meinen Feiertag will ich genießen!"

„Genießen und genießen ist zweierlei," bemerkte sanfteren Tones und mit thränenschwerem Auge Anna. „Das ist doch wahrlich kein Genuß in einem solchen Zustande nach Hause zu kommen? — Und wo ist denn dein wohlverdienter Wochenlohn? Schon heute Nacht durchsuchte ich deine Kleider, weil ich deine Dose nicht bemerkte, ich entdeckte aber keine Spur von Dose und Geld. In aller Früh war ich auf dem Wege, um das Verlorene zu suchen. Einen Hut ohne Herrn wohl fand ich, aber weder Dose noch Geld. Die

Erste ist verloren und das Letztere wieder in fremde Taschen geschlupft im leidigen Spiele."

„Immer ist man im Spiele nicht glücklich," entschuldigte sich der Meister, indem er selbst, aber vergeblich, seine Taschen durchsuchte, „ein anderes Mal gewinne ich das Doppelte wieder."

„Gewinnen und immer wieder spielen?" fragte bestürzt das arme Weib. „Gewinn ist da noch schlimmer als Verlust, weil an eine Besserung nicht zu denken ist. — Mit den rechten Lumpen spielst du schon, die führen doppelte Karten und geben sich Zeichen durch Finger und Spiegel. Allmächtiger Gott, was wird aus uns noch werden?" Thränen erstickten die Stimme des braven Weibes und der Meister war nicht im Stande sie zu trocknen.

„Sei ruhig!" besänftigte er wiederholt. „Du denkst auch immer gleich das Schlimmste."

„Jawohl! sei ruhig! Die ganze Woche über wird gespart an Weib und Gesellen und kaum das Nöthige gekocht. Ich wollte es nicht wagen, eine Tasse Kaffee zu trinken, das wäre Todsünde und Verschwendung, die das Haus in's Unglück stürzt. Sonntags aber verschwindet mit einem Schlage der ganze Wochenverdienst — und das ist dann Recht!"

In diesem Tone ging es noch lange fort, bis der Meister es vorzog, sich zu verlieren, aber so ungebessert, wie durch alle früheren, ähnlichen Auftritte.

*　　*
*

Meister Grün war, was man so sagt, keine beliebte Person im Orte. Allerdings that er Niemanden etwas zu Leide, aber sein stilles mürrisches Wesen war es, was gegen ihn einnahm. Darin aber waren Alle einig, daß er ein ganz tüchtiger Schuhmacher sei. Die ganze Woche über sah man ihn mit kräftiger Faust darauf loshämmern, weit ausholend die langen Drähte ziehen oder mit kundiger Hand den Gesellen das Leder zuschneiden, um nur ja bis Sonntag alle Kunden befriedigen zu können. Wenn dieser endlich kam, mußte der Lehrling für die gewöhnlichen Kunden austragen, der Meister selbst aber begab sich mit seinen blanken Fabrikaten zu den Honoratioren des Dorfes. Doch da gab's manchen schweren Streit, wenn der wohlverdiente Lohn verlangt wurde. Handeln wollten Alle, und wenn es am Ende auch nur einen Kreuzer galt.

Mit dem Systeme fester Preise kann sich bekanntlich Niemand weniger befreunden als die Landbewohner. Selbst bei einem 6 und 9 Kreuzer-Stande wollen sie trotz des großen Aushängeschildes und zum allgemeinen Gespötte der Umstehenden noch handeln. Zu festen Preisen kaufen, heißt bei den Landleuten fest betrogen sein. Mit Recht, mißtrauisch gegen die Hausirer, kommt der Bauer in die Stadt, um einzukaufen. Er durchwandert die Läden und prüft Alles bedächtig. Endlich gefällt ihn die Farbe eines Zeuges und er fragt nach dem Preise. Der Kaufmann verlangt 18 Kreuzer.

„12 Kreuzer will ich geben."

„Wir haben feste Preise, lieber Freund," be-

merkt lächelnd der Verkäufer. „Wir handeln nicht, garantiren aber für die Waare.“ Ungläubig schaut der Käufer darein, kratzt sich hinter den Ohren und verläßt den Laden. „Ich lasse mich nicht fangen,“ denkt er und besucht einen andern Laden. Dort fordert der israelitische Verkäufer für denselben Zeug 48 Kreuzer. „Der muß besser sein,“ denkt prüfend der Landmann, bietet 30, geht darüber fort, kommt wieder und erhält endlich die Waare um 36 Kreuzer.

Meister Grün hatte schon lange muthig gegen dieses alte Vorurtheil seiner Mitbürger gekämpft und halb und halb den Sieg errungen, wobei ihn manche Umstände unterstützten. Er war nämlich der einzige Schuhmacher im Orte und so natürlich auch der Beste. Dabei borgte er, und war seinen Schuldnern kein arger Dränger. Welcher pumpende Meister hätte keinen Kunden? Wo gedeiht das Pflänzchen „Pump“ nicht?

Des Sonntags Nachmittags war es eine alte Gewohnheit unseres Meisters in den „goldnen Hirschen“ zu gehen, nachdem er zuvor einen Spaziergang um die Fluren gemacht hatte. Wenn er im „Hirschen“ gerade auch nicht gesprächiger und leutseliger wurde, so ging doch das Trinken wacker. Ein Zeichen rosiger Laune war es, wenn er die Dose herumgehen ließ, aus der jeder Gast freundlich eine Priese nahm, denn außer dem Meister schnupfte nur noch der Pfarrer und der Schullehrer im Orte. Sollte er aber Schmeichlern Ein’s einschenken lassen, so mußte er Glück im Spiele haben. Gespielt mußte nämlich werden, sonst wär’s kein rechter Sonntag. Da passirte es denn

häufig, daß Meister Grün rein ausgesäckelt wurde. Gewöhnlich etwas benebelt und ohnehin kein guter Spieler, wurde er häufig überlistet und kam oft so weit, daß er nicht einmal dem Wirth seine Zeche bezahlen konnte. Am andern Morgen gab es dann gewöhnlich so kleine Frühstücksunterhaltungen, wie wir eben eine mit angehört haben.

Wer konnte es Frau Annen, die allgemein für brav und duldsam galt, verdenken. Die Vorwürfe der Frau waren um so gerechter, da jederzeit die Woche über wieder gespart werden sollte, was am Sonntag so leichtsinnig verschleudert ward. Diese Sparsamkeit artete nach und nach in häßlichen Geiz aus, den der Meister an sich und den Seinigen übte. Sämmtliche Schlüssel befanden sich in seiner Verwahrung und nur spärlich theilte er die Nahrung aus. Der Frau zählte er die Eier, ja selbst die Kartoffel vor. Eine Tasse Kaffee des Sonntags, der Lieblingsgedanke der Frau, wurde unerbittlich für immer untersagt.

So geduldig und nach Außen schweigsam die Meisterin Alles das erduldete, drang doch so manches davon hinaus. Am Nothwendigsten dabei hatten es einige Nachbarinen. „Die Schusterin ist nicht auf Rosen gebettet; denn ihr Mann ist der reinste Drache," behauptete die eine, „freilich," eiferte die Andere, „man weiß schon, wenn sie auch die Altkluge spielt und uns nichts erzählt. Wäre sie offen, könnte man ihr mit Rath und That beistehen. Geschieht ihr ganz Recht."

* * *

Meister Grün ging unbeirrt seinen einmal eingeschlagenen Weg fort, und die Meisterin hatte längst die Hoffnung aufgegeben, das zu ändern. Sie gab sich ersichtlich Mühe, ruhig ihr Kreuz zu tragen und der neugierigen Dorfwelt ein heiteres Gesicht zu zeigen, doch wer will es der Hartbedrängten verargen, daß nach und nach in ihr der Wunsch rege wurde, sich Hilfe zu schaffen, sei es auch mit List.

Am Sonntag Nachmittag, wenn der Meister sich anschickte, seinen Rundgang zu machen, war es nicht sowohl er, sondern auch seine Dose, welche von der Hausfrau ängstlich beobachtet wurde. Denn nur wenn diese zurückblieb, kehrte der Meister bald wieder heim. War er nämlich mit der Dose weggegangen, dann mußte der dienstwillige Lehrbube zum Krämer springen, ein Loth Kaffee und ein Loth Zucker holen und beides auf dem Heimwege im Gewahrsam seiner Taschen neugierigen Blicken verbergen. Bis er zurückkam, wurde das Geschirr hergerichtet, Spreusel gespalten, Reisig gebrochen, und bald loderte und prasselte ein Feuerchen auf dem Herde. Der Kaffee wurde fertig, und mit Hochgenuß geschlürft. — O heute war der Sonntag noch einmal so erhebend, so erquickend. Wehmüthig gedachte die Meisterin, wie schön es erst sein müsse, wenn ihr Gatte mit dabei säße, wie man dann nicht beim Herde bleiben müßt, sondern in die Stube gehen und sich dabei traulich unterhalten könnte.

An einem heißen, schönen Sommertage machte der Meister wie gewöhnlich seinen Rundgang auf den Bergen und blickte vergnügt über die weiten

wogenden Saaten. Da haftet plötzlich sein Blick fest auf einen Punkt. Sich rasch erhebend, deutet er mit krampfhaft gestreckten Armen nach der Gegend, wo sein Haus steht. Seine Augen stehen weit offen und er murmelt zwischen den Zähnen: „Rauch? — Wahrhaftig aus meinem Schornstein Rauch! Was bedeutet das? — Da geht was vor! — Jetzt schnell!" Und in aller Hast rennt Grün den steilen Abhang hinunter und dem Dorfe zu. — Weder links noch rechts grüßt er. Die Begegnenden schauen ihn lachend nach, und fragen sich, ob wohl Vollmond sei. Wenige Minuten — und er ist an seiner Behausung, mit einem Satze überspringt er die Staffeln, ein mächtiger Ruck, die Thüre springt auf, ein Sprung und — er steht in der Küche.

Patsch! da liegt die schöne Tasse in kleinen Scherben, die braune Brühe fließt auf dem Boden herum und Brodbröcklein schwimmen darin, wie Fischlein im trüben Wasser. Sie war der Meisterin im ersten Schrecken entfallen, welche wie angewurzelt am Herde saß. Hohe Röthe überflog ihre Wangen und Thränen füllten ihre Augen.

„Kein Feuer ohne Rauch, kluge Frau," spottete der schadenfrohe Gatte, nahm die auf dem Herde stehende Häfen und warf einen um den andern sammt Inhalt zum Küchenfenster hinaus auf die Straße; dann ging er wieder, woher er gekommen. Die Meisterin wollte vor Scham in den Boden sinken, denn nun wußte ja auch die ganze Nachbarschaft, so bald sie die hinausgeworfenen Häfen bemerkte, um ihre Schande. Sie weinte bitterlich und wünschte sich zehn Meilen

weit weg. Jammernd ging sie in den Hausgarten, um ungestört ihrem Schmerze nachhängen zu können.

„Wo fehlt's, Nachbarin? Ei Gott, Ihr weint ja; hat's wieder einmal einen Krawall gegeben?" rief eine freundliche Stimme aus dem anstoßenden Garten über den Zaun herüber. Es war die Lehrerin, wohl die klügste und brävste Frau im Orte.

Voll Zutrauen erzählte nun die betrübte Frau mit leiser Stimme über den Zaun hinüber ihr Leid und theilte den ganzen Vorfall mit.

„Euer Mann übertreibt Alles, Nachbarin, und nimmt keinen Rath an. Das ist doch weit getrieben, auf dem Felde den Rauch abzulauern und dann nach Hause zu rennen. Was ist da zu machen?"

„Nichts, gar nichts, Frau Lehrerin, als Geduld zu haben."

„Geduld ist schon lobenswerth, aber sie muß doch auch ihre Grenzen haben," meinte die Lehrerin. „Nein," rief sie ärgerlich, „ungestraft darf ihm dieser Streich nicht hingehen, dafür muß Meister Grün ein wenig gehänselt werden. Paßt auf! Nächsten Sonntag, so bald er fort ist, legt Ihr einiges Reisig und feuchtes Holz auf die Kohlen, sperrt das Haus zu und geht gleichfalls fort. Er wird gewiß wieder nach Hause rennen und — nichts finden. Dies ein paar Mal wiederholt, macht er sich recht lächerlich. Vielleicht hilfts." — Die Meisterin versprach, wenn auch ungern, diesen Rath zu befolgen.

* *
*

Die giftigen Spottreden des Meisters über „die braven Hausfrauen“ abgerechnet, wurde die Woche über wenig zwischen den Eheleuten verhandelt. Schweigen und Thränen waren die einzige Antwort, die er erhielt.

Der Sonntag kam, und nach alter Manier schickte sich Nachmittags der Meister an zu seinem Ausgange, wobei er ein höhnisches Lächeln kaum unterdrücken konnte. Frau Anna, gekränkt im tiefsten Herzen, befolgte den von der Lehrerin erhaltenen Rath und legte mit zitternder Hand Holz auf die noch glimmenden Kohlen. Hastig, als hätte sie ein Unrecht begangen, verließ sie sodann das Haus, um einige Taglöhner für die Wochenarbeit zu bestellen und schloß die Hausthüre hinter sich ab.

Die Rathgeberin hatte sich nicht getäuscht. Heute lauerte Grün schon oberhalb des Ortes auf den Rauch. Kaum wirbelte er eine kurze Zeit in die Höhe, so näherte sich der Aufpasser dem Orte, heute nicht im vollen Trabe, sondern behutsam durch die Obstgärten schleichend, wie eine Katze, die unter dem Schutze der Bäume den jungen Vögelein tückisch nachstellt. Kaum hörbar stieg er die Stufen hinan und probirte leise das Schloß. Die Thüre war versperrt. „Aha,“ dachte er, „heute hinter Schloß und Riegel. Ei, wie klug! Warte nur, ich komme doch hinein!“ Spähend umging er das Haus. Der Laden des Küchenfensters war zu. „Wieder eine List,“ plauderte er mit sich selbst. „Halt, das Kammerfenster steht offen, das ist gerade breit genug zum durchschlüpfen. Alles ist

ruhig, und Niemand bemerkt mich." Mühevoll kletterte er auf den schmalen Mauerabsatz, wo das Holzwerk beginnt. Von da konnte er das Fensterbrett mit der Hand erreichen und zog sich nun langsam vollends hinauf. Nur mit großer Anstrengung ließ sich der Oberkörper durch die schmale Oeffnung schieben: dann aber verlor er jeden Halt nach innen und konnte fest eingeklammert weder vor noch rückwärts kommen.

Das Unglück will seinen Willen haben, ist ein altes Sprichwort. Pfeifend schleudert ein junger Bursche des Weges, schlägt aus langer Weile mit seinem Stocke in die Luft und begafft sich gedankenlos Häuser und Gärten. Plötzlich bleibt er betroffen stehen, springt dann zwischen die Häuser, steigt behend auf die Mauer und mit dem gellenden Rufe: „Diebe, Diebe! Herbei, herbei, Leute herbei!" fällt sein schwerer Stock wuchtig auf die hintere Hälfte und die Beine des Eindringlings, welche wie eine Fahne in der Luft gaukelten. Sein Geschrei zieht in wenigen Minuten Helfer herbei, die schon unterwegs sich mit Stöcken und Steinen bewaffnen. Armer Meister! was hilft dein Zappeln, dein Schreien und Jammern, es wird übertönt durch das Gebrüll der Rotte, zahllos und hageldicht fallen die Streiche nieder. Endlich gibt die Fensterbekleidung nach; krachend stürzt sie in die Kammer und mit ihr der vermeintliche Dieb. Hastig kletterte ein Bursche hinauf, um durch die Oeffnung dem Entkommenen nachzueilen. „Lauft, um Gotteswillen lauft!" ruft er ängstlich beim ersten Blick in die Kammer, mit einem Satze zu Boden springend;

„der Schuster ist's selbst; er liegt todt auf dem Boden!“ Da ließ jeder seine Waffe fallen und wie Spreu im Wind zerstob die Schaar aus Furcht vor der gerechten Strafe.

Nach längerer Zeit kehrte die Meisterin zurück und betrat sorglos ihre Wohnung. Da beschlich sie ein unheimliches Bangen, sie glaubt von Zeit zu Zeit ein leises Wimmern und Stöhnen zu vernehmen. Kaum traut sie sich, demselben nachzugehen und zagend durchsucht sie die einzelnen Räume. Wer beschreibt den jähen Schrecken der Armen, als sie beim Oeffnen der Kammer ihren Mann erblickt? Halb leblos liegt er auf dem Boden ausgestreckt; rings herum Steine, Glasscherben und Holztrümmer. Ach Gott! auf einen Blick durchschaut sie den Vorfall, und wer ist die Urheberin? — Laut jammernd hebt sie den Gatten auf sein Bett und eilt nach der einzigen Rettung, dem Dorfbader, der sogleich ihrem Rufe Folge leistet.

Mit wichtiger Kennermiene untersuchte dieser die mit Blut unterlaufenen, mit Schwielen und blauen Striemen bedeckten Körpertheile des Meisters, worauf er sofort das Nöthige anordnete. „Es sind keine tödtlichen Wunden nicht, auch keine Brüche nicht, nur Schwielen, Beulen, Corruptionen u. s. w., Madame Grün,“ bemerkte er beim Fortgehen der ängstlich forschenden Frau. „Einige Zeit wird Monsieur Grün wohl zu leiden haben; übrigens verlassen Sie sich auf mich und meine Kunst.“

Mit der ganzen Aufopferung eines treuen Weibes pflegte die schuldbewußte Gattin Tag und

Nacht den Patienten. Keine Mühe und Anstrengung, kein Trosteswerk scheute die Unermüdliche, die schweren Leiden ihres Gatten zu lindern. Eines Morgens, als sie die ganze Nacht gewacht und lindernde Umschläge bereitet hatte, brach die starre Eisdecke um des Meisters Herz. „Lege dich doch einige Stunden zur Ruhe, Anna," mahnte er, „du wirst sonst sicherlich auch noch krank. Mache dir," fuhr er zögernd fort, „eine Tasse Kaffee, der wird dich wieder stärken."

„Laß doch, Joseph, ich fühle mich stark und kräftig," versicherte diese gerührt; „ohnehin wird Doktor und Apotheke genug kosten. Diese Auslagen müssen wir jetzt ersparen. Sieh, ich bin ja ganz munter."

Da wandte sich Grün auf seinem Lager, um eine Thräne zu verbergen. Zum Himmel schickte er im Herzen das Versprechen, diese Treue zu lohnen, so lange ein Funken Leben in ihm glimme.

Nach drei Wochen stand Meister Grün von seinem Schmerzenlager auf — gründlich kurirt. Es war eine Freude zu sehen, wie die beiden Eheleute von nun an den Sonntagnachmittagen so vergnügt ihren Kaffee zusammen tranken.

---

25.

## Der Taubstumme.

(Eine wahre Begebenheit).

Das Elbthal herauf, die Ebenen entlang bei Prag hin, wanderte im Jahre 1813 ein Knabe von acht bis neun Jahren, unbewußt, wohin?

Das Vaterhaus war ihm der schrecklichste Aufenthalt auf Gottes weiter Erde. Nicht etwa ein böses Herz, nicht knabenhafter Leichtsinn, nicht Irrthum, nein, das natürliche Gefühl, das den Schmerz flieht und Ruhe sucht, hatten ihn getrieben. Ach, der Arme hatte im Vaterhaus glückliche Jahre verlebt, doch jetzt floh er es, wie der Gefangene den Kerker. Seine Mutter, seine gute liebevolle Mutter, die sein Herz so gut verstanden, Leid und Freud so innig mit ihm empfunden hatte, lag im Grabe. Er hatte sie sterben sehen, aber er wußte es eben noch nicht, was Sterben sei. Er meinte, sie schlafe und beklagte es mit wehmüthigen Geberden, daß sie so lange schlafe. O wie setzte er sich zur Wehre, als der Todtengräber kam und seine liebe Mutter in das enge Bett legte, in den Sarg. Der arme Kleine verstand es nicht, daß die Mutter von diesem Schlafe nicht mehr erwache, wie sonst. Und als er sah, daß man den gelben Kasten gar in die Erde senkte und Kirchhofserde darauf werfe, da erhob er ein Schreien und Weinen, daß es jedes Herz erbarmte und alle Augen sich mit Thränen füllten. Nur mit Mühe konnte man das Kind vom Grabe wegbringen.

Von alldem, was geschehen war, verstand der arme Kleine nichts, er war taubstumm. — Ach, mit seiner Mutter hatte man all seine Freuden begraben. Es gibt für jeden Menschen nur ein Mutterherz, hat das einmal ausgeschlagen, so gibt es kein zweites mehr; mag ein anderes Herz noch so warm schlagen, ein Mutterherz ist es doch nicht. Das mußte der arme Knabe bitter er-

fahren, besonders nachdem er Geschwistern erhalten hatte. Sein Vater, ein Mann in jungen Jahren, Inhaber eines bedeutenden Müllergeschäftes, hatte bald zu einer zweiten Ehe schreiten müssen, und von da begann für den armen Taubstummen ein qualvolles Leben. All das Wesen einer bösen Stiefmutter mußte er erfahren: Schläge, Hunger, Mißhandlungen aller Art. Und er hatte ja doch nichts verschuldet. Er war so sanft, so gehorsam, so gut. Seine Mutter hatte ihn so gezogen, hatte es ihm angelernt. Sein Weinen, seine Wehmuth, sein stilles Hinbrüten, seine Liebkosungen, Alles, alles war vergebens. Der geringste Fehler war Verbrechen und wurde hart bestraft.

Der Vater wehrte dem Unwesen anfangs wohl mit begütigenden Worten ab, aber auch diese verstummten bald, und er hatte für sein unglückliches taubstummes Kind nichts — als wehmüthige Blicke und weibische Seufzer. Wohl schloß er den Armen, wenn es unbemerkt geschehen könnte, in seine Arme, und rief in Wehmuth: „Ach liebes Kind, als deine Mutter noch leute, war es besser um dich.“

Doch was macht unser kleiner Taubstummer? In den Zügen des besorgten Vaters lag eines Abends große Betrübniß. Der Kleine war nicht heimgekehrt. Sollte er verunglückt sein in den steilen Gebirgen, oder hat er in der Elbe sein Grab gefunden? — Er ließ nachforschen nach allen Seiten, aber vergeblich. Mit stillem Seufzen empfahl er ihn Gott. Die Kälte seines Weibes, ihr fröhliches theilnahmsloses Wesen verwundeten ihn tief, und er durfte nichts sagen.

Aber wo war denn der Knabe? Dort an der Kapelle, die an der Straße steht, welche nach Prag führt, sitzt er und weint und winselt, der Hunger quält ihn. Sein Schutzengel führt einen mitleidigen Landmann vorüber, der den Knaben bemerkte.

„Was fehlt dir, Kleiner?" rief er ihm zu, doch es erfolgte keine andere Antwort als ein stummes Deuten auf den Mund. „Wo bist du her?" Wieder deutete der Knabe auf den Mund und weinte. „Wie heißest du?" Weinend deutete er auf den Mund und erhob flehend die Hände.

Armer Junge, dachte der Landmann, er ist taubstumm; gewiß hat er Hunger, und er zog aus seiner Tasche ein Stück Brod und reichte es ihm hin. Mit lebhafter Begierde, mit Geberden des Dankes ergriff es der arme Kleine und ward noch freudiger überrascht, als auch eine zur Stadt gehende Bäuerin herzugetreten war und ihm aus ihrem Kruge in einem Töpfchen frische Milch reichte.

„Wahrscheinlich gehört der arme Bube in eines der benachbarten Dörfer. Nun wird er hoffentlich wohl nach Hause finden. Ach wie traurig ist doch das Loos eines solchen Kindes," meinte der Landmann. — „Ja, Gott bewahre jedes Mutterkind vor solch einem Unglück. Ach wenn der Mensch nicht reden kann, wie traurig ist doch das," setzte die Bäuerin hinzu. Und in solchen Gesprächen zogen die Beiden ihres Weges.

Neu gestärkt durch die ihm von den guten Leuten gewordene Labung wanderte der Taubstumme fürbaß die Straße gegen Prag hin.

Sein erstes Nachtquartier hielt er in der Scheune eines Bauernhofes, woselbst er sich einiges Stroh und Laub zusammentrug, um darauf zu schlafen. Es fiel ihm das nicht schwer; hatte ihn ja die böse Stifmutter gar oft das Nachtquartier im Schupfen oder Scheune angewiesen. Da schlief er sanft und ruhig, bis ihn die Sonne weckte.

Mit nicht geringem Staunen sah ihn am Morgen der Bauer und errieth bald, daß es ein armer Stummer sei. Man reichte ihm ein Frühstück, und da er auf die Zeichen des Bauern mit der Hand immer nach einer Gegend hinzeigte, so meinte er, der Kleine sei aus der nächsten Stadt, und deutete ihm, ob er mitfahren wolle, denn er fuhr eben dahin. Freudig sprang der Knabe auf den Wagen, und die Freude wurde immer größer, je weiter es von der väterlichen Gegend fortging.

Plötzlich stieß der arme Knabe einen Schrei des Schreckens aus, wandte sich ängstlich nach allen Seiten und machte schon Miene vom Wagen herabzuspringen; doch zögerte er noch, prüfte forschend die Gegend umher und setzte sich dann mit einem freudigen Seufzer aus angstgepreßtem Herzen wieder nieder. Was sollte das bedeuten? — Sie waren zur Ueberfahrt bei Woltrus gekommen. Da sah er nun das große breite Wasser und glaubte, er habe die Gegend verfehlt und komme wieder in die Heimath. Doch da er bei genauer Umschau die hohen Berge nicht sah und all anderes, was dort an der Elbe zu sehen ist, wo die Mühle seines Vaters steht, gab er sich wieder zur Ruhe.

Die Fahrt ging nun ungestört bis Prag fort. Im Karolinenthale kehrte der Bauer ein, und bedeutete, so gut er's konnte, dem Knaben, er möge auf dem Wagen bleiben; denn der gute Mann hatte die redliche Absicht, mit Hilfe der Polizei die Eltern desselben zu ermitteln. Doch als er wieder aus dem Stalle kam, wo er seine Pferde besorgt hatte, war der Knabe verschwunden. Gewiß, so dachte der Landmann, ist er da aus der Nachbarschaft und hat sich zurecht gefunden um selbst zu seinen Eltern zu gelangen.

Der Taubstumme hatte aber anders gedacht. Er hatte sich umgesehen und da er gar viele Männer und Frauen sah, die angezogen waren wie sein Vater und seine Stiefmutter, wenn sie des Sonntags zur Kirche gehen, so hatte ihn die Furcht ergriffen, daß vielleicht gar auch seine Eltern unter diesen vielen Leuten erscheinen und ihn wieder mit nach Hause nehmen könnten. Deshalb entfloh er und mischte sich, um sich zu verbergen, gerade in den größten Menschenschwarm und kam so in die Stadt. — Sein guter Engel verließ ihn nicht. Nicht lange nachher sehen wir ihn an der Hand eines Menschenfreundes, welcher ihn dem Taubstummen-Institute zuführt.

„Freund," sagte der mitleidsvolle Führer zu dem Direktor, mit dem er persönlich Freund war, „ich bringe Euch Zuwachs."

„Willkommen Beide!" gab der Direktor zur Antwort.

„Wie kommen Sie zu dem Knaben? Wer sind seine Eltern?"

„Das weiß ich nicht, lieber Freund."

„Wie heißt er, wo ist er her?“

„Das Alles weiß ich nicht. Ich weiß nur soviel, daß es ein armer Taubstummer ist, den die Polizei heute Nachmittags auf der Gasse weinend und jammernd fand. Der gütige Himmel führte mich gerade zu der Stunde auf die Polizeidirektion, wo ich Geschäfte hatte; ich sah, welche Mühe die Beamten sich gaben, um nur ein Wort aus ihm herauszubringen, ja man drohte ihm sogar mit Schlägen. Das machte mich aufmerksam. Ich trat näher, betrachtete den vermeinten kleinen Schelmen und bemerkte, daß er taubstumm ist. Ich bat mir das arme Kind sogleich aus und versprach dasselbe zu versorgen. Ich nahm ihn mit in meine Wohnung und ließ ihm zu Essen geben. Der arme Schelm mußte entsetzlichen Hunger haben. Ich ließ ihn dann waschen und gab ihm Wäsche und Kleider von meinen Kindern, und nun bringe ich ihn Euch. Mehr konnte ich bis jetzt nicht thun. Das Weitere ist Eure Sache; übrigens werde ich, was seine Verpflegung betrifft, Sorge tragen.“ Genug, unser armer Taubstumme ist jetzt wohl versorgt im Institute zu Prag.

* * *

Fünf Jahre mochten seitdem verflossen sein, da saß eine Gesellschaft lebensfroher junger Leute, meist Studirende der Rechtsgelehrsamkeit, eben am gewohnten Biertische in einem Gasthause auf dem Roßmarkte zu Prag, und scherzten und lachten und sangen muntere Studentenlieder zur Guitarre,

die der Eine von ihnen meisterlich spielte. Dazwischen entspann sich folgendes Gespräch:

„Unter Anderem, hört Kameraden, lasset heute Singen Singen sein. Ich glaube Euch alle hat „Der Taubstumme oder Abbé de l'Epée," der heute zum Besten der hiesigen Taubstummenanstalt im Theater gegeben wurde, gefallen und der Epilog nicht wenig ergriffen."

„Ja wohl war Stück und Epilog ergreifend, ergreifender aber noch der Anblick des armen, heimathlosen Taubstummen, der uns vorgestellt wurde, und der ein gleiches Schicksal mit dem Taubstummen des Epée hat."

„Hört, da fällt mir ein Gedanke ein, der in seiner Art groß, in seinem Erfolge wohlthätig, in seiner Ausführung edel ist und dem Scharfsinn und dem Edelmuth eines Jeden Ehre bringt, der ihn zu dem seinen macht und in's Leben führt; ja ich möchte sagen ein ritterlicher Gedanke, wenn es sich auch nicht um eine schöne Maid und um Minnespiel handelt."

„Nur heraus mit der Farbe, was ist Euer Begehr, edler Herr!" sagte der Eine scherzend.

„Ich glaube, wir sollten uns zur Aufgabe machen, die Heimath dieses Armen aufzusuchen."

„Du bist und bleibst der alte Idealjäger, du verlangst da das Unmögliche."

Fritz, wie kannst du das für unmöglich halten? Hat nicht der Direktor die Merkmale der Heimath des Knaben angegeben, die er ihm jetzt nach fünfjähriger Bildungszeit angedeutet hat. An einem großen, langen Fluße, mitten im Gebirge steht sein Vaterhaus, eine Mühle, die vom einem

Bergbache getrieben wird, ein Berg vor, ein Berg hinter dem Hause, viel Wald, ein guter Mann, ein böses Weib. — Wahrlich ich sehe das ganze Bild vor mir."

„Gut," sagte ein Anderer, „der Gedanke ist edel; wir führen ihn aus. Aber Reisegeld brauchen wir dazu, und Geld, wie wir alle wissen, ist des Studenten schwächste Seite."

„Ich brauche kein Geld," sagte der Guitarrespieler, auf sein Instrument zeigend, „so lange mir diese da treu bleibt, komme ich ohne Geld durch die halbe Welt."

„Gut, wir wollen nicht zurückbleiben!"

Die Studenten schieden mit dem Vorsatze, die Eltern des armen Taubstummen zu suchen. Der Guitarrespieler ließ es sich am meisten angelegen sein. Kaum hatte er seine Prüfungen gemacht, so warf er seine Reisetasche über die linke, die Guitarre über die rechte Achsel und trat seine Forschungsreise an. Er wählte sich das Elbthal, denn der Beschreibung nach müsse er dort entdecken, was er suche, dachte er.

So pilgerte er denn das Elbthal abwärts. Damals plätscherte noch kein Dampfschiff den Elbstrom hinab, nicht sauste die Locomotive an der hohen Felswand hin, wie heute. Einsame Frachtschiffe waren die einzigen Fahrzeuge und hie und da ein Fischerkahn, der auf den Wellen des Elbstroms hinabglitt.

Guido, so wollen wir den liebenswürdigen Troubadour heißen, forschte, als suche er sein eigenes nie gekanntes Vaterland, als gelte es sein eigenes Lebensglück. In jedem Hause fragte

er nach jener Mühle und nach dem verschwundenen Taubstummen. Mühlen wußte man wohl mehrere in der Gegend, aber von einem verloren gegangenen taubstummen Kinde hatte Niemand etwas gehört.

Es war hoher Mittag; die Schatten der Bäume begannen zu wachsen und der Chor der befiederten Waldbewohner begann bereits seine Abendlieder. Guido schritt voll der seligsten Gefühle durch die lieblichen Gegenden. Plötzlich bleibt er stehen und lauscht. Horch, es klappert von ferne ein einsames Mühlenrad. Alsbald folgte Guido dem Rufe und stand nach kurzer Zeit vor der einsamen Waldmühle. „Siehe da," rief er halblaut vor sich hin, „da ein Berg, dort einer, am Fuße die Mühle, da drüben der Strom. Hier ist's oder nirgendswo." Sein Herz pochte vor Freude. Rasch schritt er der Mühle zu, unbemerkt trat er ein, nur der Kettenhund schlug heftig an, als er den Fremden sah, und sprang hin und her an der hoch aufgehefteten Laufkette.

Guido trat in die Mühlstube. Da trieben vier herzige, rothwangige Kinder ihr Spiel. Wohl stutzten sie, als sie den Fremden eintreten sahen, doch Müllerskinder sind nicht zu scheu, sie sind an Fremde gewöhnt und Guido's Gestalt war ihnen zu lieblich, als daß sie hätten erschrecken sollen. „Grüßt Euch Gott, liebe Kinderchen!" rief er ihnen freundlich zu. „Fürchtet euch nicht. Ist euer Vater nicht daheim?"

„Nein," antworteten die Kinder, „er und die Mutter sind auf dem Felde; wir haben Ernte. Nur der Mühlbursche ist zu Hause; auch die

Karline ist nicht da, sie ist drüben bei der Muhme Liese. Wollt Ihr was?"

„Nein, liebe Kinderchen, spielt nur fort, ich werde warten, bis euer Vater kommt. Habt ihr keinen Bruder und keine Schwester mehr?"

„Nein, wir sind unsrer vier, und die Karline, das ist die Große, sie ist aber auch nicht daheim. Sie fährt immer weit fort in eine große Stadt und kommt nur manchmal heim, weil die Mutter sie nicht gut leiden kann."

„Warum denn? Ist denn die Karline nicht brav?"

„O ja, sie bringt uns immer etwas aus der Stadt mit und spielt oft mit uns, aber die Mutter kann sie doch nicht leiden. Ich weiß nicht, warum. Der Vater hat sie so gern wie uns, und das ist der Mutter nicht recht, darum schickt sie der Vater immer in die große Stadt — weit fort. — Aber was habt Ihr denn da für ein Ding? Ist das eine Geige? Wo habt Ihr denn den Fidelbogen? O spielt uns etwas!"

„Zu dem Ding braucht man keinen Fidelbogen, das spielt man mit den Fingern. Nun setzt euch ruhig zu mir, ich werde euch etwas vorspielen."

Guido spielte, und die Kinder, welche so etwas noch nie gehört hatten, waren ganz Ohr. „O das ist schön!" sagten sie einstimmig, „spielt doch auch, wenn der Vater und die Mutter und die Karline kommen, die werden lauschen!"

„Da werde ich wohl bei euch schlafen dürfen und etwas zu essen kriegen, nicht wahr?"

„O ja, Ihr könnt gleich in meinem Bette

schlafen. Das ist groß genug, und ich lege mich zu Soffeln, aber spielt noch mehr, seid so gut."

Nun sang Guido zur Guitarre mehrere Kinderlieder. Da lachten und hüpften die Kleinen, daß es eine Freude war. Guido aber, um sein stürmendes Herz zu beruhigen, sang dann das Lied, das er zum Zwecke seiner Reise gedichtet hatte, es lautet:

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Das mir reichbekränzte Tage bot.
Auf der Unschuld jugendlichen Wangen
Glühte mir das erste sanfte Roth.
Spielte einsam nur im stillen Thale
Meiner Jugend einsam ruhig Spiel.
Froh erwachte ich beim Morgenstrahle,
Und der Abend war der Freude Ziel
In Vaterarmen, auf der Mutter Schooße
Floh mein Paradiesesleben hin;
Unbekannt mit meinem trüben Loose,
Mied die Schwermuth meinen heitern Sinn
Vatersorge, Mutterliebe streute
Rosen mir auf meinen Lebenspfad.
Doch, ach schnell starb meine Lust und Freude,
Wuchernd schoß empor die Unglückssaat.
In die kühle dunkle Kirchhofserde
Legte man das treue Mutterherz.
Nur durch stummer unverstandene Geberde
That ich kund der Seele tiefen Schmerz.
Ach, dahin war meine Lebensfreude,
Die mich liebte, ach, sie war nicht mehr;
Und die andre Mutter in dem fremden Kleide
Liebte nicht, sie haßte mich vielmehr:
Fürchtend floh ich nun das trübe Vaterhaus,
Wo die Arge wohnte, die mich quälte;
Unverstanden trat ich in die Welt hinaus,
Ging die Wege, die das Schicksal wählte.
Doch der Himmel sandte seine Engel,
Leitete das scheue unbekannte Kind

Aus dem Arm des Hungers und der Mängel
Hin zur Rettungsquelle mild gesinnt.
Ach, nun seufz' ich nach dem Vaterherzen,
Nach dem freundlich stillen Thal,
Mit der Sehnsucht stillen Schmerzen,
Mit der Liebe heißer Qual."

„Ach, verzeiht, Herr Müllermeister," rief Guido dem unterdessen unbemerkt eingetretenen Müller zu, dessen Schluchzen ihm im Gesange gestört. „Ich machte mich bei Euch heimisch, ohne zu fragen, ob es Euch recht sei."

„Willkommen Herr," sagte ernst der Müller. „Sagt, was sanget Ihr da für ein Lied?"

„Hat's Euch gefallen, Meister?" fragte hastig Guido.

„Gefallen! — Es drang mir durch Seel und Mark." — „Sonderbar, wie ist das möglich?" — „Geht hinaus, Kinder, geht, spielt vor der Mühle im Sande. Und wenn ihr die Mutter kommen sehet, sagt es mir, hört ihr?"

„Herr," sagt der Müller, nachdem die Kinder sich entfernt hatten, „Ihr habt mir mit dem Liede das Herz durchbohrt. Ich gedachte meines unglücklichen Kindes. Hört, lieber Herr. Ich lebte glücklich und zufrieden, als mein erstes Weib noch am Leben war. Sie war ein Engel und deshalb zu gut für diese Erde. Der Herr nahm sie zu sich. Mit ihr starb auch meine Lebensfreude. Sie hinterließ mir zwei Kinder: eine Tochter von zwölf und einen Knaben von sieben Jahren. Vier Kinder waren ihr vorausgegangen. Der Knabe war taubstumm und eben deshalb liebte ihn die Mutter mit der zartesten Liebe. Sie

starb, ach ja sie starb, und mit ihr starb des armen Kindes Freude — Alles. Ich mußte zur zweiten Ehe schreiten, denn eine Mühle und Bauernwirthschaft bedarf einer Wirthin. Kurz gesagt, ich habe nicht gerade schlecht gewählt, wir leben friedlich, — weil ich nachgebe. Aber es herrscht ein gewaltiger Unterschied in der Liebe und im Herzen. Mein Weib mißhandelte den armen taubstummen Knaben abscheulich. Und ich — ich gestehe es zu meiner Scham und habe es schon tausendmal bereut, ich wehrte ihr nicht. Es war nicht Blindheit, nein, Schwäche war's und die Hoffnung, es werde sich noch geben. Ja, es gab sich, es änderte sich mit einem Male. — Ach, mein armes Kind! — Eines Tages war es verschwunden und ist's bis heute. Ich scheute keine Mühe, den Verschwundenen zu suchen. Ach, wahrscheinlich hat ihn seine liebe Mutter zu sich hinübergeholt. Ich weiß nicht, wie er umgekommen ist. Kurz, ich habe bis heute keine Spur von ihm."

„Nun," versetzte Guido, „vielleicht läßt sich doch etwas entdecken."

„O zu spät! Es sind bereits sechs Jahre verstrichen. Wer weiß, wie elend das arme Kind zu Grunde gegangen ist."

„Man darf die Hoffnung nie aufgeben. Aber sagt, hatte der Knabe nicht schöne blaue Augen, blonde Haare, ein sehr freundliches Gesichtchen, eine hohe Stirne?"

„Um des Himmels willen, Herr, was redet Ihr? Ja, ja, so war mein Franz. Wisset Ihr, wo er ist?"

„Seid nicht kindisch, Meister Müller, kann es denn nicht viele Knaben geben, die so aussehen? Sagt mir, würdet Ihr ihn erkennen, wenn Ihr ihn sehet?“

„O, auf den ersten Blick! Herr, wo ist das Kind!“

„Nun reicht mir die Hand, Vater, das Ziel meiner Reise ist erreicht. Gott sei gelobt! Ich sage Euch, Euer Söhnchen lebt, ist wohl auf, gut gebildet, ein Knabe zum Küssen. Ich hab ihn gesehen, er ist im Prager Taubstummen-Institute.“

„Mein Franz lebt! Gott sei gepriesen!“

„Vater,“ rief einer der Knaben zur Thüre herein, „die Mutter kommt!“

„Laß sie kommen, führt sie sogleich herein!“ — „Das wird ihr Herz, das wohl, nachdem sie selbst Kinder hat, bedeutend milder geworden ist, erweichen.“

„Weib, Mutter!“ rief er seinem staunenden Weibe zu, „unser Franz lebt, ist gesund, wohlauf. Dieser Herr hat ihn gesehen. Er ist in Prag!“

Wer mag den Seelenzustand der Müllerin beschreiben, als sie diese Worte hörte? Aber eben weil es so unerwartet kam, erlitt sie, die ohnehin das Gewissen schon sehr mürbe gemacht hatte, eine gänzliche Niederlage. Es that ihr wohl, endlich von den peinigenden Gewissensbissen befreit zu werden. Sie nahm Theil an der Freude ihres Mannes, ja sie freute sich, den Knaben zu sehen.

Freude war in der Mühle. Der Müller

wußte nicht, was er Guido für Ehre anthun sollte. Doch Guido nahm nicht eher etwas an, als bis ihm der Müller versprochen hatte, ehestens seinen taubstummen Sohn von Prag abzuholen.

„Ach, was denkt Ihr von mir, guter Herr. Morgen in aller Frühe fahre ich hinein nach Prag und hole ihn. Ihr fahrt doch mit?“

„Ganz gewiß, denn das gehört ja zur Vollendung meines Werkes.“

„Und du, Alte?“ fragte der Müller, „du fährst auch mit?“

„Ja, freilich fahre ich mit. Die paar Tage wird die Mühle nicht einfallen, wenn ich auch nicht da bin. Lene mag wirthschaften, Rese auf die Kinder sehen, und Ignaz das Geschäft besorgen. Das Korn ist ja herein und sonst alles in Ordnung.“

Frühzeitig rollte der Wagen des Müllers dahin. Die Rosse schritten aus, als fühlten sie auch, was die heutige Fahrt gelte. Es mochte Nachmittags zwei Uhr sein, da stand der Wagen vor dem Taubstummen-Institute. Die Scene, die sich jetzt entfaltete, ist unmöglich ganz zu beschreiben. Guido ging voraus, verständigte den Direktor, erzählte ihm Alles und bat den kleinen Taubstummen zu rufen. Der Direktor aber wollte, daß alle seine Pfleglinge an der Freude theilnehmen. Er versammelte sie und rief dann die Eltern herein.

In größter Spannung traten der Müller und seine Frau ein. An fünfzig Kinder standen vor ihnen. Ach Gott, dachte der Müller, welches ist mein Franz? Seine Augen flogen von Gesicht

zu Gesicht. Nun führte der Direktor den kleinen Franz vor und fragte: „Kennt Ihr dieses Kind?" Doch ehe er die Frage vollendet, hatte schon der Vater den Sohn mit den Armen umschlungen. „Mein Franzl!" rief er jubelnd.

Der arme Franz wußte gar nicht wie ihm geschah, denn der Direktor hatte ihn nicht darauf vorbereitet. Staunend sah er den Mann an, der ihn so heiß umarmte, aber jenes unvertilgbare Gefühl, das Kindes- und Elternherzen aneinander knüpft, ließ ihn Freudenvolles ahnen. Mit Thränen in den Augen deutete der Direktor auf die staunend fragenden Blicke des Kleinen; „Das ist dein Vater und jene Frau ist deine Mutter."

Ein Schrei der Freude preßte sich aus Franzens und seiner Schicksalsbrüder Brust, und von Neuem flog der beglückte Knabe an die Brust seines Vaters. Auch zu seiner Stiefmutter, die mit hellen Thränen in den Augen dem Auftritte zusah, ging er und küßte freudigst ihre Hand. „Ach, auch mir küßt er die Hand!" rief sie im verwirrtesten Seelenzustande. Ja, der Kleine küßte die Hand, die ihn in's Elend gestoßen hatte. Er erkannte recht gut das Weib, das ihn lieblos mißhandelt hatte, und doch küßte er ihr die Hand; denn bereits hatten die Segnungen der heiligen Gotteslehre seine Seele erleuchtet.

Den Nachmittag und Abend brachte der glückliche Vater mit seinem todtgeglaubten, aber nun an Leib und Seele geretteten Söhnchen noch in Prag zu.

Lustig rollte am andern Morgen der Wagen

mit Vater und Sohn, mit der zerknischten Mutter, dem heiteren Guido und dem seelenvergnügten Institutsdirektor der einsamen Waldmühle zu. Der Direktor fuhr mit, um auf einige Zeit Zeuge der Freude des Knaben und der Dollmetsch seiner Gefühle zu sein.

Schon ging die Sonne unter und sendete noch ihre letzten Strahlen durchs Elbthal, als der Wagen vor der Waldmühle stille stand und die frohe Gesellschaft ausstieg. Mit emsiger Hast bereitete die Müllerin, die sich keine Erholung gönnte, ein frugales Nachtmahl.

„Indessen," sagte der Müller zu Guido, „machen Sie uns eine Freude. Singen Sie doch zur Guitarre das Lied, das ich das Rettungslied meines lieben Franz nennen möchte."

„Das will ich gerne, aber ich habe es indessen doch ein wenig geändert, sonst möchte es ja auf die jetzigen Verhältnisse nicht passen."

Lieblich war die Gruppe, die sich gebildet hatte; Franz stand, umarmt von seinem geistlichen Vater, an der Seite seines leiblichen Vaters. Zu ihren Füßen hatten sich die kleineren Geschwister gruppirt, Guido gegenüber mit der Laute und sang:

„Mir ist nun ein Leben aufgegangen,
Das mir reich bekränzte Tage beut,
Auf der Jugend unschuldvollen Wangen
Herrscht nicht mehr das trübe, trübe Leid.
Denn der Himmel sandte seine Boten,
Leitete mich unbekanntes Kind,
Mich den längst vermißten Todten
Zu den guten Eltern, treu gesinnt."

---

26.

## Gottes Führung.

„Es gibt keinen Zufall," so sprach der alte Pfarrer von N. oft mit großem Nachdruck. — „Auch dann, wenn uns Mißgeschick verfolgt, dürfen wir nicht klagen, außer wir wollen uns selbst anklagen, und dieses dürfen und sollen wir stets; denn Gottes Hand ist es, welche uns führt und leitet. Und wenn es auch nicht immer im ersten Augenblick sich zeigt, wozu das Mißgeschick gerade gut war, später, und jedenfalls im Jenseits wird es uns klar werden, daß der liebe Gott es nur gut mit uns gemeint und daß er den lange und schwer Geprüften nicht nur nicht verlassen, sondern sogar ihn besonders geliebt hat." So sprach der ehrwürdige Priestergreis gar oft und mit wahrer Begeisterung. Zum Belege für Gottes wunderbare Führung wußte er aus seinem eigenen Leben eine wahrhaft merkwürdige Geschichte zu erzählen. Wir geben sie hier wieder mit seinen eigenen Worten.

Im Frühjahre 1820 machte ich eine Reise nach dem Harze, um dort, der Einladung meines Neffen folgend, Pathenstelle an seinem Söhnchen zu vertreten. Für mein Alter — ich stand den siebenziger Jahren nahe, war die Reise dorthin, wo der Winter noch nicht völlig Abschied genommen hatte, eine gewagte; dennoch entschloß ich mich dazu und übergab mich in H. dem Postwagen, der mich dann auch glücklich nach G. beförderte. Hier übernachtete ich, um am anderen

Tage mit der Post nach C. zu fahren, von wo ab dann mein Neffe, der in der Nähe als Förster stationirt war, auf den festgesetzten Tag mich abholen wollte. Leider fuhr am folgenden Tage die Post nicht, doch glückte es mir durch die Bemühungen meines Wirthes auf einem Wagen, welcher Marktgüter zu dem Jahrmarkt in C. führte, einen Platz zu erhalten. Nach einer anstrengenden Fahrt hielten wir gegen Abend um 8 Uhr vor dem Gasthause. Vor Kälte zitternd, kletterte ich mit Hilfe meines Fuhrmanns vom Wagen, und erst nach einiger Zeit, als ich in der wohl durchheizten Gaststube, die bereits mit Marktgästen ziemlich besetzt war, durch ein Gläschen warmes Bier aufgethaut war, dachte ich daran, wo ich für die Nacht meine müden und zerschlagenen Glieder betten könne.

Ich fragte den sehr einsilbigen Wirth, ob es möglich sei, die Nacht bei ihm zu bleiben, da ich außer Stande sei, mir ein anderes Logis zu suchen, ich sei auch mit dem kleinsten Zimmerchen zufrieden, nur müsse dasselbe durchwärmt sein. Zuerst schüttelte er den Kopf, indem er auf die bereits angekommenen Fremden hindeutete; doch als ich sehr dringend bat und nochmals versicherte, auch mit dem kleinsten Stübchen zufrieden zu sein, sagte er, er wolle mit seiner Frau Rücksprache nehmen, vielleicht sei es möglich mich unterzubringen.

Ich gestehe, daß ich in Versuchung kam, zu fragen: Warum muß ich alter gebrechlicher Mann auf einer Reise, die ich ja nur zur Erfüllung einer christlichen Liebespflicht unternommen habe,

solches Mißgeschick haben und hieher verschlagen werden? — Indessen ich bekämpfte diese Anwandlung des Unmuths und sagte mir: Der liebe Gott weiß es; ich will mich fügen und ihm danken, wenn ich hier wenigstens übernachten kann.

Bald kehrte der Wirth zurück mit der Nachricht, daß für mich auf dem Anbau des Hauses ein dort befindliches kleines Zimmer zugerichtet und geheizt werde; ich möchte deshalb noch ein Stündchen im Gastzimmer verweilen, bis Alles in Ordnung sei. Darauf ließ ich mir ein Abendessen und auch eine Flasche Rheinwein geben und hörte den im Harzer Dialekt lebhaft geführten Unterhaltungen der Handelsleute zu. Nach Verlauf einer guten Stunde erschien dann die Wirthin, eine blasse sehr betrübt aussehende Frau und lud mich ein, ihr mit meinen Sachen in mein hergerichtetes Stübchen zu folgen.

In das Schlafzimmerchen eingetreten, dankte ich der Wirthin herzlich für die Mühe, die sie sich meinetwegen noch am späten Abend gemacht hatte. Sie erregte wegen ihres leidenden Aussehens mein Mitleid, und ich sagte: „Möge der liebe Gott es Ihnen tausendfach vergelten, und wenn ein Kummer Sie drückt, Ihnen denselben abnehmen.“

„O Herr,“ erwiderte sie, mit Mühe das Weinen unterdrückend, „das kann nicht mehr sein!“ Damit ging sie hinaus. — Ich sah mich nun in meinem Zimmerchen näher um. Dasselbe war wohlthuend durchwärmt, ein recht ansehnliches Bett lud zur erquickenden Ruhe ein; ein

Tischchen und ein altmodischer aber bequemer Lehnstuhl bildeten das Meublement. — Ich hatte den Rest des Weines, der recht gut war, mitgenommen, trank noch ein Glas und setzte mich dann nieder, um den noch rückständigen Theil des Breviergebetes zu vollenden.

Ein Stündchen mochte darüber vergangen sein, während dessen, wie ich hörte, auch die anderen Gäste theils im Hause, theils über den Hof sich zur Ruhe begaben. Meine Uhr zeigte die zehnte Stunde, und ich erhob mich, um mich gleichfalls dem einladenden Ruhebett zu übergeben.

Ich war eben im Begriffe mich auszukleiden, da hörte ich in der Nähe einen kläglichen Laut, und indem ich aufhorchte einen zweiten stärkeren. Ich nahm das Licht und leuchtete unter das Bett, ob sich nicht dort ein Thier, vielleicht eine Katze, verkrochen habe; aber in demselben Augenblicke höre ich den Jammerlaut wieder und zwar von der Seite, wo, wie ich erst jetzt bemerkte, eine Tapetenthüre, mit einem kleinen verhängten Fenster versehen, in ein anstoßendes Gemach führte. Ohne Zögern ergreife ich den Thürdrücker, um nachzusehen, allein die Thüre ist verschlossen, oder vielleicht von Innen verriegelt und läßt sich nicht öffnen; doch ist aus dem Thürfenster ein Eckstück ausgebrochen, wodurch es mir möglich ward, das Vorhängchen zur Seite zu schieben und so durch das vor das Fenster gehaltene Licht den Raum, woher die kläglichen Töne klangen, zu erhellen und auszuspähen.

Indem ich damit beschäftigt bin, fällt mir die ganze Glasscheibe, die nur mit einem Streifen

Tapete auf die Thüre festgeklebt war, in die Hand, und nun ist die Oeffnung groß genug, um das Vorhängchen zur Seite zu schieben, das Licht hindurch zu halten und den Raum zu erhellen. Ich nehme nun behutsam das Licht, nachdem ich zuvor eine Wachskerze, wovon ich immer auf der Reise einige Stücke mitführe, angezündet, und leuchte, den Arm weit durch die Oeffnung vorgestreckt, in das Nebengemach. -- Und was sehe ich dort? — Eine Kindesleiche auf dem Strohlager an der mir gerade gegenüber befindlichen Wand des ganz kleinen Kämmerchens. Hastig zog ich das Licht zurück und tastete mit hindurch gestrecktem Arme nach dem Schlosse der Thüre, und dieses, ein sogenanntes Druckschloß, gab sofort dem Drucke meines Daumens nach — die Thüre war geöffnet.

Ungesäumt trat ich ein und ging zur Leiche. Es war ein eilf- oder zwölfjähriges Mädchen. — Sollten von ihm die Jammertöne gekommen sein? — Kaum hatte ich mich zu ihm niedergebeugt, als ich eine Bewegung der Lippen gewahrte, und sogleich den Jammerton vernahm, sowie das Bemühen der Scheintodten bemerkte, die Augen zu öffnen.

Ohne Zögern nahm ich das nur mit einem dünnen Kleidchen bekleidete und vor Kälte ganz erstarrte Kind auf meine Arme und trug es heraus in mein warmes Zimmer, wo ich es in das für mich bestimmte Bett legte. Ich erwärmte am Ofen rasch meine Reisedecke und im Wasserglase ein wenig Wein und hatte die Freude, nach einer Dauer von kaum zehn Minuten zu

sehen, wie die Augen und der Mund des Kindes sich öffneten und die Brust sich auf und niederhob. Nun bedeckte ich dasselbe mit der durchwärmten Reisedecke und flößte ihm mit dem Finger, da ich kein Löffelchen zur Hand hatte, ein wenig warmen Wein ein, und dieser hatte die Wirkung, daß sich bald Lippen und Zunge bewegten, gleichsam als wolle das Kind sprechen. Nach und nach wurde die Bewegung des Herzens bemerkbar, der Pulsschlag war, wenn auch noch sehr matt, doch wieder fühlbar, und nun, nachdem ich das Kind in eine etwas erhöhte Lage gebracht, gab ich ihm mittels eines zu einem provisorischen Löffel gedrehten Blattes meiner Brieftasche einige Tropfen Wein in den Mund, die es in der That verschluckte, so daß ich's nun wagte, ihm aus dem Glase von dem Rest des Weines mit viel Wasser vermischt von Zeit zu Zeit zu trinken zu geben, hoch erfreut, dem guten Kinde das Leben erhalten zu haben. —

Nach Verlauf von abermals einer Stunde war das Athmen des Kindes ganz regelmäßig und sein Pulsschlag fast normal. Ich redete es jetzt an, indem ich sagte: „Du armes Kind, bist wohl sehr kalt gewesen, nicht wahr, dich hat arg gefroren?“ Es bewegte erst einige Zeit den Mund und sprach dann mit matter Stimme: „Ja, Herr Doktor, ich war sehr kalt.“ — „Nun,“ sagte ich, „trinke nochmals, das wird dich erwärmen und stärken,“ und es trank mit vollem Behagen und dankte.

Ich trug mir nun den Sessel dicht an's Bett und da ich gewahrte, daß es Neigung zum

Schlafen zeigte, indem es stark gähnte, nahm ich meine Stellung so, daß der Rücken des Stuhles das Licht verdeckte, und wirklich lag es bald in tiefem Schlafe.

Auch ich versuchte nun, so gut es ging, in dem Sessel ein wenig zu schlafen, indem ich mich in meinen Mantel hüllte, jedoch es wollte nicht gehen, theils duldete es die Aufregung nicht, in welcher ich mich befand, theils hielt mich auch das Interesse wach, daß ich an dem sichtbaren Wiederkehren und Erstarken der Lebenskräfte des Kindes nahm und das mich von Augenblick zu Augenblick nach meinem geretteten Schützling sehen ließ. Nicht Vater und Mutter können mit größerer Freude auf ihr aus schwerer Krankheit erstandenes Kind sehen, als ich auf meinen vom Tode geretteten Schützling blickte.

Der Tag dämmerte bereits, und noch schlief das Kind, bis es dann das laute Geräusch der Marktleute aufweckte, welche die Budenflachen vom Stallboden auf den Hof warfen. Mit scheuem Blicke musterte es mich, und da es in mir einen Fremden und Unbekannten erblickte, rief es ängstlich: „Mutter, wo bist du?“ — Ich suchte es zu beruhigen, indem ich sagte: „Die Mutter schläft noch, aber ich will sie bald herbei rufen“; denn ohne das Kind fragen zu müssen, erkannte ich, daß mit der herbeigewünschten Mutter die blasse und betrübte Wirthin gemeint war, welcher das Kind ähnlich sah.

„Warst du lange krank, mein Kind,“ fragte ich, „und fühlst du dich jetzt besser?“

„Ach ja, ich bin wohl lange krank gewesen,

wie lange aber weiß ich nicht. Ach, ich möchte doch erst die Mutter sehen!"

„So will ich sie rufen; jetzt aber trink' einmal Wasser und bleibe ruhig im Bette."

Ich stieg die Treppe hinab und auf dem Hausflur begegnete mir der Wirth, der mir „guten Morgen" bot, sich verwunderte, daß ich schon aufgestanden, und fragte: „wie haben Sie geschlafen?"

„Nun," sagte ich, geschlafen habe ich die ganze Nacht nicht, und daran trägt meine Nachbarschaft die Schuld."

„O Herr," sagte er und sein Gesicht wurde noch bleicher, als es schon war. „Die Thüre zur Kammer war doch verschlossen und das Fenster verhängt, wie hätte Sie da, ohne daß Sie es ahnen konnten, die entseelte Hülle meines einzigen Kindes, das gestern morgen gestorben ist, stören können. Hatten Sie vielleicht die Gardine zur Seite geschoben und war's Ihnen dadurch möglich, die Leiche zu sehen? Ach, ich hatte eben keinen andern Raum mehr für Sie, und Sie wollten ja unbedingt hier bleiben, und darum müssen Sie verzeihen."

„Nicht allein verzeihen, lieber Mann," sagte ich, ihm die Hand reichend, „nein, Gott preisen muß ich und müssen Sie, daß er mich hiehergeführt und zum Nachbar und Retter einer Scheintodten gemacht hat, die, wäre dieses nicht geschehen, heute Morgen wirklich eine Todte wäre."

Mit welchem Blick der Mann mich ansah, wie er, starr vor Hoffnung und Furcht, einer Bildsäule gleich vor mir stand, vermag ich nicht

zu beschreiben. Endlich faßte er sich und an den Pfosten der Treppe sich haltend, stieß er die Worte hervor: „O Herr, lieber Herr, wie soll ich verstehen, was Sie da sagen? Sollte mein Kind, meine liebe Marie nicht todt sein, sondern leben? O sprechen Sie deutlich, lebt mein Kind, mein einziges Kind?"

„Still, still!" sagte ich, „kommt mit mir in die Stube, ermannt Euch, es ist nichts Trauriges, was ich Euch berichten kann," und damit zog ich ihn mit mir in's Gastzimmer, um ihn noch etwas Zeit zu lassen, sich zu fassen. „Setzt Euch und hört mich an: Euer Kind lebt, und ist jede Aufregung bei ihm zu vermeiden. Thut deshalb, wenn Ihr es jetzt wiedersehet, als ob Ihr es als eine aus schwerer Krankheit, nicht aber vom Todbette Erstandene begrüßet. Gerade so darf auch Euere Frau nur thun, und ich bitte Euch deshalb, daß Ihr auch diese selbst langsam und behutsam auf diese unerwartete Freude, die Euch Gott gewährt, aufmerksam macht; denn Beiden, dem Kinde und der Mutter, könnte, wie ich aus der Letzteren Schmerz über den Verlust ihres Kindes schließen darf, Schreck und Freude tödtlich sein."

Dann theilte ich ihm so kurz als möglich die Einzelheiten bei der Rettung seines Kindes mit. „Und nun kommt!" sagte ich, „und schaut Gottes Liebe, die sich in der Wiedergabe Eueres todtgeglaubten und doch lebenden Kindes so herrlich offenbart.

Wir stiegen die Treppe hinauf zu meinem Schlafzimmer. Dem hereintretenden Vater lächelte

die erstandene Tochter freudig entgegen, und er drückte sie innig an seine Brust; dann aber eilte er zu seiner Frau, um auch ihr das freudenreiche Ereigniß vorsichtig, wie ich ihm geboten, mitzutheilen, und siehe, auch die sogleich herbeieilende Mutter, welche der Schmerz so allgewaltig niedergebeugt hatte, war ein starkes Weib, das Wiederfinden des todtgeglaubten Kindes war ein wahrhaft seliges, aber ein ruhiges und gefaßtes.

Es währte nicht lange und das Gerücht von dem überraschenden Ereignisse war in's Städtchen gedrungen, und allgemeine Freude strahlte auf den Gesichtern der Verwandten und Bekannten der Wirthsleute, die nun kamen, um denselben ihre Theilnahme und Glückwünsche auszusprechen.

Ich, als der vom Wirthe als von Gott gesendete Retter Bezeichnete, wurde mit Artigkeiten und Ovationen förmlich überschüttet und freute mich, gegen Mittag das Gesicht meines Neffen zu sehen, der mich mit seinem Jagdwagen zu seiner eine Stunde entfernten Försterwohnung brachte, wo ich mich dann in einigen Tagen von den überstandenen Strapazen wieder erholte.

Auf meiner Rückreise fuhr ich vor meinem alten Quartier vor und fand das Kind gesund und munter mit seinen Eltern am Tische sitzen. Noch dreimal habe ich die Gerettete besucht, das letzte Mal besuchte sie mich mit ihren Eltern auf meiner Pfarrei, um mir Lebewohl zu sagen, da die Familie nach Amerika auswandern wollte, um eine Farm, die ein unverheirateter Bruder der Frau in der Nähe von St. Louis hinterlassen hatte, zu übernehmen.

27.

## Die Schwiegertochter.

Franz hatte eine glänzende Partie gemacht. Der Sohn eines armen Bauern, hatte er wegen seiner Talente und seines Fleißes auf Kosten des Pfarrers und dann von reichen Gönnern unterstützt, studieren dürfen, hatte nach Vollendung seiner Studien und seiner Praxis in Wien eine bedeutende Stelle erhalten, war in der besten Gesellschaft eingeführt und beliebt und hatte endlich die Tochter eines berühmten und sehr reichen Arztes zur Frau erhalten, mit welcher er so glücklich lebte, daß er auf dem Gipfel irdischer Zufriedenheit angekommen schien.

Und doch hatte seine Gattin ihn schon einigemale überrascht, wie er eine ängstliche Beklommenheit und Verlegenheit verrathen hatte. Das war jedesmal der Fall gewesen, wenn ein alter dürftig gekleideter Bauersmann auf einige Minuten bei ihm in seinem Arbeitszimmer gewesen war. Bertha, seine Gattin, fragte, wer der Alte sei, erhielt aber nur die ausweichende Antwort: „Ein Verwandter.“

Das muß anders werden, sagte sich Frau Bertha im Stillen, ich muß der Sache auf die Spur kommen. — Nach einigen Wochen, Frau Bertha war eben in der Küche beschäftigt, öffnete sich die Glasthüre zum Korridore, und schüchtern trat jener alte Mann wieder ein. Ihn scharf musternd, fragte sie: „Zu Wem wünschen Sie zu gehen?“

Der alte Mann schaute sie einen Augenblick ganz verwirrt und erschrocken an und stammelte: „Ich — ich — will lieber wieder gehen!“

„Nein, gewiß nicht, lieber Mann,“ sagte Bertha erröthend, denn sie schämte sich ihres etwas geschäftlichen Empfanges des Greises. „Wollen Sie zu meinem Manne?“

„Ich — ja, gnädige Frau, — aber ich kann ja später wieder kommen“, sprach der Greis, in dessen Gesicht sich eine unnennbare Verlegenheit und ein gewisser Schmerz abprägte.

„Nein, nein, bleiben Sie, lieber Mann, kommen Sie herein in die Küche, nehmen Sie Platz, mein Mann kann jeden Augenblick kommen.“

Rührender Dank schaute dem Greis aus den Augen über die Freundlichkeit der Frau; er nahm Platz, und Frau Bertha, nachdem sie ihm ein Glas Wein hingestellt hatte, arbeitete ruhig weiter. Nach einer kleinen Weile wandte sie sich wieder zu ihm mit der freundlichen Frage: „Sie werden müde sein, haben wohl einen weiten Weg gemacht; woher, wenn man fragen darf?“

„Von Jodlina,“ erwiderte der Alte zögernd und heftig erröthend.

„Jodlina?“ entgegnete Bertha, „da ist ja, wenn ich nicht irre, mein Mann daheim.“ Ein blitzartiger Gedanke fuhr ihr in diesem Augenblicke durch den Kopf. Ihr Mann hatte ihr niemals etwas sagen wollen von seinen Eltern — sollte etwa gar dieser alte Mann — sie wagte nicht auszudenken, aber wie sie den Greis wieder ansah, so mußte sie sich sagen: Ja es ist kein anderer als der Vater meines Mannes, mein

Schwiegervater. Mein Mann schämt sich seiner und hat mich im Verdacht derselben Sünde.

In diesem Augenblicke klingelte die Glocke an der Glasthüre. Frau Bertha ging rasch zur Küchenthüre hinaus, um ihrem Manne, denn er war es, zu öffnen. — Mit tiefernstem Blicke empfing sie ihn und führte ihn sofort in das Empfangszimmer.

„Franz," sagte sie mit zitternder Stimme und mit Thränen in den Augen, „Franz, du hast nicht gut, nicht ehrlich an mir gehandelt."

Bleich und betroffen starrte er sie an.

„In der Küche ist ein armer alter Mann aus Jodlina," fuhr sie fort.

„Aus Jodlina!" rief vor Schrecken erblassend ihr Gatte.

„Ja, aus deiner Heimath; und darf ich wissen, wer's ist?"

„Bertha!"

„Du schweigst! So will ich selbst es Dir sagen: Franz, es ist dein alter Vater; er ist durch unsere Ehe auch mein Vater geworden, und du schämst dich seiner und behandelst ihn so?"

Und mit inniger, unverholener Theilnahme fuhr sie fort:

„Franz, ich muß dir einen schweren Vorwurf machen. Du setzest nicht so viel Vertrauen in mich, als ich billiger Weise erwarten darf, denn du bist in einem Vorurtheil befangen, durch welches du dich zu dem Verdachte berechtiget glaubst, auch mich für stolz und eitel zu halten. Was anders könnte dich sonst bestimmen, deines Vaters Stand und dein Herkommen mir zu ver-

heimlichen? — Dieser alte schlichte Landmann, der dir so ähnlich sieht, kann kein anderer sein, als dein Vater. Anstatt aber als Vater mit uns zu Tische zu sitzen, steht er zur Seite geschoben verlegen und betrübt da. Ihm wird schwer zu Muthe sein, aber dir nicht minder wegen der Vorwürfe und Unruhe deines Gewissens."

Die Augen des tiefgerührten Mannes füllten sich mit Thränen.

„Verzeihe, Herzensbertha, ich habe nichtswürdig gehandelt, ich habe dich für hochmüthig gehalten, weil ich es war."

Bertha fiel ihm in die Rede: „Zunächst stellst du mich sofort dem Vater vor und bittest ihm ab." Und ihn an der Hand fassend, zog sie ihn mit sich zur Küche hinüber. Dort kniete sie nieder und zog auch ihren Mann zu sich nieder, ergriff dann die harte schwielige Hand des Alten, küßte dieselbe ehrfurchtsvoll und bat:

„Vater, verzeihet und segnet uns!"

Der Greis schluchzte und weinte laut vor Rührung, indem er seine Kinder mit Segensworten überschüttete. — Die Köchin schaute mit offenem Munde der Scene zu. „Für drei Personen zu Mittag decken!" befahl jetzt die Herrin des Hauses der Dienstmagd, welche sich eilig entfernte, den Auftrag zu vollziehen.

Nach dem Mittagessen fuhren alle drei in die Stadt umher, und es wurden Einkäufe gemacht, um der Mutter und den Schwestern mit einer Bescheerung eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Gegen Abend geleiteten dann die Kinder ihren alten Vater zum Gasthause, wo er eingestellt

hatte, und der Abschied vollzog sich in herzlich kindlicher Weise.

Einige Wochen nach diesem Vorgange reisten die beiden Ehegatten nach Jodlina, woselbst die alten Eltern überglücklich ihrer Ankunft entgegen sahen, sowie ihre beiden Töchter hocherfreut und beklommen zugleich ob des vornehmen Besuches.

Am nächsten Morgen besuchten sie die Dorfkirche und sprachen dann beim Pfarrer vor, derselbe, welcher einst Franz getauft und hauptsächlich das Studiren ihm ermöglicht hatte. Der alte Vater aber wußte seiner Freude über die gute Schwiegertochter keine Grenze, zudem hatte sie ihm ja auch seinen verlorenen Sohn wieder gewonnen.

So kehrte das Glück und die volle Zufriedenheit einer ganzen Familie zurück durch die Vermittlung einer guten edlen Frau. Wäre sie nicht eine solche gewesen, so hätte voraussichtlich ihr Mann aus verwerflicher Scham kurzweg seine Eltern verleugnet, und die Vorwürfe des Gewissens würden ihm sein Leben verbittert und sein Weib unglücklich gemacht haben; denn das vierte Gebot und der Segen und Fluch, der an ihm hängt, bleibt für immer bestehen.

---

## 28.

## Ein Vater der Armen.

Erzbischof Cheverus zeichnete sich ganz besonders durch seine barmherzige Liebe gegen die Armen aus. Er trieb dies so weit, daß er sich

alles, selbst das Nothwendigste versagte, um nur seinen lieben Armen helfen zu können; und hätte seine Umgebung nicht für ihn gesorgt, er würde selbst die Sorge für seine Nahrung und Kleidung vernachlässigt haben, so freigebig verschenkte er Alles, was er nur bekommen konnte, an die Armen. Hören wir ein Beispiel seiner Freigebigkeit.

Seit mehreren Jahren hatte der Schn idermeister nichts mehr für ihn anfertigen dürfen, und es war so weit gekommen, daß der heilige Bischof sich kaum mehr kleiden konnte. Sein Kammerdiener sagte mehrmal zu ihm: „Aber Euer Gnaden, betrachten Sie doch die Beinkleider, die sie da tragen, sie sind ganz zerlumpt. Vergeblich verwende ich alle Abende eine Stunde und noch mehr darauf, um sie auszubessern; am andern Tage muß ich immer wieder von vorne anfangen. Kaufen Sie doch wenigstens neue Beinkleider. Sie kleiden so viele Arme, daß Sie, wie mir scheint, wohl auch an sich selbst denken konnten."

Der gute Bischof erwiderte dann immer wieder: „Ein wenig Geduld, mein Freund! Das Geld ist bei mir rar; später wollen wir sehen. Uebrigens bemerkt man es ja unter dem Talare nicht."

Der Kammerdiener geduldete sich; aber Alles hat sein Ende; kurz die Beinkleider konnten kaum mehr angezogen werden. Was nun anfangen?

Der sorgsame Diener ging nun zu einer alten Dame, durch deren Hände der Bischof einen großen Theil seiner Almosen gehen ließ, theilte ihr die Armuth des Prälaten mit und bat sie,

in ihn zu dringen, daß er wenigstens die so nothwendige Ausgabe für das ihm fehlende Kleidungsstück mache. Die gute Dame, ohne sich lange zu bedenken, begibt sich zum Erzbischof und sagt zu ihm: „Gnädiger Herr, ich flehe Ihr Mitleid an für ein dringendes Bedürfniß. Sie haben mir zwar erst gestern fast den ganzen Inhalt Ihrer Börse gegeben, und ich muß in Ihren Augen höchst unbescheiden erscheinen, wenn ich heute schon wieder mit einer Bitte komme."

„Es ist wahr, Madame! Sie finden mich nicht bei Kasse, aber lassen Sie einmal hören, um was es sich handelt. Ist der Fall so dringend, so entlehne ich Geld."

„O gnädiger Herr, es handelt sich um etwas ganz Geringes; ich möchte für einen würdigen Mann, der fast ganz kleiderlos ist, ein Kleidungsstück kaufen. Dreißig Franken, denke ich, werden zu diesem Einkaufe genügen."

„Hier sind sie," sprach der Erzbischof, „aber heute dürfen Sie mich um nichts mehr bitten; ich habe keinen Sous mehr, was ich indeß nicht bedauere, denn die leidenden Glieder Jesu Christi müssen wir bedenken."

Hocherfreut über das Gelingen ihrer Kriegslist, übergab die Dame das Geld dem Kammerdiener und erzählte ihm den Hergang der Sache.

Als der gute Bischof zwei Tage später von seinem Bette aufstand, — welche Ueberraschung! — Auf dem Stuhle liegen neue Beinkleider!

„Franz!" rief er im Tone des Vorwurfes seinem Kammerdiener zu: „Franz, was soll das

bedeuten? Habe ich dir nicht verboten, etwas für mich ohne meine Erlaubniß zu kaufen?"

„Gnädiger Herr, ich verdiene keinen Tadel. — Sie haben das Geld zu diesem Kleidungsstücke der Madame L. gegeben."

„Wie?" entgegnete der Bischof verwundert, „wie? Ich?"

„Haben Euer Gnaden nicht vor zwei Tagen der Madame L. dreißig Franken zur Bekleidung eines Armen eingehändigt?"

„Ja!"

„Dieser Arme, der Bedürftigste von Allen, waren Sie, gnädiger Herr, da Sie nicht einmal Beinkleider zum Anziehen hatten."

Der Erzbischof lächelte, und mußte wohl oder übel das neue Kleidungsstück annehmen. Ob er es aber lange behalten habe, ist freilich eine andere Frage.

---

29.

## Eine Faulenzerin.

„Ach, wie schläfrig bin ich!" sagte Veronika, die Tochter eines Beamten, und dehnte sich gähnend. „Ist mir's doch, als wenn ich schon drei Nächte nicht geschlafen hätte."

„Liebes Mamselchen," erwiderte die Köchin, „greifen Sie nur Etwas an, arbeiten Sie, helfen Sie in der Küche mit — ich wette, die Schläfrigkeit wird Ihnen vergehen, Sie werden hübsch munter und froh werden."

„Danke für den Rath, Jungfer Köchin. — Für die Arbeit sind die Dienstboten da und bekommen ihren Lohn," versetzte Veronika und gähnte abermals, „der Tag schleicht aber auch so langsam dahin, daß es nicht auszuhalten ist. Man möchte sterben vor langer Weile."

„Du möchtest sterben vor langer Weile?" sprach der Vater, der eben aus seiner Schreibstube kam, und die letzten Worte seiner Tochter hörte. „Anderen Menschen vergeht die Zeit zu schnell; wärest du hübsch thätig, so würde sie auch dir schnell dahinfliegen. O liebe Tochter, gewöhne dir doch einmal deinen Hang zum Müssiggange ab. Es ist ja ein wahrer Jammer: Du arbeitest wenig oder nichts, du verdienst das Brod nicht, das du issest, du bist eine unnütze Last der Erde. Andere Menschen sind für ihre Nächsten thätig und stiften auf der Welt Gutes, du aber verzehrest nur, was andere mit Mühe erwerben. Du nützest nicht nur nichts, du schadest sogar. Und zu welchen Fehlern verleitet dich dein unglückseliger Müssiggang! Denke doch an das alte Sprüchwort: Müssiggang ist aller Laster Anfang. Veronika, mache Ernst, sonst wird die Reue zu spät kommen."

Doch alle Ermahnungen des verständigen Vaters waren in den Wind geredet; Veronika blieb, was sie war — eine Faulenzerin; und was sie als Kind gewesen, war sie auch in reiferen Jahren, eine abgesagte Feindin der Arbeit.

Als sie das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatte, wurde sie verlobt. Ihr Bräutigam war

Holm, ein junger Kaufmann. Ihr guter Vater erlebte ihre Trauung nicht, er starb und hinterließ ihr ein kleines Vermögen, welches ihr Mann in die Handlung nahm. Als ein Anfänger mußte er sich in allen Dingen, in der Kost, in den Kleidern und in den Bequemlichkeiten des Lebens einschränken. Das gefiel der thörichten Frau nicht. Sie wollte gut essen und trinken, schön gekleidet sein und auf vornehmen Fuße leben. Da sie in ihren ledigen Jahren immer müßig gegangen, hatte sie natürlich auch wenig gelernt, sie konnte beinahe nichts sich selbst machen, sondern mußte Alles, was nöthig war, von Anderen gegen Bezahlung fertigen lassen. An ein müssiges Leben gewöhnt, war sie zu bequem im Hauswesen, von dem sie zudem nichts verstand, selbst nachzusehen, und überließ Alles ihren Leuten, die in ihrer Weise wirthschafteten. Unter diesen Umständen ging natürlich alles bunt durcheinander und der Hausstand mehr und mehr rückwärts. Herr Holm gerieth immer tiefer in Schulden. Der Kummer über seine verzweiflungsvolle Lage verwirrte endlich seinen Geist — er starb im Irrenhause.

Veronika kam nun in eine so traurige Lage, daß sie oft daran war vor Mangel umzukommen. Vermögen hatte sie keines und durch Arbeit sich etwas verdienen, konnte die altgewohnte Faulenzerin nicht. Endlich wurde sie einer Baronesse empfohlen, bei welcher sie die Stelle einer Kammerfrau erhielt. Jetzt fingen wieder bessere Tage für sie an, aber sie selbst besserte sich nicht, sie legte den Hang zum Müssigange nicht ab, und

obgleich sie nicht viel Geschäfte zu besorgen hatte, so waren doch auch die mäßigen Arbeiten, welche ihr oblagen, ihr zu drückend.

Die Baronesse bemerkte gar bald die Trägheit ihrer Kammerfrau, sie mahnte und warnte und drohte, und da alles nichts fruchtete, kündigte sie derselben den Dienst.

Veronika sah sich nun auf's Neue der bittersten Noth preisgegeben. Was nun anfangen? Da gab ihr der böse Geist den Gedanken ein, sich durch einen Diebstahl zu helfen, und sie entwendete ihrer Herrin einen werthvollen Schmuck, den sie in einer etwas entfernten Stadt, wohin sie sich begeben hatte, verkaufte. Doch die Vergeltung folgte ihr auf dem Fuße nach. Der Diebstahl wurde bald entdeckt und die Diebin verhaftet.

Auf einem offenen Wagen brachte man sie dahin, wo sie das Verbrechen begangen hatte. Eine Menschenmenge umringte bei ihrer Ankunft den Wagen und begrüßte sie mit lauten keineswegs schmeichelhaften Zurufen. Sie hätte vergehen mögen vor Scham.

Veronika konnte den Diebstahl nicht leugnen und wurde zu einer zehnjährigeu Zuchthausstrafe verurtheilt.

Jetzt freilich, im Strafhause, in Zuchthauskleidung, bei spärlicher Kost und schwerer ungewohnter Arbeit beklagte uud beweinte sie ihren Hang zur Trägheit und zum Müssigange, welcher sie in diese jammervolle Lage gebracht hatte, — aber es war zu spät. — Schon im zweiten

Jahre erlag sie dem Jammer. Sie wurde in aller Stille begraben und keine Thräne wurde ihr nachgeweint.

Ja, es ist wahr, was der heil. Gregor sagt: „Müssiggang ist die Stiefmutter aller Tugenden und die Mutter aller Verirrungen. Müssiggang ist ein sanftes Ruhekissen des Teufels.“